

Zum Jahresende: Menschen und Gespräche

Nummer 51/52 – 21. Dezember 2017 – 85. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Warum es uns gibt

Der Astrophysiker Ben Moore über die Ursprünge des Lebens.
Und weitere Einsichten mit Harald Schmidt, Michael Burleigh, Katja Früh,
Wayne Gretzky, Gilles Marchand, Angela Merkel, Harvey Weinstein,
Udo Lindenberg, Urs Schaeppi, Erwin Sperisen u. v. a. m.





PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli+Iff, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 27
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri AG, Neugasse 9

Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.





Aber hallo!
Ihr Mobiltelefon ist jetzt auch
eine Cornèrcard.

cornèrcard

Immer dabei, völlig frei: Bezahlen Sie einfach bequem, schnell und sicher mit dem Smartphone.
Ihre Cornèrcard unterstützt Apple Pay und Samsung Pay. cornèrcard.ch



Im Alltag kommt man selten dazu, sich mit den grossen Fragen unseres Lebens zu beschäftigen. Weshalb gibt es uns? Wie gross ist das Universum? Gibt es einen Gott? Und wenn, so sind es meist Theologen oder Philosophen, die ihre Sicht der Dinge darlegen. Die streng wissenschaftliche Perspektive ist in der Öffentlichkeit untervertreten: weil zu kompliziert, weil kaum jemand so unvorstellbare Gegebenheiten wie die Krümmung des Raums verständlich erklären kann. Eine Ausnahme ist Ben Moore, Professor für Astrophysik an der Universität Zürich. Wenn er vom Ursprung des Universums, von der Entstehung der Galaxien und des Lebens erzählt, so ist das auch für Laien unendlich faszinierend. Seine an ein breites Publikum gerichteten Referate sind gut besucht, seine populärwissenschaftlichen Bücher Bestseller. Bei ihm ist die Geschichte unseres Daseins ein gigantisches Abenteuer. Rico Bandle hat den sympathischen Briten in dessen Wohnung in Zürich besucht. **Seite 32**

Michael Burleigh hat es gewagt, eine «Geschichte des Jetzt» zu schreiben. Damit bietet sich der britische Historiker wie kein Zweiter an für unsere jährliche Einschätzung der Weltlage. Urs Gehrigger hat ihn gebeten, anhand von zwölf ausgewählten Bildern das Jahr 2017 Revue passieren zu lassen. Mit scharfem Blick und einem Schuss britischem Sarkasmus bringt Burleigh Ordnung in die globalen Wirren und kommt zum Schluss: «Die Dinge sind nie so apokalyptisch, wie uns die Medien weismachen wollen.» **Seite 40**

Wir treffen Adrian Amstutz auf dem Höhepunkt der Sexismus-Debatte im Bundeshaus. Diese sei «Quatsch», sagt der SVP-Klartexter, der in der Wintersession das Amt des Fraktionspräsidenten abgegeben hat. Gewohnt offen und direkt zieht Amstutz im Gespräch mit Philipp Gut eine menschliche und politische Bilanz seiner Berner Jahre – und er fordert, dass die geheimen Bundesrats- und Kommissionssitzungen öffentlich werden. **Seite 76**

Er ist fürs Eishockey, was Muhammad Ali fürs Boxen und Pelé für den Fussball war. Der Kanadier Wayne Gretzky gehört auch mit 56 Jahren immer noch zu den einflussreichsten Persönlichkeiten im Sport. Unser Reporter Thomas Renggli erhielt in Toronto die rare Gelegenheit, ein ausführliches Interview mit «The Great One» zu führen. Gretzky zeigte sich dabei als charmanter, weltoffener und humorvoller Gesprächspartner. Er erklärt, weshalb die kanadischen Kinder einem Schweizer nacheifern, warum er selber seinem Bodyguard vieles verdankt und wieso er ein halber Russe ist. Eine beeindruckende Be-

gegnung mit einem Mann, der weit über die Banden hinausblickt. **Seite 80**



Cover-Inspiration: New York im Fichtenstress.

Für diese Ausgabe liessen wir uns von einem wunderbaren Cover der Zeitschrift *The New Yorker* inspirieren; die Adaption besorgte der Winterthurer Illustrator Patrick Oberholzer.

Liebe Leserinnen und Leser, die Redaktion dankt Ihnen herzlich für Ihr treues Interesse und wünscht Ihnen frohe Festtage. Die nächste Ausgabe erscheint, mit schönen Neuerungen und einigen neuen Autoren, am 4. Januar.

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

medic jobs

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Katharina Fontana, Urs Gehrigger (*Leitung Ausland*),
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Peter Holenstein,
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwanager,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann

Bildredaktion: Martin Kappler,
Julia Dunlop (*Assistentin*)

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser,
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH

Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Mehr Auto fürs Geld
www.kia.ch

Die pure Lust am Fahren. Der neue Kia Stinger.



HVS Zürich

stinger



The Power to Surprise

Unser atemberaubender Gran Turismo der Spitzenklasse ist die gelungene Vereinigung von herausragendem Stil, hoch entwickeltem Hightech und beeindruckender Kraft. Ein 3,3-Liter-V6-Biturbo bringt seine Kraft über alle vier Räder auf die Strasse und seine umfassende Sicherheits-/Komplettausstattung lässt keine Wünsche mehr offen.

New Stinger 3.3 L T-GDi V6 4x4 370 PS CHF 57'950.- mit 8-Stufen-Automatik

Abgebildetes Modell: New Kia Stinger 3.3 L T-GDi V6 4x4 aut. CHF 57'950.- und Metallic-Lackierung CHF 890.-, 10.6 l/100 km, 244 g CO₂/km, Energieeffizienzklasse G, CO₂-ETS 56 g/km. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 134 g CO₂/km (unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.). CO₂-ETS = CO₂-Emissionen aus der Treibstoff- und/oder der Strombereitstellung.



NEW PICANTO



NEW RIO



NEW STONIC



SOUL EV



VENGA



CEE'D GT



CEE'D SPORTSWAGON



CARENS



NEW OPTIMA PLUG-IN HYBRID



NEW NIRO



NEW SPORTAGE



NEW SORENTO

Kia Motors AG, 5745 Safenwil, 062 788 88 99



Freundschaft

Die EU macht Druck. Und der Bundesrat sieht uralt aus.

Von Roger Köppel

Eigentlich hätten hier zum Jahresabschluss ein paar erbauliche, schöne Zeilen stehen sollen. Wir hätten uns zum Beispiel mit dem unverlierbaren Zauber der «Star Wars»-Serie beschäftigen können und mit der Frage, wie sich die schwere Gesichtsverletzung, die der Schauspieler Mark Hamill, Hauptdarsteller der allerersten Folge 1977, einen Tag vor Abschluss der Dreharbeiten bei einem Autounfall erlitten hatte, auf seine weitere Karriere ausgewirkt hat. Hamill liess sich nicht unterkriegen, machte weiter und spielt auch in der neusten, wieder phänomenal erfolgreichen Auflage mit – aus dem ebenmässigen Schönling von einst ist ein etwas düsterer Charakterschauspieler geworden. Für uns Alt-Fans ein herzerwärmendes Wiedersehen.

Ein anderes Thema wäre natürlich der Dauerbrenner Donald Trump gewesen. Hier ist interessant, dass entgegen den Medienberichten weder die Welt im Allgemeinen noch die USA im Besonderen bis jetzt untergegangen sind. Ja, es zeichnet sich möglicherweise sogar eine Neubeurteilung ab, wenn denn die von Trump durchgebrachte drastische Steuersenkung, die hoffentlich auch die Schweizer inspiriert, wie einst unter Ronald Reagan der Wirtschaft einen starken Schub vermittelt. Was den meisten Journalisten natürlich egal ist, weil sie nun einmal beschlossen haben, den unkonventionellen Amerikaner aus dem Amt zu schreiben.

Und noch eine dritte Variante, die jetzt bedauerlicherweise in die Binsen geht: Der brillante britische Altertumsforscher Robin Lane Fox hat im Klett-Cotta-Verlag eine grossartige Biografie über den Kirchenvater Augustin geschrieben. An Augustin fasziniert nicht nur die Biografie dieses Grossgelehrten an der Schwelle zwischen Spätantike und Mittelalter. Der Mann wurde auch zum grossen Anreger der Reformation und somit indirekt zum Impulsgeber der Gegenreformation, mit der man sich auch einmal eingehender beschäftigen müsste. Auf Augustin geht im 16. Jahrhundert der Protest der Kirchenreformer zurück, die sich gegen Ablasshandel und den Missbrauch Gottes durch eine machtrunkene Priesterhierarchie im Vatikan auflehnten. Weltbewegend, im Wortsinn. Auch das wäre für Weihnachten ein passender Stoff gewesen.

Nun aber holt uns, leider, leider, kurz vor Ladenschluss in diesem Jahr doch noch einmal



Sie nennen es Freundschaft: Juncker, Leuthard.

die Politik ein. Wir erinnern uns: Kürzlich war EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker auf Staatsbesuch in Bern. Der Himmel hing voller Geigen. Bundespräsidentin Doris Leuthard war hin und weg. Juncker flötete von «Freundschaft» und «Kaiserwetter». Dafür erntete er Zusagen in der Höhe von 1,3 Milliarden Franken. Leuthard bekräftigte stolz, dass man das Geldgeschenk «ohne Verknüpfung politischer Interessen» spreche, also ohne Gegenleistung. Den Schildbürgerstreich adelte die NZZ sogleich zum smarten Schachzug: Eine «trotzige Blockade» würde nur das Kaiserwetter zwischen Bern und Brüssel «trüben».

Dieser Tage kommt heraus: Leuthards Plan liegt in Scherben. Die Geschenke brachten nichts. Katzenjammer folgt auf Kaiserwetter. Junckers Leute ziehen härtere Saiten auf. Sie haben ein technisches Verfahren entdeckt, mit dem sie die Schweiz, die sie nebenbei auch noch auf eine graue Steuerliste setzen, drangsalieren können. Ruckartig verweigern sie die noch Mitte November in Aussicht gestellte Anerkennung der Schweizer Börse. Das also ist die Gegenleistung für den versprochenen Geldsegen aus Bern. Brüssel lässt durchbli-

cken, dass die Schikane gegen den Finanzplatz endet, sobald die Schweiz endlich das von der EU gewünschte Rahmenabkommen inklusive fremder Richter akzeptiert. Spätestens bis Ende 2018.

Kurz: Leuthards Busenfreund Juncker will die Schweiz gewaltsam in eine institutionelle Zwangsehe mit seiner EU hebeln.

Möglicherweise haben die dreisten Druckversuche aus Brüssel die gleiche Wirkung auf den Bundesrat wie der behördliche Flirt-Leitfaden auf die Sexismus-Debatte: Es ist ein Augenöffner, der nun wirklich allen klarmacht, was für ein absonderliches Theater hier gespielt wird. Die EU will sich die Schweiz unterjubeln. Sie verlangt, dass wir künftig automatisch europäisches Recht übernehmen. Im Zweifelsfall soll der Europäische Gerichtshof entscheiden. Bruchlos würde die Schweiz als rot-weisses Legoklötzchen in die EU eingefügt. Wenigstens wissen wir jetzt, was Junckers EU unter Freundschaft versteht. Es ist die Freundschaft eines Mafiapaten, der dir freundschaftlich den Arm bricht, wenn du dich seinen Forderungen widersetzt.

Happig ist, wie sich unsere Landesregierung vom fröhlichen Chefkommissar vorführen liess. Auf Vorrat wurde Geld versprochen. Den Entscheid darüber verheimlichte der Bundesrat eine Woche lang im Vorfeld des Staatsbesuchs aus Angst vor öffentlichem Ärger. Hinterher deutete er die vernebelte Kapitulation zur Strategie um. Was die EU wiederum zum Anlass nahm, die Daumenschrauben anzuziehen. Die Episode könnte als Meilenstein der Inkompetenz in die Geschichte der schweizerischen Diplomatie eingehen. Wir sind gespannt, wie Chefunterhändlerin Pascale Baeriswyl (SP) das Fiasko dereinst schönreden und begründen wird.

Für Doris Leuthard hat das Ganze noch immer eine «positive Dynamik». Vermutlich jubelt nach wie vor die NZZ. Gut, für die Bundespräsidentin gelten mildernde Umstände. Sie sucht den historischen Auftritt vor dem Abgang, egal wie. Nachdenklicher stimmt das Verhalten ihrer Kollegen. Wie konnten sie es nur zulassen, dass sich die Schweiz diplomatisch derart vergaloppiert? Es wird höchste Zeit, dass der neue Aussenminister Ignazio «Reset» Cassis bei Junckers «Freundschaftsvertrag» endgültig den Stecker zieht. Und ja: Die unsinnige «Kohäsionsmilliarde», die eigentlich 1,3 Milliarden beträgt, darf nicht fließen.

Schliessen wir zum Jahresende hoffnungsfroh mit einem Zitat des erwähnten Kirchenvaters Augustin: «Wer sich in seiner Torheit liebt, wird nicht zur Weisheit vordringen.» Anders ausgedrückt: Das Gute an der schlechten Politik ist, dass sie irgendwann eine bessere Politik hervorbringt.

Schöne Weihnachten!

Bei uns ist kein
Kunde König.
Unsere Patienten
sind Kaiser.

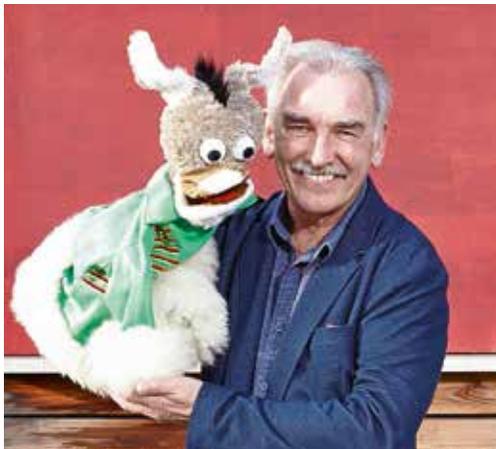
Ihre Privatklinik für Chirurgie und
individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





«Eine Art Lockvogel»: Céline Aмаudruz. Seite 22



«Ich lebe noch»: Kliby und Caroline. Seite 114



Weg zur Macht: Sebastian Kurz. Seite 25



Panik-Doktor: Udo Lindenberg. Seite 36



«Nun zerstören Sie auch noch meine Illusionen von der Schweiz! Sie sollten hier leben.»

Michael Burleigh: Seite 40

19 Dominique Biedermann
Ethos-Chef unter Zeitdruck

Kultur & Gesellschaft

24 Der schwedische Transgott
Gender-Korrektheit als Realsatire

Rubriken

- 11 Im Auge
Witaly Mutko, WM-Organisator
- 14 Personenkontrolle
Badran, Naef, Marti, Barrile, Burkhalter, Pünter etc.
- 15 Nachruf
Stefan Sonderegger, Sprachhistoriker

Wir sind 2017

- 30 Inhalt
Menschen und Gespräche

Kommentare & Analysen

- 7 Editorial
- 11 Kommentare Emmanuel Macron:
Europas neuer Schlossherr
- 12 Flüchtlinge
Freipass für Konvertiten?
- 13 Eilmeldung
Brüssel diktiert neue Bedingungen
- 28 Mörgeli
Geheuchel von links
- 28 Bodenmann
FPÖ-Verräter lassen SVP fallen
- 29 Medien
Das Wunder von Leutschenbach
- 29 Die Deutschen
Deckel für alles

Inland

- 18 Jeannine Pilloud
Unschönes Ende einer Frauenkarriere
- 20 Nächtlicher Glockenklang
Alles verbieten, was einen stört?
- 21 Die Suva tut es schon wieder
Verbote ohne rechtliche Grundlage
- 22 Céline Aмаudruz
Kampf gegen Sexismus im Bundeshaus
- 23 Rhonekorrektur
Kostenexplosion beim Jahrhundertprojekt

Ausland

- 25 Sebastian Kurz
Österreichs neuer Kanzler konzentriert alle Macht
- 26 USA
Trumps Präsidentschaft sieht zunehmend aus wie ein Erfolg
- 26 Massmigration
Angela Merkels historischer Fehler und die Folgen

Wirtschaft & Wissenschaft

- 16 Benjamin Constant
Genie aus der Westschweiz

jura[®]

Kaffeegenuss –
frisch gemahlen,
nicht gekapselt.

Roger Federer

Inspirierendes Vorbild,
unerreichter Rekordhalter
als Grand-Slam-Sieger
und als Nummer eins der
Tennis-Weltrangliste –
und Kaffeegenießer.



SWISS  MADE

Die edle Z8 von JURA begeistert selbst anspruchsvollste Kaffee- und Designliebhaber wie Roger Federer. Top- und Frontpartie sind aus 3 mm starkem Aluminium gefertigt. Die One-Touch-Lungo-Funktion sorgt für bekömmliche lange Kaffees. Kurze Spezialitäten gelingen dank Puls-Extraktionsprozess (P.E.P.[®]) in Vollendung, und die Feinschaum-Technologie setzt von Cappuccino bis Flat White eine zarte Milchschaumkrone auf. Das 4,3"-Touchscreen-Farbdisplay macht die Bedienung intuitiv einfach. Auf Wunsch lässt sich die Z8 sogar übers Smartphone oder Tablet steuern. Und das Intelligent Water System (I.W.S.[®]) erkennt den Filter automatisch. JURA – If you love coffee.

www.jura.com

MODERN ODER JUGENDSTIL?



zu verkaufen

4.5-Zimmer-Attikawohnung 3.5-Zimmer-Wohnung

In den schönsten Häusern von Davos, der Residenz Esplanade, in zeitloser Eleganz und dem einzigartigen Juwel, Esplanade Belle Epoque, an der Strelastr. 2 und 4, verkaufen wir je eine exklusive 4.5-Zimmer-Attikawohnung (140 m²) und 3.5-Zimmer-Wohnung (126 m²) an Südlage mit traumhafter Aussicht, hochwertiger Ausstattung und grossen Terrassen. Mit Ausländerbewilligung. Sie haben die Wahl!

Irmgard Planzer, Tel. 079 362 21 21
www.meili-unternehmungen.ch

meiliunternehmungen
Wir setzen Akzente.



Europas neuer Schlossherr

Von Jürg Altwegg — 2017 bekam Frankreich seinen jüngsten Präsidenten und die Alte Welt eine neue Führungsfigur. Zum Jahresende trumpft Macron nochmals auf.



Zurück auf der Bühne der Weltpolitik: Loire-Schloss Chambord.

Am dritten Advent hat Emmanuel Macron seinen vierzigsten Geburtstag gefeiert. Er tat es im Kreise seiner Patchworkfamilie in Chambord, dem schönsten aller Loire-Schlösser, erbaut von Franz I., dem Begründer der absolutistischen Monarchie. Zusammen besuchten die Macrons Yuan Meng, den in Frankreich geborenen Panda, dessen Gotte Brigitte ist. Sie hatte das Bärenbaby Anfang Dezember getauft und bei dieser Gelegenheit ihre erste offizielle Rede als First Lady gehalten.

Liebe auf den ersten Blick

Wie Macron seinen letztjährigen Geburtstag beging, weiss nicht einmal das Internet. François Fillon hatte gerade bei der Vorwahl die Favoriten Sarkozy und Juppé besiegt und Hollande angesichts des unaufhaltbaren Triumphs von Fillon das Handtuch geworfen. Das politische Wunder kündigte sich über Weihnachten an. «Während der Festtage», erinnert sich Christophe Castaner, «war ich überrascht, dass sich so viele positiv über Macron äusserten. Über Politiker wird meist gelästert, ich habe geahnt, dass hier etwas geschieht.»

Es war Liebe auf den ersten Blick: In Macron, erzählte Castaner einmal, habe er sich «richtiggehend verliebt». Er verliess die Genossen. «Im Januar habe ich alles begriffen und es Macon gesagt.» Castaner ist Regierungssprecher und Par-



Emmanuel Macron.

teichef von «La République en marche!». Er wird als Macrons «linkes Bein» und «rechte Gehirnhälfte» porträtiert. Auch zum ökologischen Gewissen seines Präsidenten taugt er. Castaner war Gemeindepräsident von Forcalquier, wo «der beste Pastis der Welt» hergestellt wird: «In der Kantine meiner Schulen wird bio gegessen. Vor zehn Jahren habe ich die Pflanzenschutzmittel verboten, die unsere Bienen töten.»

Auf die «Bienenfabel» des Aufklärers Bernard Mandeville beruft sich der Philosoph Luc Ferry, um Macrons politische Ethik am «Ende der französischen Ausnahme» zu illustrieren. Er liest den wenig bekannten Klassiker, auf den sich auch Friedrich von Hayek stützte, als «Plädoyer gegen jede Art der Moralisierung des privaten und öffentlichen Lebens». Die Laster fördern Fortschritt und Wohlstand. Der Ausbruch der Tugendhaftigkeit führt zum Tod des Bienenschwarms. Mandevilles Fabel ergänzt Luc Ferry mit dem Hinweis auf Robespierres Terror der Tugendhaftigkeit.

Der starke und autoritäre Staat kümmerte sich um die Wirtschaft und die Moral. Er schützte aber auch die Privatsphäre der Bürger. Er verhinderte liberale Reformen, die unter Macron endlich möglich sind. Gleichzeitig aber kapituliert der neue Präsident vor der Zivilgesell-

»» Fortsetzung auf Seite 12

Frosch im Ball



Witaly Mutko, WM-Organisator.

Im Ball sei ein Frosch, deshalb hüpfte er so unberechenbar, witzelte einst der Wiener Trainer Max Merkel. Jetzt hängt der Ball wie eine Bleikugel am Bein von Witali Leontjewitsch Mutko, 59, und zerrt, symbiotisch, auch an der ehrenwerten Bügelfalte des Fifa-Präsidenten Gianni Infantino. Kann Mutko, der entlarvte Drahtzieher des russischen Staatsdopings und als solcher mittlerweile aus dem IOC und der Fifa entfernt, weiterhin als Organisationschef der Fussball-WM 2018 in Russland auftreten? Eine Frage der Freundschaft. Fallenlassen könnte ihn nur Wladimir Putin. Die beiden sind wie Blutsbrüder seit den wirren Umbruchszeiten auf ihrem gemeinsamen Karrieresprungbrett in Leningrad, das sich wieder in St. Petersburg zurückverwandelte. Beide ernannte 1992 der Bürgermeister Anatoli Sobtschak zu seinen Stellvertretern: Putin, der undurchschaubare KGB-Geheimdienstler und Judo-Kämpfer mit dem schwarzen Gürtel, Mutko, der Schiffsmechaniker, der dann Jus studierte; der joviale, aber auch aufbrausende Menschenfänger, der sich den Fussballklub Zenit unter den Nagel riss. Mutko kam aus der Provinz, aufgewachsen ist er in Krasnodar im Süden, wo auch die Sopranistin Anna Netrebko herkommt. Krasnodar liegt nur eine Stunde von Sotschi entfernt, wo der Sportminister Mutko 2014 die Olympischen Winterspiele in einer potemkinschen Kulisse inszenierte als patriotische Machtdemonstration. Denn 2010 in Vancouver war die russische Expedition unter Mutko noch ruhmlos untergegangen. Präsident Medwedew beschimpfte ihn als «vollgefressenen Kater», und der Rechnungshof verfolgte ihn wegen über-rissener Privatspesen, folgenlos. Aber jenes Debakel war der Grund für das flächendeckende Dopingsystem und damit Mutkos Überleben.

Putin nahm den Weggenossen aus der internationalen Schusslinie und beförderte ihn vom Sportminister zum stellvertretenden Ministerpräsidenten. In der Fifa wurden die Ermittler, die Mutko zu nahe rückten, abgelöst. Der Ball muss rollen für Russland, und es ist nur Luft mit Überdruck drin, kein Frosch. Peter Hartmann

schaft, «ihren partikularen Interessen und ihrer politischen Korrektheit». Gegen sie war Frankreich mit seinen Skandalen und Affären lange gefeiert. «Im besten und im manchmal weniger guten Sinne» sei Macron im Begriff, «die französische Ausnahme aufzulösen».

Zu dieser gehörten der Antiamerikanismus wie der Kommunismus, die in keinem westeuropäischen Land so verbreitet waren wie in Paris. Die russische Revolution wurde von den französischen Historikern als Tochter von 1789 zelebriert – die Genealogie gehörte zum marxistischen Dogma. Den 100. Jahrestag haben selbst die letzten Kommunisten in Frankreich übergangen. 1917 war auch das Jahr, in dem das amerikanische Jahrhundert begann. Zweimal beendeten die USA in Europa einen Weltkrieg. Vor allem die Befreiung von den Nazis haben ihnen die Franzosen nie verziehen. Denn sie stellte nicht nur den Résistance-Mythos in Frage, sie stand auch für Frankreichs Abstieg als Weltmacht. De Gaulle nährte die Illusionen mit seinem dritten Weg zwischen den Blöcken.

Pandas und Bienen

«Das 21. Jahrhundert wird nicht amerikanisch sein», schreibt Pascal Bruckner. Der «Neokonservative» gehörte zu den Pionieren der ideologischen Aussöhnung mit den Vereinigten Staaten. «Es wird in jedem Fall chinesisch, vielleicht indisch, möglicherweise brasilianisch sein», so Bruckner über das neue Zeitalter. Merkel sei «diskreditiert und verbraucht», es sei an Frankreich und Macron, «die Last für das Schicksal der Alten Welt zu schultern». Macron habe das Land auf die Bühne der Weltpolitik zurückgeführt.

Letzten Sonntagabend nach seinem Geburtstag im Renaissance-Schloss empfing er das Fernsehen im Elysée. Und sprach von sich in der dritten Person: «Das kümmert den französischen Präsidenten nicht», wies er Einwände von «miesepetrigem Kleingeistern» (*esprits chagrins*) zurück. Die politische Landschaft Europas will er genauso radikal umpflügen wie sein Land – sonst bekommt er in Strassburg 2019 keine Mehrheit, die seine Leadership in Brüssel legitimiert. Das kühne Reformprojekt verspricht mehr Demokratie. Genauso hochfliegend sind seine ökologischen Pläne und Versprechungen. Der verlorene Streit mit Deutschland um das verzögerte Glyphosat-Verbot war ein Betriebsunfall. Zu Hause sind die angekündigten Streiks und Massendemonstrationen, die das Land lahmlegen sollten, ausgeblieben.

Bislang ist Macron fast alles gelungen – und er machte, was er angekündigt hatte. Deutlicher noch ist seine Sprache der Bilder und Symbole. Mit dem Pandababy wird die Beziehung zu China gepflegt und eine vom Aussterben bedrohte Gattung gerettet. Mit den Bienen – unter Einbezug von Einstein und Mandeville – die Menschheit schlechthin.

Flüchtlinge

Freipass für Konvertiten?

Von Katharina Fontana — Was tun mit Asylsuchenden aus islamischen Staaten, die in der Schweiz zu Christen werden? Ein Glaubenswechsel führt nicht unbedingt zum Bleiberecht, sagt Strassburg.

Not macht erfinderisch. Und christlich. So gibt es immer wieder muslimische Asylbewerber, die nach Ablehnung ihres Gesuchs zum Christentum konvertieren und hoffen, auf diese Weise doch noch in der Schweiz bleiben zu können. Mit solch einem Fall hat sich dieser Tage der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte befasst. Und er hat ein Urteil gesprochen, das bei den hiesigen Migrationsbehörden für Erleichterung sorgen dürfte. Weitere Fälle von Konvertiten aus der Schweiz sind in Strassburg hängig.

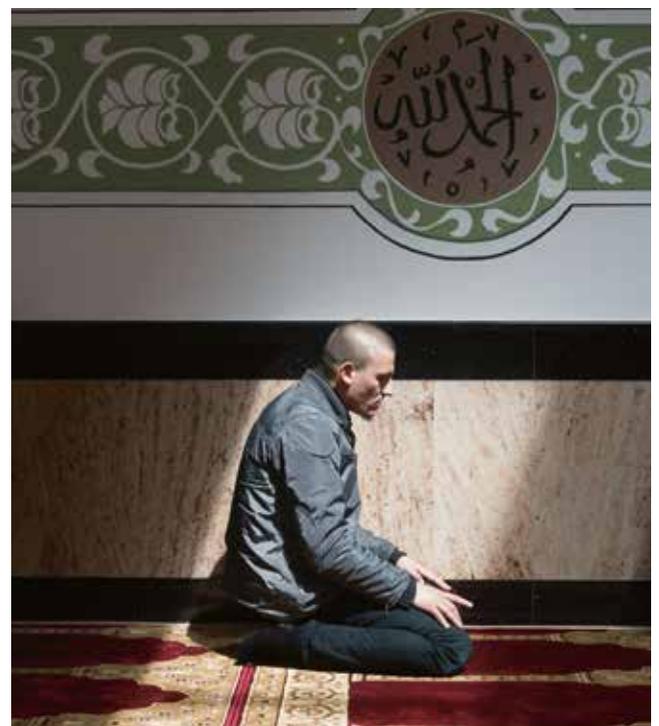
Konkret ging es um einen heute 35-jährigen Iraner, der 2009 ein Asylgesuch gestellt hatte. Er habe in seiner Heimat an politischen Demonstrationen teilgenommen und sei deshalb im Gefängnis gefoltert worden, machte er geltend. Das Staatssekretariat für Migration (SEM) lehnte das Gesuch im Februar 2013 wegen unglaublicher Angaben ab. Im November 2013 wurde der Iraner erneut vorstellig: Im August 2013 – sechs Monate nach Abweisung seines Gesuchs – sei er vom Islam zum Christentum konvertiert und gehöre jetzt einer Freikirche an. Der Iran kenne für Muslime, die vom Glauben abfielen, noch immer die Todesstrafe. Es gebe für ihn also keinen Weg zurück.

Das SEM sowie das Bundesverwaltungsgericht lehnten das Asylgesuch 2014 aber ab. Es komme nicht selten vor, dass abgewiesene Asylbewerber «organisiert» konvertierten, um doch noch in der Schweiz bleiben zu können, schrieben die Behörden. Eine christliche Glaubensausübung sei allenfalls dann relevant, wenn sie in der Schweiz aktiv, ja missionierend praktiziert werde und das heimatliche Umfeld davon erfahre. Das treffe vorliegend nicht zu. Auf den Iraner musste das wie eine Aufforderung gewirkt haben, sich ins Zeug zu legen und öffentlich aufzufallen. 2016 jedenfalls machte er eine weitere Eingabe: Er habe 2015 in Bern an einer Demonstration gegen das iranische Regime teilgenommen und einen Protestbrief unterzeichnet; man dürfe ihn nun nicht zurückschicken. Das Bundesverwaltungsgericht wollte aber immer noch nichts davon wissen, den Iraner als gefährdet anzusehen: Derart expo-

niert habe er sich an der Demonstration nun auch wieder nicht, wurde ihm beschieden. Daraufhin wandte sich der Mann an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Doch dort schlägt man sich auf die Seite der Schweiz und findet, sie dürfe den Iraner wegweisen.

Gefährdung provozieren

Das Phänomen der muslimischen Konvertiten, die über die Asylschiene ins Land kommen und nach Ablehnung ihres Gesuchs plötzlich zum christlichen Glauben finden, ist auch in anderen europäischen Ländern bekannt. Es ist denn auch nicht der erste derartige Fall, mit dem sich der Menschenrechtsgerichtshof zu befassen hatte. Dabei zeigt sich, dass ein Konfessionswechsel allein für die Strassburger Justiz noch keinen Asylfreipass darstellt; der Übertritt zum Christentum muss echt und dauerhaft erscheinen. Auch spielt eine Rolle, aus welchem islamischen Staat der Betreffende stammt und ob und wie sehr eine Rückkehr für ihn als Christen gefährlich wäre. Unbefriedigend bleibt bei alledem, dass jene Asylbewerber, die nach ihrer Flucht nach Europa als Konvertiten oder Politaktivisten besonders auffällig tun, die sich öffentlich in Szene setzen und die Gefährdung im Heimatland damit absichtlich provozieren, ihre Chancen auf ein Bleiberecht erhöhen.



Phänomen der muslimischen Konvertiten.

Kater nach der Party

Von Hubert Mooser — Nachdem die Schweiz der EU mehr als eine Milliarde versprochen hat, diktiert Brüssel neue Bedingungen. Wie reagiert Bern?

Der Bundesrat funktionierte bereits im Jahresendmodus, als die EU-Taktiker zum Doppelschlag ausholten. Zuerst kündigt die EU-Kommission an, die Schweiz komme auf eine Beobachtungsliste, anhand der die EU Staaten brandmarkt, welche ihre Zusagen zur Änderung von Steuerpraktiken noch nicht erfüllt haben. Vor einigen Tagen folgte der zweite Schlag: Die Kommission will der Schweiz die Börsenäquivalenz bloss befristet bis Ende 2018 gewähren. Ein EU-Börsenhändler kann nur mit Schweizer Aktien handeln, wenn die Schweizer Börsengesetzgebung von der EU als gleichwertig anerkannt wird. Eine Verlängerung der Börsenäquivalenz macht die EU von Fortschritten beim umstrittenen Rahmenabkommen abhängig.

Das kommt einer Ohrfeige für Doris Leuthard gleich, die nach den zwei Treffen mit EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker die Hoffnung schürte, bei den Verhandlungen mit der EU komme es schon gut heraus. Leuthard ging, «etwas blauäugig», wie FDP-Aussenpolitiker Hans-Peter Portmann meint, wohl davon aus, dass die Anerkennung der Börsenregulierung durch die EU nur eine kleine technische Formalität werde – nachdem der Bundesrat beschlossen hat, die EU-Mitgliedstaaten mit weiteren 1,3 Milliarden Franken zu unterstützen.

Am Dienstagabend, in einem Interview mit dem Westschweizer Fernsehen, versuchte die CVP-Bundesrätin die Situation schönzureden: «Vorläufig sind das bloss Gerüchte», so Leuthard.



Portmann (FDP).

«Warten wir ab, was der Kommissions-Präsident und die Kommission tatsächlich entscheiden.» Wenn diese Entscheide nicht im Interesse der Schweiz seien, werde der Bundesrat die notwendigen Massnahmen beschliessen. Es war für alle klar, was sie damit meinte. Sollte die Börsenäquivalenz tatsächlich bloss befristet sein und die Anerkennung der Schweizer Börse mit dem Rahmenabkommen verknüpft werden, würde die Schweiz die Kohäsionsmilliarde zurückbehalten.

Statt im Jahresendmodus funktioniert die Regierung jetzt plötzlich im Krisenmodus.



«Etwas blauäugig»: Juncker, Leuthard.

Am Dienstag weilte Aussenminister Ignazio Cassis beim Amtskollegen in Paris, Finanzminister Ueli Maurer brach in Richtung London auf. Beide Termine waren schon vorher abgemacht, wie es in Bern heisst, sie boten aber Gelegenheit, den Entscheid der EU-Kommission zu besprechen. In Bern versuchte Bundespräsidentin Leuthard EU-Kommissions-Präsident Juncker ans Telefon zu bekommen. Am Mittwoch beriet der Bundesrat

Statt im Jahresendmodus funktioniert die Regierung jetzt plötzlich im Krisenmodus.

das weitere Vorgehen, sollte die EU am Entscheid festhalten. Was dabei herauskam, war bei Drucklegung dieser Ausgabe noch nicht bekannt.

Der Schaden ist aber längst angerichtet. «Man fragt sich, was Leuthard mit Juncker eigentlich besprochen hat», moniert FDP-Nationalrat Portmann. Aber selbst linke Parlamentarier wie SP-Nationalrat Martin Naef, Präsident der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs), hat der Entscheid der EU-Kommission überrascht. Er könne den Ärger einiger Parlamentarier nach dem Entscheid aus Brüssel verstehen, so Naef. Er gibt

indes zu bedenken: «Wenn mir jemand Anfang 2017 gesagt hätte, wir bekämen eine befristete Börsenankennung, wäre ich darüber glücklich gewesen. Damals ging ja nichts mehr.» Aber inzwischen habe man schon etwas mehr erwartet. Sein Genfer Parteikollege Carlo Sommaruga sagt lapidar: «Heute werden von der EU halt auch technische Fragen politisch entschieden.»

Höhere Durchfahrtspreise

Kann sein, dass auch die Vermutung einiger Parlamentarier zutrifft, man müsse die jüngsten Entscheide aus Brüssel vor dem Hintergrund der laufenden Brexit-Verhandlungen sehen. Doch egal, was der Grund ist, Bundesrat und Bundespräsidentin sehen dabei nicht gut aus.

Die SVP dagegen sieht sich in ihrer Kritik am EU-Kurs bestätigt. Fraktionschef Thomas Aeschi bezeichnete die Kohäsionszahlungen als «Erpressung» und warnte vor dem Rahmenvertrag, der damit noch nicht vom Tisch sei. Nun kommt es noch dicker: Die EU will diesen Rahmenvertrag sogar mit technischen Fragen wie der Börsenäquivalenz verknüpfen. «Der Bundesrat und Bundespräsidentin Leuthard haben sich von der EU und Präsident Juncker vorführen lassen», kritisiert Aeschi.



Aeschi (SVP).

Langsam sei es an der Zeit, gegenüber der EU andere Saiten aufzuziehen, findet er. «Vielleicht sollten wir jetzt auch einmal bilaterale Abkommen ausser Kraft setzen oder blockieren – zum Beispiel das Landverkehrsabkommen.» Man könne doch den Preis für die Durchfahrt von EU-Lastern ein wenig verteuern.

Es sei die Frage zu stellen, ob die EU mit ihren Entscheiden die Kündigung der bilateralen Verträge provozieren wolle, sagt FDP-Politiker Portmann. CVP-Präsident Gerhard Pfister glaubt jedoch nicht, dass die Suppe am Ende so heiss gegessen wird, wie sie von der EU gekocht worden ist. «Wenn die EU tatsächlich das Rahmenabkommen mit der Börsenäquivalenz verknüpft, riskiert sie, dass die Zustimmung in der Schweiz zu einem Rahmenabkommen weiter abnimmt», warnt er.

Pfister nimmt auch seine Bundesrätin in Schutz: Die Medien hätten die Treffen zwischen Bundespräsidentin Leuthard und Kommissions-Präsident Juncker zum grossen Event hochgeschaukelt, bei dem alle Probleme ausgeräumt worden seien. Es habe jedoch auf beiden Seiten keine abschliessenden Zusicherungen gegeben. ○

Personenkontrolle

Badran, Naef, Marti, Barrile, Burkhalter, Pünter, Bastos, Ribar, Gujer, Attiger, Jeremic

Jacqueline Badran, Martin Naef, Min Li Marti und Angelo Barrile, Bettler, pfeifen mit ihrer SP offenbar aus dem letzten Loch. Die vier Nationalräte aus dem «progressiven» Zürich haben einen Spendenbrief an die Stadtzürcher Haushalte versandt, der ganz im Stil wohlthätiger Organisationen daherkommt. Der Inhalt ist weniger weihnächtlich: Es gehe darum, «den Konservativen in Bern die rote Karte» zu zeigen, argumentiert das Linkskleeblatt in seiner eigenen Logik, indem man die SP bei den Wahlen zum Gemeinderat, dem Stadtzürcher Parlament, unterstütze. Die mit stolzen 130 000 Franken pro Jahr entschädigten Politiker jammern, sie müssten in Bern «bittere Erfahrungen» machen. Zudem erhalte die SP «keine grosszügigen Spenden aus Herrliberg und von Grosskonzernen». Die vier Schlaumeier verschweigen, dass dies an der Politik einer Partei liegen könnte, die ernsthaft den Kapitalismus abschaffen will. Da bleibt wirklich nur noch Betteln. (*gut*)

Didier Burkhalter, Rückkehrer, hat als pensionierter Magistrat zu Papier gebracht, was er als amtierender Bundesrat nicht an den Mann brachte: sein Engagement als Weltverbesserer. Unter dem Titel «Enfance de terre» hat Burkhalter eine Reihe von Erzählungen verfasst, zu denen der frühere Aussenminister von Begegnungen inspiriert wurde, die er im Verlauf seiner Karriere auf allen fünf Kontinenten hatte, wie die *NZZ* schrieb. Das Buch fand mehr Beachtung als Burkhalters unzählige Reisen in alle Himmelsrichtungen dieser Welt. Es erschien knapp sechs Wochen nach seinem Rücktritt aus dem Bundesrat. Was die Frage aufwirft, wann er es geschrieben hat: nach seinem Rücktritt oder während der letzten Amtsmonate, als man ihn nur selten in Bern antraf, dafür häufiger an seinem Wohnort in Neuenburg. (*hmo*)

Daniel Pünter, journalistischer Wachhund, erachtet Dokumentationen als «Königsdisziplin des Fernsehjournalismus». Dies sagte der langjährige SRF-Mitarbeiter dem Branchenportal *Persönlich.com*, als er im August 2017 die Stelle als Mediensprecher bei den SBB an den Nagel hängte und nach gut einem Jahr zu SRF zurückkehrte – als Chef der Dokumentarfilmabteilung. In Pünters Abteilung entstand auch die kürzlich ausgestrahlte «Reporter»-Sendung über den schweizerisch-angolanischen Investor **Jean-Claude Bastos**. Man erinnert sich: SBB-Präsidentin **Monika Ribar**, bis Anfang Jahr oberste Chefin Pünters, war unter Beschuss geraten, nachdem ihr Name an der Seite desje-



Glücksbringer: Departementschef Attiger.



Beissshemmung: SRF-Journalist Pünter.



Auf Betteltour: SP-Nationalrätin Badran.



Stich ins Wespennest: NZZ-Chef Gujer.



Schnellschreiber: alt Bundesrat Burkhalter.

nigen von Bastos in den «Paradise Papers» aufgetaucht war. Entsprechend zahm fiel auch der «Reporter»-Film aus: Die ersten zehn Minuten produziert sich Bastos als Wohltäter in Afrika. Das Wort «Paradise Papers» fällt in zwanzig Minuten genau einmal. (*fsc*)

Eric Gujer, Leitartikler, schreibt mit spitzer Feder. In einem flammenden Text («Die Schweiz braucht keine Staatsmedien») zog der Chefredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung* prominent auf der Frontseite der Samstagsausgabe über die «übermächtig» werdende SRG her. Die öffentliche Radio- und Fernsehgesellschaft sei «der einzige Dinosaurier, der jeden Tag verkündet, die Evolution gebe es nicht». Der Schweiz drohe «eine Staatsmedienlandschaft mit einer übermächtigen SRG und privaten Trabanten». Sogar das böse Wort vom «Staatsfunk» liess Gujer drucken. Mit dem Artikel stach der *NZZ*-Chef «in ein Wespennest», wie die *Aargauer Zeitung* bemerkte. Im Chor beklagten sich die zahlreichen Verteidiger der SRG über Inhalt und Wortwahl der Tirade: Die SRG sei mitnichten staatlich, sondern ein privater

Verein. Via Branchenportal *Persönlich.com* setzte Gujer hierauf seine Kritiker argumentativ schachmatt: «Staatsmedium» sei «ein politischer Begriff und kein vereinsrechtlicher». (*fsc*)

Stephan Attiger, Überraschungsmann, ist Vorsteher des Departements Bau, Verkehr und Umwelt des Kantons Absurdistan, Pardon: Aargau. Wie die *Weltwoche* berichtet hatte («Schutz wider Willen», Nr. 37/2017), kämpft die **Familie Jeremic** juristisch gegen eine Schallschutzmauer in ihrem Garten in Windisch. Sie fühle sich vom Verkehrslärm nicht gestört. Der Kanton und verschiedene Gerichtsinstanzen wollten davon aber nichts wissen und halten daran fest, die Familie auch gegen deren Willen zum Glück zu zwingen. Nun erhielten die Jeremics einen Brief der Stadt Windisch, worin diese schreibt, sie habe festgestellt, dass im Garten der Liegenschaft Bauarbeiten im Gang seien. Es liege jedoch kein Baugesuch beziehungsweise keine Baubewilligung vor. Die Gemeinde Windisch spielte eine entscheidende Rolle bei der Durchsetzung der Mauer. Jetzt weiss sie offenbar selber nicht, was sie und der Kanton hier machen. (*gut*)

Nachruf

Stefan Sonderegger (1927–2017) — «*Loo üüs nüü versuecht see*», formulierte Germanist Stefan Sonderegger, bis zu seinem Tod am 7. Dezember bester Kenner der Schweizer Sprachgeografie, seine Appenzeller Version des Vaterunser. Damit hatte er, jenseits theologischer Rechthaberei, eine Alternative zur Kritik des aktuellen Papstes am deutschen Vaterunser zu Papier gebracht, zuletzt veröffentlicht in der «Appenzeller Anthologie» (2016). Von Sonderegger, dem Linguisten und Historiker von «Deutsch in der Schweiz», der «Triglossie» zwischen Mundart, Hochdeutsch und Schweizerhochdeutsch, stammt der gründlichste Gesamtüberblick über alle germanischen und deutschen Versionen des Vaterunser vom Gotischen über das Althochdeutsche und Zwingli bis heute. Wenn es einer noch besser gewusst hätte als der Papst, dann er.

Versteht man die deutsche Sprachwissenschaft im historischen Sinn der Brüder Grimm, dann war Stefan Sonderegger der ausgewiesenste Germanist der Schweiz, auch wenn er nie die Prominenz von «Literaturpäpsten» wie Emil Staiger und



Denkmal: Sprachhistoriker Sonderegger.

Peter von Matt erreichte. Sonderegger war sozusagen der Stellvertreter des Althochdeutschen auf Erden, welches er in Tischreden fließend parlierte. Nebenbei war er noch Brigadier und Chef des Truppen-Informationsdienstes der Schweizer Armee, 1980 bis 1982 auch Dekan der Philosophischen Fakultät der

Universität Zürich. Als bedeutendster Namenforscher und Mundartkenner der Schweiz stand Sonderegger trotz seiner Begeisterungsfähigkeit kaum je im Fokus der Öffentlichkeit.

Als universal gelehrter Schweizer Sprachhistoriker steht Sonderegger am Ende einer Reihe, die mit Franz Joseph Stalder (1757–1833) begann, dem Gründer des «Schweizerischen Idiotikons», und die mit dem Basler Rechts- und Sprachhistoriker Andreas Heusler (über den Sonderegger publiziert hatte) einen ersten Höhepunkt erreichte. Sprachwissenschaft verstand er auch als Darstellung lokaler und nationaler Identität, aber durchaus jenseits von Chauvinismus, lag doch das «Identitäre» für ihn stets im konkreten Detail vor Ort.

Eine besondere Rolle kommt ihm zu als Begründer einer Blütezeit der Namenforschung in der Schweiz. In drei Bänden sind seine Erkenntnisse festgehalten. Sonderegger gehört damit zu den Denkmalfiguren der Sprachwissenschaft in der Deutschschweiz.

Pirmin Meier

HUBLOT



**BIG BANG
UNICO GMT**



HUBLOT

BOUTIQUES
GENEVE • LUZERN • ZÜRICH • ZERMATT

hublot.com • f • t • i

Genie aus der Westschweiz

Von Lukas Weber — Benjamin Constant, vor 250 Jahren in Lausanne geboren, ist bei uns wenig bekannt. Dabei ist der Schriftsteller, Politiker und Staatstheoretiker einer der einflussreichsten Denker, welche die Schweiz hervorgebracht hat.

Wenn die menschliche Bosheit ein Argument gegen die Freiheit sein soll, dann ist sie es umso mehr gegen die Herrschaft, denn die Despotie ist nichts anderes als die Freiheit eines Einzelnen oder einiger weniger gegen alle.

Wer vom Bahnhof Lausanne zu Fuss die Stadt hinaufsteigt, erblickt auf der ersten Anhöhe die mittelalterliche Kirche Saint-François. In der angrenzenden Hausreihe findet er den Eingang zum «Cercle littéraire», einer bürgerlich möblierten Bibliothek, die den örtlichen Freunden der Kunst, der Literatur und der Wissenschaften offensteht. Vor 250 Jahren wurde in diesem Haus der Schweizer Schriftsteller, Politiker und Staatstheoretiker Benjamin Constant geboren.

Constant, im deutschen Sprachraum wenig bekannt, war vielleicht der segensreichste Intellektuelle, den die Schweiz hervorgebracht hat. Als er 22 Jahre alt war, brach die Französische Revolution aus. Sie sollte sein Leben bestimmen: Die Revolutionswirren, die Schreckensherrschaft und die Republik, die sich unter grosser Unsicherheit entfaltete, kennzeichneten Constants Leben und Denken, das, von Liebesqualen und Spielschulden abgesehen, ganz von der Politik geformt war.

Constant wurde französischer Parlamentarier, zu seinem Lebensende Präsident des obersten Verwaltungsgerichts und hatte nach dem Tod um ein Haar im Panthéon Einzug gehalten, der letzten Ruhestätte für Frankreichs Helden. Er hinterliess ein politphilosophisches Werk, das von verblüffender Belesenheit, Menschenkenntnis und einer Freiheitsliebe zeugt, das bis heute frisch wirkt, als hätte der Autor das 20. Jahrhundert mit seinen neuen Revolutionen, Despotien und aufgeblähten Staatsapparaten vorausgeahnt.

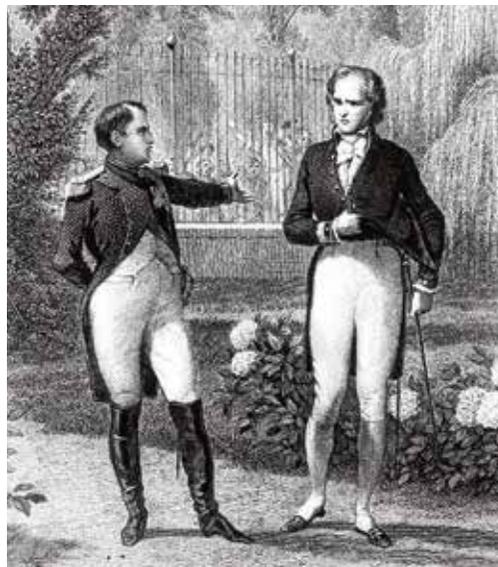
Constant bezog seine Inspiration aus den drei massgebenden europäischen Kulturräumen, die je verschiedene Zivilisationen hervorgebracht haben und in deren geeigneter Kombination bis heute ein unschätzbares Potenzial liegt: dem französischen, dem englischen und dem deutschen. Schliesslich entdecken wir bei ihm eine reiche Korrespondenz und Tagebücher, die dem Leser Einblick in die Leiden eines zur Depression neigenden Hochbegabten geben und von einer seltenen Aufrichtigkeit und Offenheit sind.

Benjamin Constant kam am 25. Oktober 1767 in Lausanne als Spross einer Hugenottenfamilie zur Welt, die zwei Jahrhunderte zuvor vor den französischen Konfessionskriegen in

die Schweiz geflohen war. Die Mutter starb an den Folgen seiner Geburt, was wahrscheinlich seine lebenslange Bindungsangst erklärt. Sein Vater war Offizier in der holländischen Armee, was vor der Schweizer Bundesverfassung von 1848 rechtens und in guten Familien – sein vollständiger Familienname war Constant de Rebecque – nicht selten war.

Lehr- und Meisterjahre

Der junge Constant besuchte die Universitäten Oxford (1780), Erlangen (1782) und Edinburg (1785), wo er etwa bei den Philosophen Adam Smith und Adam Ferguson studierte und mit dem aufgeklärten Gedankengut Grossbritanniens, der Heimat des Liberalismus, vertraut wurde. Er lernte die dreissig Jahre ältere Schriftstellerin Isabelle de Charrière kennen, die ihn



Martialisches Ideal: Napoleon (l.), Constant.

förderte und nicht nur seine Geliebte, sondern auch eine Art Mutter für ihn wurde. 1788 wurde er Kammerherr am Braunschweiger Hof, wo er eine Hofdame heiratete, von der er sich kurze Zeit später scheiden liess, um sich mit einer anderen, noch verheirateten Hofdame zu verbinden, Charlotte von Hardenberg, die er allerdings erst 1808, nach mehreren weiteren Liebesbeziehungen, heiratete, ohne je mit ihr glücklich zu werden. Sein unglückliches Liebesleben verarbeitete Constant in «Adolphe», dem ersten psychologischen Roman in der Literaturgeschichte, den er 1816 publizierte.

Die Französische Revolution, vom Ausbruch 1789 bis zur Schreckensherrschaft 1793/1794, die 40 000 Tote forderte, verfolgte der junge

Mann aus dem entfernten Braunschweig. 1794 lernte Constant in Lausanne Germaine (Madame) de Staël kennen, die Tochter des Genfer Bankiers und französischen Finanzministers Jacques Necker, die unglücklich verheiratet war und zu der er eine lange, auch leidenschaftliche, nervenaufreibende und geistig äusserst fruchtbare Beziehung aufbaute. Nach der Schreckensherrschaft in Frankreich begleitete Constant de Staël nach Paris, wo diese einen literarischen Salon führte und er seine Karriere als vielbeachteter politischer Publizist und Redner begann.

Nach Napoleons Staatsstreich 1799 wurde Constant Mitglied des Tribunats, einer mit geringen Befugnissen ausgestatteten Parlamentskammer. Da er sich zu Napoleons Missfallen für einen Parlamentarismus nach englischem Vorbild aussprach, wurde er 1802 seines Amtes enthoben. Er folgte Germaine de Staël, die von Napoleon bereits ins Exil geschickt worden war, auf deren Schloss Coppet im Kanton Waadt, das sie von ihrem Vater geerbt hatte. 1815 legte er in den «Principes de politique» seine Vorstellungen einer liberalen Demokratie dar.

Nach Napoleons Abdankung folgte für Constant eine unruhige Zeit, da er die Politik beeinflussen wollte, ohne zu wissen, wer künftig in Frankreich den Staat führen würde. Nach der Wiederherstellung der Monarchie unter Ludwig XVIII. (dem Bruder des in der Revolution hingerichteten Ludwig XVI.) sprach Constant sich für eine konstitutionelle Monarchie aus, das heisst für einen König, dessen Macht durch eine Verfassung begrenzt wird. Während Napoleons kurzer Rückkehr in die Politik schloss Constant sich ihm, den er lang verabscheut hatte, an – in der Hoffnung, dass jener eine liberalere Verfassung als der König einsetzen würde. Während Napoleons «Herrschaft der hundert Tage» entwarf er in dessen Auftrag eine Änderung der kurz zuvor von Ludwig XVIII. eingesetzten Verfassung. Constants Frontwechsel brachte ihn in Verruf, und er musste Frankreich nach Napoleons endgültiger Niederlage bei Waterloo 1815 vorübergehend verlassen. 1817 durfte er zurückkehren, und 1819 wurde er in die Abgeordnetenkammer (grosse Parlamentskammer) gewählt. Er wurde Anführer der «Unabhängigen» (später «Liberales» genannt), mehrfach wiedergewählt und behauptete sich als gefürchteter Parlamentsredner und Pamphletist. Er verfasste theoretische Schriften und wurde zum Vordenker des Liberalismus, wodurch er nicht nur Frankreich, sondern die Freiheitsbewegungen in ganz Europa



Ein Star seiner Zeit: Benjamin Constant (1767–1830).

beeinflusste. 1824 bis 1830 verfasste er eine umfangreiche religionswissenschaftliche Abhandlung. Nach der Julirevolution 1830, bei der die Liberalen sich gegen die Ultramonarchisten durchsetzten, die konstitutionelle Monarchie

aber beibehielten, wurde Constant zum Präsidenten des obersten Verwaltungsgerichts ernannt. Der König schenkte ihm 300 000 Francs, mit denen er seine Schulden begleichen konnte. Benjamin Constant starb am 8. Dezember 1830

und wurde, nachdem ihm gegen 150 000 Pariser und Pariserinnen das letzte Geleit gegeben hatten, auf dem Friedhof Père Lachaise beigesetzt. Er war ein Star seiner Zeit.

Rousseaus Denkfehler

In der Rede «De la liberté des Anciens comparée à celle des Modernes» von 1819 arbeitet Constant die Wesensunterschiede zwischen einer modernen Demokratie und deren griechischem und römischem Vorbild heraus. Allein der riesige Flächenunterschied zwischen einem antiken Stadtstaat und einem neuzeitlichen Nationalstaat zeigt an, dass das antike Ideal der hauptsächlich mit Politik beschäftigten Bürger sich nur auf engstem Raum – prototypisch auf dem Marktplatz – verwirklichen lässt, nicht zu reden vom wegen der materiellen Kargheit jener Zeit bestehenden Bedarf an Sklaven, damit eine Bürgerfamilie sich am Leben erhalten konnte. Kurzum: Das antike Ideal passt gar nicht in die moderne Zeit. Dies war der Denkfehler von Jean-Jacques Rousseau, dem Constant deutlich widersprach, und auch der Pariser Revolutionäre, die alles unternahmen, um einen immer mächtigeren Staat zu schaffen, der die Bürger allmählich erdrückte und schliesslich terrorisierte.

Ein bedeutender Unterschied zwischen der Moderne und der Antike lag im neuzeitlichen Freiheitsbegriff, der sich aus dem Christentum entwickelt hatte. Der antike Bürger machte nicht Politik, um sich zu entfalten, sondern aus einer gesellschaftlichen Pflicht heraus. Der moderne Mensch hatte sich grundlegend gewandelt. Deshalb kritisierte Constant Napoleon für dessen Kriege und Eroberungen, da diese sich am antiken martialischen Ideal orientierten anstatt an den neuen und nicht weniger mächtigen Formen des menschlichen Verkehrs: der Industrie, dem Handel und der Wissenschaft.

Die moderne Freiheit meint vor allem das Recht auf ein geschütztes Privatleben – geschützt vor der Einwirkung des Staates, der Gesellschaft und anderer Individuen. Der Liberalismus gründet in diesem neuen Paradigma, was uns deutlich macht, wie aktuell und lesenswert Benjamin Constant heute noch ist. O

Nachfolger gesucht!

Business Transaction AG | Mühlebachstr. 86 | 8008 Zürich
Tel 044 542 82 82 | info@businesstransaction.ch
www.businesstransaction.ch



Unternehmen	Branche	Region	Umsatz	Verkaufspreis
Komplettanbieter im Metall- und Fassadenbau	Produktion/Bau	Schweiz	CHF 12'500'000	CHF 5'500'000
Gartenbauunternehmen mit 40% Gewinnrendite	Handwerk	Nordwestschweiz	CHF 370'000	CHF 270'000
Handelsfirma mit 90% wiederkehrenden Kunden	Grosshandel	Schweiz	CHF 1'500'000	CHF 370'000
Carrosserie- und Spritzwerkbetrieb mit Waschanlage	Handwerk	Ostschweiz	CHF 600'000	CHF 150'000
Agentur für Markenstrategien & Markenauftritte	Dienstleistung	Mittelland	CHF 1'000'000	CHF 380'000
Traditionsreiches Blumengeschäft an bester Lage	Handwerk	Zürich	CHF 290'000	CHF 55'000
Hochrentabler Personalverleih in Grossstadt	Dienstleistung	Nordwestschweiz	CHF 6'100'000	CHF 2'500'000
Rentabler Webshop für Industriedesignmöbel	E-Commerce	Nordwestschweiz	CHF 1'100'000	CHF 900'000
Hochprofitabler Grosshändler für Lüftungssysteme	Dienstleistung	Zentralschweiz	CHF 3'000'000	CHF 6'600'000



Lockende Verwaltungsratsmandate: SBB-Topmanagerin Pilloud.

Staatsunternehmen

Erst sah es nach einem Glücksgriff aus

Von Florian Schwab — Nach fast sieben Jahren im Amt tritt Jeannine Pilloud, die Nummer zwei der SBB, überraschend zurück. Es ist eine unschöne Landung am Ende einer Laufbahn, die glänzend begann. Was lief schief im Führerstand der Bundesbahnen?

Ihr Abschied fand an einem symbolträchtigen Ort statt: Am 12.12.2017 kamen die Kader der SBB im Verkehrshaus Luzern zusammen. Konzernchef Andreas Meyer gibt bekannt, dass Jeannine Pilloud, 53, ab dem 1. Januar 2018 nicht mehr als Leiterin des Personenverkehrs und damit als Nummer zwei hinter ihm amtieren wird. Als Pilloud das Wort ergreift, gibt es warmen Applaus. Einer, der dabei war, berichtet von minutenlangen, stehenden Ovationen. Beim Abschluss ihrer Rede gerät Pilloud ins Stocken.

Parallel dazu verbreiten die SBB in einer Medienmitteilung die Details. Es ist ein Abschied auf Raten. Pilloud werde sich in Zukunft «auf die dringend notwendige Weiterentwicklung der ÖV-Branche» konzentrieren und direkt an Andreas Meyer rapportieren. «Zudem wird Jeannine Pilloud einzelne externe Verwaltungsratsmandate übernehmen.» Die neugeschaffene Position – halb Stabsstelle und halb Verbandstätigkeit – scheint nebulös. Immerhin wurde Pilloud regelmässig als Meyers mögliche Nachfolgerin gehandelt. «Das war eigentlich ihr Ziel», sagt einer, der sie gut kennt.

Konzernchefin – das wäre die Krönung der eindrücklichen Managerkarriere von Jeannine Pilloud, die 1994 bei IBM Schweiz begann. Eingestiegen als Assistentin für Bildung und Bera-

tung, stieg die studierte ETH-Architektin zunächst zur Chefin der internen (Mitarbeiter-) und externen (Kunden-)Ausbildung auf und leitete am Schluss erfolgreich die Abteilung für Grosskundenprojekte. «Damals fiel Jeannine Pilloud als hochtalentiert und intellektuell herausragend auf», erinnert sich der ehemalige Chef von IBM Schweiz, Peter Quadri (heute Verwaltungsrat, unter anderem bei Swiss Life und Vontobel). Ein anderer Kollege aus IBM-Zeiten sagt, sie sei allgemein «ins Auge gesprungen», weil sie so anders gewesen sei als jene Frauen, deren Rezept für den Aufstieg darin besteht, um keinen Preis aufzufallen. «Jeannine hingegen hat sich immer etwas getraut.» Frische Ideen, Querdenkerin, kreativer Kopf, mitreissend – diese Begriffe fallen immer wieder.

Immer da, wo etwas anbrennt

Nach einem Abstecher in die Welt der Start-ups – Pilloud leitete in Beat Curtis Bon-Appétit-Gruppe den Aufbau des Online-Supermarkts Leshop.ch – kam sie 2003 zu T-Systems, der Grosskundensparte der Deutschen Telekom. In der Schweiz war sie zunächst für umfangreiche Projekte zuständig. Rasch wurde die Zentrale in Frankfurt auf die junge Schweizerin aufmerksam; zuerst wurde Pilloud weltweit überall dort

eingesetzt, wo etwas anzubrennen drohte. Am Schluss leitete sie den Bereich «Delivery» für Westeuropa, also gewissermassen die Produktion des Informatikkonzerns. Dabei waren ihr über 5000 Mitarbeiter unterstellt, und Pilloud hatte die Verantwortung für die finanziellen Resultate, bei einem Umsatz von über 1,2 Milliarden Euro. Als die Deutsche Telekom 2010 eine Frauenquote einführte, warb das Unternehmen mit Pilloud als weiblicher Identifikationsfigur.

Spätestens jetzt wurde man in der Schweiz wieder auf sie aufmerksam. Der Name Pilloud figurierte in den Karteien etlicher massgeblicher Headhunter. So auch in jener der Zürcher Filiale von Boyden, einem global aktiven Executive-Search-Unternehmen. Als die SBB die Stelle des Leiters Personenverkehr neu besetzen mussten, nahm Boyden im Auftrag von Andreas Meyer Kontakt mit Jeannine Pilloud auf. Am Schluss wählte der Verwaltungsrat (damals unter Ulrich Gysi) sie aus einem Zweierticket aus.

Zunächst war die Wahl auf Jürg Schmid gefallen, doch dieser hatte den Dienst für Meyer quittiert, noch bevor er überhaupt angefangen hatte. Bei Pilloud hingegen sah es für den SBB-Konzernchef nach einem Glücksgriff aus: Wochenlang erging sich die Presse in Lobgesängen über die Berufung der «ersten Frau in die

Konzernleitung». Geschickt positionierte sich Pilloud sofort als Befürworterin von Frauenquoten. Damals, im Frühling 2011, standen die Zeichen auf Fortsetzung ihrer steilen Karriere. Gegenüber der *Berner Zeitung* bedauerte Pilloud 2012: «Die Frauen wollen keine Führungsaufgaben übernehmen. Sie ziehen Stabsstellen vor.» Und nun heisst es offenbar auch für Jeanine Pilloud: Endstation Stabsstelle.

Zieht man die Werte «Kundenzufriedenheit» und «Pünktlichkeit» der SBB heran, so sieht Pillouds Leistungsbilanz zwar solide aus. Aber Stichworte wie «genial» fallen im Gegensatz zu früher kaum, wenn es um ihren jüngsten Arbeitsplatz geht. Was ist schiefgelaufen? Für Insider ist klar, dass ihre unstrittigen Fähigkeiten im SBB-Biotop nicht richtig zum Tragen kamen. Jede Innovationskraft von Pilloud wurde zwischen den starren Strukturen und Abläufen des Staatsbetriebs SBB einerseits und einem sehr machtbewussten Chef andererseits, der nur schwerlich eine zweite Sonne in seinem Universum duldet, gewissermassen aufgerieben.

Fokus auf Oberflächliches

Zudem sieht es so aus, als habe sich Pilloud nie aus den eher prozessorientierten Denkmustern des Firmenkundengeschäfts befreit. Als ihre grösste Leistung gilt die Modernisierung der aus den 1980er Jahren stammenden internen IT. In substantielle Verbesserungen für den Bahnkunden wurde diese aber nicht übersetzt. Im Gegenteil, der von Pilloud verantwortete SwissPass als Nachfolger von Halbtax und Generalabonnement gilt als abschreckendes Beispiel in Sachen Kundenfreundlichkeit.

Öffentlich machte Pilloud durch sprunghafte Ankündigungen auf sich aufmerksam, die nur teilweise realisiert wurden. Oberflächliches gewann einen hohen Stellenwert: ihre Kolumne «Schotter-Blick» im *Blick am Abend*, die von ihr veranlasste Neubemalung der Toiletten oder die Starbucks-Speisewagen. Währenddessen gelangen wichtige Dinge nicht. So geriet die Einführung eines neuen Informatiksystems zur Einteilung des Personals zum kleinen Fiasko – dem Vernehmen nach mussten zeitweise fast drei Dutzend Lokführer aus dem Führerstand in die Zentrale versetzt werden, um die Defizite der neuen Software aufzuwiegen. Auch beim Rollmaterial, also den Zügen, bekam der Kunde kaum Verbesserungen zu spüren.

Pilloud wirkte zunehmend angestrengt. Es kamen Zweifel auf, ob sie genügend auf das Wesentliche konzentriert sei. Vor einem halben Jahr suchte Andreas Meyer das Gespräch und legte ihr nahe, etwas von ihren Aufgaben abzugeben. Im Oktober entschied sich Pilloud für den weniger aufreibenden Bereich, der nun ihre Haupttätigkeit bildet. Aus freien Stücken, wie beide betonen. Man kann darin auch die Vorboten des Wechsels von der heissen Küche in den Salon sehen. Laut Headhuntern stehen Pillouds Chancen auf Verwaltungsratsmandate gut. ○

Affären

Plötzlich im Kampf

Von Beat Gygi — Ethos-Chef Dominique Biedermann muss als Letzter der Gründergarde die Nachfolge der Anlagestiftung regeln. Zwei Abgänge an der Spitze drängen ihn zur Eile.

Dominique Biedermann ist an der Spitze der Ethos-Stiftung für nachhaltige Anlagen in einen Kampf geraten, den er wohl kaum je erwartet hatte. Vor etwa zwei Wochen gab es eine kleine Explosion, als Monika Roth, Rechtsprofessorin an der Hochschule Luzern, den Verwaltungsrat von Ethos Services verliess und Françoise Bruderer, Geschäftsführerin der Pensionskasse der Post, aus dem Ethos-Stiftungsrat austrat. Brisant war, dass die zwei Frauen öffentlich kritisierten, Biedermann habe bei Ethos zu viel Macht und die Führung der Organisation sei anfällig für Interessenkonflikte, unter anderem, weil seine Frau in der Geschäftsleitung sei. Ethos wehrt sich jetzt juristisch gegen die Vorwürfe.

Pikant ist, dass quasi der landesweit berühmte Experte auf dem eigenen Fachgebiet hart kritisiert wird, denn es ist ja das Kerngeschäft von Ethos, kотиerte Firmen auf ihre Corporate Governance hin zu prüfen und die Benotungen öffentlich zu zeigen sowie als aktiver Aktionär Einfluss auf Verwaltungsräte und Manager zu nehmen. Ethos hat in der Schweiz – allerdings hinter grossen internationalen Konkurrenten wie ISS – eine starke Stellung als Stimmrechtsberater, der zu Generalversammlungstraktanden oft Punkt für Punkt die Ja- oder die Nein-Parole herausgibt und zu Managerlöhnen oder zur Rollenaufteilung in Management und Verwaltungsrat seine Beurteilung abgibt. Biedermann hatte früher zähe Streitereien mit Novartis wegen Spitzenlöhnen oder mit Nestlé wegen Peter Brabecks Doppelmandat als Konzernchef und Verwaltungsratspräsident. Heute richten viele Chefs ihre Führungsregeln und Strukturen nach Ethos-Checklisten aus, um nicht anzuecken.

«Nachhaltiges Anlegen»

Wie kamen Biedermann und seine Kollegen in diese Position? Vor gut zwanzig Jahren gewannen sie für die Idee «nachhaltiges Anlegen» gewichtige Geldgeber, als 1997 die öffentliche kantonale Pensionskasse und die private Pensionskasse für Industrie- und Bauunternehmen in Genf die Ethos-Stiftung mit Sitz in Genf gründeten, um «sozial verantwortungsbewusstes Investieren» zu fördern. Stiftungsmitglieder können nur anerkannte schweizerische Vorsorgeinstitutionen und gemeinnützige

Stiftungen werden; heute sind es knapp 230, die insgesamt gut 230 Milliarden Franken verwalten, wobei das Vermögen, das der Ethos-Beratung – oft auch Stimmrechtsausübung – unterliegt, rund 1,3 Milliarden Franken ausmacht. Für Analyse und Beratung wurde im Jahr 2000 neben der Stiftung (die das Geld hat) die Ethos Services AG gegründet. Biedermann erzählt, wie das Führungsquartett (neben ihm Kaspar Müller, Jacques Zwahlen und Claude-Victor Comte), das seit der Gründung dabei war, lange Zeit an den Spitzen von Ethos-Stiftung und Ethos Services stand und wie man sich 2012 den schrittweisen Rückzug der Vierergruppe im Zweijahresrhythmus vorgenommen habe.

Müller, Präsident der Stiftung wie auch des Ethos-Services-Verwaltungsrats, machte den Anfang, als er 2015 zurücktrat. Biedermann, bis dahin Ethos-Direktor, rückte damals zum Präsidenten beider Ethos-Einheiten auf. Im Frühling 2017 zog sich der Stiftungsvizepräsident Zwahlen zurück. Für 2019 wäre der Rücktritt des Ethos-Services-Vizepräsidenten Comte vorgesehen gewesen, aber dieser erlag diesen Herbst einem Hirnschlag.

Voll hinter der Strategie

Nun steht der 59-jährige Biedermann, der etwa 2021 hätte zurücktreten wollen, als Letzter der alten Garde da und versucht, die Nachfolgeregelung unter erhöhtem Zeitdruck über die Bühne zu bringen. Gesucht sind Nachfolger für Comte, für die zwei Frauen und schliesslich für ihn. Er will, dass die richtigen Leute in die neue Führung kommen, und meint: «Wichtig ist, dass wir den Austausch und die guten Beziehungen mit den börsenkotierten Unternehmen behalten. Die neuen Leute, die wir suchen und die unter anderem mich ersetzen werden, müssen voll hinter dieser Strategie stehen und die Meinung teilen, dass wir diese neue Form von Kapitalismus weiterführen wollen.» Biedermann wurde schon oft kritisiert, Ethos beurteile Unternehmen und ihre Corporate Governance praxisfremd nach schematischen Rezepten.

Mit Blick auf die Nachfolge in seinem Unternehmen wirkt er nun aber eher wie ein Patron, dem die Wirklichkeit näherliegt als Formeln aus dem Handbuch.



Dominique Biedermann.

Süsser nächtlicher Glockenklang

Von Katharina Fontana — Es gibt keinen sachlichen Grund, warum Kirchenglocken nachts läuten sollen. Doch beim Glockenschlag geht es darum, dass nicht immer nur die eigenen Ansprüche zählen.



Kluger Entscheid: reformierte Kirche im zürcherischen Wädenswil.

Dass Kirchen auch in der Nacht den Lauf der Zeit anzeigen, ist ein Unding, und der nächtliche Glockenschlag jede Stunde oder gar jede Viertelstunde ist viel zu laut – so sehen das etliche lärmempfindliche Zeitgenossen. Und machen für ihre Schlaflosigkeit das kirchliche Glockengeläut verantwortlich.

Tatsächlich lassen zahlreiche Kirchen ihre Glocken auch nachts erklingen. Wer etwa in der Nähe einer reformierten und einer katholischen Kirche wohnt, die nachts läuten, bekommt um Mitternacht volle 32 Glockenschläge zu hören. Und muss damit rechnen, in der Früh vom Morgengeläut geweckt zu werden. Das sei übertrieben, überflüssig, ja unverschämt, monieren die Kritiker. Als Privatmensch dürfe man nachts auch nicht jede Vier-

Eine Konstante, die schon immer da war, eine vertraute Begleitung während der Nacht.

telstunde auf dem Balkon eine Glocke läuten oder die Nachbarn am Morgen mit Dauergebimmel aus dem Schlaf reissen.

Es erstaunt also nicht, dass schon einige Leute wegen der Kirchenglocken vor Gericht gezogen sind und sich über den Lärm beklagt haben – in der festen Überzeugung, das Recht auf

ihrer Seite zu haben. Doch sie haben die Rechnung ohne das Bundesgericht gemacht. Denn die Lausanner Richter stehen zur Tradition des Glockengeläuts. Das hat sich jüngst wieder gezeigt, als sie sich mit den Kirchenglocken im zürcherischen Wädenswil zu befassen hatten.

Ein ins Dorfzentrum von Wädenswil umgezogenes Ehepaar fühlte sich durch den viertelstündlichen Glockenschlag der evangelisch-reformierten Kirche während der Nacht gestört und verlangte, dass das Geläute zwischen 22 Uhr und 7 Uhr einzustellen sei. Das Zürcher Verwaltungsgericht stellte sich auf die Seite des Ehepaares und entschied, dass in Wädenswil während der Nacht die Viertelstunden nicht mehr zu schlagen seien. Die Kirchgemeinde sowie der Stadtrat verteidigten daraufhin das traditionelle Glockengeläut vor Bundesgericht und fühlten sich von der Bevölkerung in ihrem Anliegen getragen: Rund 2000 Personen hatten sich in einer Petition dafür ausgesprochen, den Viertelstundenschlag beizubehalten.

Beim Bundesgericht fanden sie Gehör. Die Lausanner Richter wollten nichts davon wissen, ihre bisherige glockenfreundliche Haltung plötzlich aufzugeben und das nächtliche Ruhebedürfnis der Bevölkerung a priori höher zu gewichten als die lokale Tradition der nächtlichen Zeitangabe. Es sei Sache der

Gemeinden, die Betriebszeiten der Kirchenglocken zu regeln, befanden die Bundesrichter und fassten damit einen klugen Entscheid: Es würde nicht nur in Wädenswil, sondern auch in vielen anderen Gemeinden schlecht ankommen, wenn ihnen das höchste Gericht den gewohnten nächtlichen Glockenschlag verbieten würde. Das Urteil bedeutet aber auch, dass Personen, die in irgendeiner Schweizer Gemeinde mit den Kirchenglocken auf Kriegsfuss stehen, von der Justiz auf absehbare Zeit keine Hilfe erwarten dürfen.

Alles verbieten, was einen stört?

Dass der Glockenschlag derart breite Unterstützung genießt, ist bemerkenswert. Niemand braucht heute mehr die Kirchenglocke, um zu wissen, wie spät es ist. Und doch ist der Glockenschlag für einen Gutteil der Bevölkerung auch heute noch bedeutsam: als Konstante, die schon immer da war, als vertraute Begleitung während der Nacht, als tröstliches Gefühl, dass auch in der Dunkelheit mit der Welt alles in Ordnung ist. Unterschwellig mag auch ein gewisses Bekenntnis zur hiesigen, christlich geprägten Kultur mitschwingen. Man besucht zwar immer seltener den Gottesdienst, doch an den alten Kirchen und ihrem traditionellen Geläut soll nicht gerüttelt werden.

Es sind für einmal also eher die Gefühle, die in dieser Auseinandersetzung den Ausschlag geben, und weniger sachliche Argumente. Sicher, man kann sich fragen, ob die Nachtruhe heute, wo zahlreiche Leute tagtäglich vielen Lärmquellen und grosser Hektik ausgesetzt

Es sind eher die Gefühle, die in dieser Auseinandersetzung den Ausschlag geben.

sind, nicht als wichtiger anzusehen ist als die Verbundenheit mit einer Tradition. Einige Kirchen zeigen sich gegenüber den lärmgeplagten Seelen denn auch entgegenkommend, indem sie den Glockenschlag während der Nachtstunden dämpfen oder das Frühgeläut etwas später abhalten.

Ebenso berechtigt ist aber die Frage, warum ausgerechnet das uralte Kirchengeläut, das die Menschen seit je verlässlich begleitet, verschwinden soll. Letztlich geht es beim Glockenstreit auch darum, ob die eigenen Ansprüche und Empfindlichkeiten wirklich immer als wichtiger zu gelten haben und ob alles, was einen stört, zu verbieten ist. Wer sich derart über den Glockenschlag ärgert, für den gibt es andere Wege. Er könnte nachts die Fenster schliessen, sich eine Wohnung fern der Kirche suchen oder seine Probleme lösen, die ihn am Schlafen hindern – anstatt zu verlangen, eine jahrhundertealte, weitherum geschätzte Tradition über Bord zu werfen. ○

Oops, sie tut es schon wieder

Von Philipp Gut — Die Schweizerische Unfallversicherungsanstalt verbietet ohne rechtliche Grundlage eine etablierte Technik der Bauwirtschaft. Jetzt ergreifen Unternehmen juristische Massnahmen.

Dieser Federstrich könnte teuer werden. Sehr teuer. Die Suva hat angekündigt, ab 1. Januar 2020 «das Verwenden problematischer Schnellwechseinrichtungen» nicht mehr zu akzeptieren. Problematisch sei vielmehr das Vorgehen des Unfallversicherers Suva selber, der in der Schweiz eine Monopolstellung einnimmt, heisst es in der Branche. Halte die Suva an ihrem Verwendungsverbot fest, koste dies die Bauwirtschaft schätzungsweise mehr als hundert Millionen Franken, rechnen Unternehmen vor.

Worum geht es? Die Schnellwechseinrichtung ist eine innovative Technik, mit der Baggerschaufeln vollhydraulisch gewechselt werden können. Der Baggerführer muss nicht mehr aussteigen, um eine andere Schaufel zu montieren. Das spart Zeit und ist grundsätzlich sehr sicher, weil niemand mehr im Gefahrenbereich der Baumaschine hantieren muss.

Trotzdem will die Suva dieses etablierte System, das seit 1985 in ganz Europa problemlos im Einsatz ist, künftig verbieten. Sie hat das Verwendungsverbot aber nicht per Verfügung angeordnet, sondern einfach auf ihrer Homepage sowie auf Merkblättern angekündigt. Hier, monieren Vertreter der Baumaschinenbranche, liege der Hund begraben. «Problematisch» sei nämlich kein Rechtsbegriff. Das Wort drücke einfach aus, was die Suva als gefährlich erachte. Mit anderen Worten: Die Suva hat kei-

ne ordentliche Verfügung erlassen. Das weitreichende Verbot ist gesetzeswidrig.

Die Unternehmen sprechen von einem «perfiden» Vorgehen der Suva. Denn gegen eine Verfügung könnte man sich juristisch wehren und Beschwerde einlegen. Die blosser Ankündigung der Suva lasse die Firmen in einem luftleeren Raum zurück und führe zu einer «totalen Verunsicherung im Markt», sagen Insider.

«Nicht rechtskonform»

Wie kommt die Suva überhaupt dazu, das Verwendungsverbot auszusprechen? Dazu gibt es eine Vorgeschichte. Die Suva hält die Schnellwechseinrichtung für gefährlich, weil es in der Vergangenheit zu zwei tödlichen Unfällen gekommen ist. Diese hätten jedoch nichts mit der nun verbotenen Technik an sich zu tun gehabt, sagen involvierte Firmen. In beiden Fällen sei die Unfallursache nicht eine mangelhafte Konstruktion gewesen, sondern grobfahrlässiges Verhalten der Anwender. Dritte hätten sich unerlaubterweise im Gefahrenbereich aufgehalten.

Trotzdem verfügte die Suva in der Folge ein Vertriebsverbot gegen verschiedene Unternehmen. Drei der Betroffenen legten Beschwerde ein, und das Bundesverwaltungsgericht gab ihnen recht. Damit wiederum war der Unfallversicherer nicht einverstanden, er zog den Fall

– wie auch das beteiligte Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) – ans Bundesgericht weiter. Dieses bestätigte überraschend die Verbotsverfügung der Suva. Entgegen der Vorinstanz kam es mit Entscheid vom 10. April 2017 zum Schluss, die Gefährdung durch die Schnellwechseinrichtung und konkret durch herabfallende Baggerschaufeln sei «mit überwiegender Wahrscheinlichkeit dargetan». Damit bestätigte das Bundesgericht das Vertriebsverbot, das die Suva verfügt hatte.

Bei den Firmen wurde der Richterspruch mit Befremden aufgenommen. Das Urteil könnte politisch gefärbt sein, kritisieren sie. Tatsächlich gab es einen Mehrheitsentscheid von drei zu zwei Stimmen. Für das Verbot und für die Intervention des quasistaatlichen Monopolversicherers stimmten die Bundesrichter Zünd (SP), Stadelmann (CVP) und Haag (GLP), dagegen die SVP-Richter Seiler und Donzallaz.

Dieser frühere Fall ist mit dem höchstrichterlichen Urteil juristisch erledigt. In der Praxis bedeutet dies, dass die entsprechenden Einrichtungen in der Schweiz für viel Geld nachgerüstet werden müssen, um neu in Verkehr gebracht zu werden. Dies im Gegensatz zum restlichen Europa, wo keine einzige Behörde Massnahmen getroffen hat. Die Schweiz beschreitet also einen regulatorischen Sonderweg, obwohl auch hier das sogenannte Cassis-de-Dijon-Prinzip gilt. Dieses besagt, dass Zulassungsnormen im gesamten EWR-Raum gültig sind. Einen ähnlichen Sonderpfad schlug die Schweiz auch bei den Dieselpartikelfiltern ein, zum Nachteil der hiesigen Wirtschaft.

So viel zur Vorgeschichte. Offen bleibt die gegenwärtige Auseinandersetzung um das von der Suva angekündigte Verwendungsverbot von Schnellwechseinrichtungen. Mehrere wichtige Player wollen trotz des trickreichen Vorgehens der Suva gegen diese intervenieren, wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen. Die Zürcher Anwaltskanzlei Homburger hat im Auftrag betroffener Unternehmen am 17. Oktober an die Suva geschrieben, das angekündigte Verwendungsverbot sei «nicht rechtskonform». Die Suva antwortete am 16. November, sie wolle am Verbot festhalten. Derzeit prüfen die Firmen und ihre Anwälte rechtliche Optionen gegen das aus ihrer Sicht rechtswidrige «Verbot».

Das Vorgehen der Suva ist kein Einzelfall. Ähnlich hat sie sich schon früher verhalten («Die Suva frisst über den Zaun», *Weltwoche* Nr. 41/16). Ökonomen nennen es Nudging, wenn der Staat das Verhalten von Bürgern und Unternehmen jenseits gesetzlicher Vorschriften mehr oder weniger sanft in die von der Obrigkeit gewünschte Richtung zu lenken versucht. Im vorliegenden Fall geht die Suva noch weiter – sie dribbelt gar den Rechtsstaat aus. Das ist alles andere harmlos, eher schon bösartig. Von den Mehrkosten für die Unternehmen nicht zu reden. ○



Die Firmen sprechen von einem «perfiden» Vorgehen der Suva.

Ihr Nachbar hiess Johnny Hallyday

Von Charles-André Aymon — Im Zuge der bundeshäuslichen Sexismus-Debatte ist die fesche Genfer SVP-Nationalrätin Céline Amaudruz zur nationalen Berühmtheit geworden. Ihre Kritik an den «Machos» der Partei kommt an. Wer aber ist die junge Frau aus wohlhabender Advokaten-Familie?

Papas Prinzessin, die sich emanzipierte, um dann, peu à peu, ihr politisches Schicksal zu entdecken – so fassen Beobachter den Ruf zusammen, der Céline Amaudruz in der Romandie anhaftet.

Tatsächlich wurde die SVP-Nationalrätin in eine goldene Wiege hineingeboren. Ihr Vater Michel war Partner in einer der renommiertesten Anwaltskanzleien von Genf. Ihre Laufbahn begann ganz früh, in den Privatschulen Brechbühl und Moser, welche der Hautevolee vom unteren Seebecken des Lac Léman vorbehalten sind. Die Familienferien im Sommer fanden traditionell im noblen Juan-les-Pins statt, nicht weit von Cannes, im Winter gastierte man standesgemäss in Gstaad. Johnny Hallyday, das kürzlich verstorbene französische Idol, war sozusagen der Nachbar. «Wir sagten uns hallo und auf Wiedersehen», offenbarte sie 2013.

«Eine Art Lockvogel»

Bereits an der Rechtsfakultät in Genf bekennt sich Amaudruz zu fundamental antieuropäischen Meinungen. Aber es ist letztlich eine Familiengeschichte, die sie zum politischen Engagement bringt. Ihr Vater, damals ein einflussreiches Mitglied der lokalen SVP, überredet seine Céline 2009, für den Grossen Rat zu kandidieren. Sie wird auf Anhieb gewählt. Im folgenden Jahr sucht die durch interne Machtkämpfe geplagte Partei einen Präsidenten. Amaudruz tritt an und gewinnt die Kampfwahl. Allen Widrigkeiten zum Trotz bändigt die Novizin die zumeist über fünfzigjährigen SVP-Dinosaurier. Die 31-jährige Blondine mit dem etwas zwitschernden Akzent bringt wieder Ordnung in den Laden.

Eric Bertinat, ehemaliger SVP-Grossrat in Genf, stand der Wahl von Amaudruz damals kritisch gegenüber. Mittlerweile ist er voll des Lobes: «Sie hat grosse Führungsqualitäten und ein phänomenales Gedächtnis, und sie hat eine Leidenschaft für Politik.» Diese Leidenschaft und die Befriedung der kantonalen Sek-



Ehrgeiz mit Herz: SVP-Nationalrätin Amaudruz.

tion öffnen ihr den Weg in föderale Sphären. 2011 gewinnt Amaudruz einen der beiden Genfer SVP-Sitze im Nationalrat und verteidigt ihn vier Jahre später. Die Einschätzung eines Westschweizer Ratskollegen, der nicht namentlich erwähnt werden möchte, ist etwas weniger euphorisch: «Wir können nicht sagen, dass sie einen sehr scharfen Sinn für Poli-

tik oder eine aussergewöhnliche intellektuelle Kapazität hätte.» Ein anderer meint: «Sie ist eine Art Lockvogel der SVP – eine junge und urbane Frau in einer Partei, die eigentlich als männlich und konservativ gilt.»

Wenn Amaudruz etwa in «Infrarouge» auftritt, dem Pendant des Westschweizer Fernsehens RTS zur «Arena» von SRF, spult sie ohne Originalität das Parteiprogramm ab. In der kleinen medialpolitischen Welt geniesst sie zwar das Image einer Kämpferin, aber auch einer strammen Parteisoldatin. Stänkerer witzeln auch mal über sie als «Papagei». Die Aura einer Ideologin oder gar Intellektuellen ist ihr jedenfalls fremd. Auf das politische Geschehen in der Romandie hat sie als Vizepräsidentin der Schweizerischen Volkspartei allerdings ohnehin einen marginalen Einfluss.

Es gibt in der Geschichte der SVP durchaus einige sehr aktive Romands. Yvan Perrin, der ehemalige Nationalrat von Neuenburg, Oskar Freysinger, der ehemalige Walliser Regierungsrat, oder der heutige Bundesrat Guy Parmelin hatten im Westschweizer Politbetrieb Gewicht und einen festen Platz. Das kann man von Céline Amaudruz nicht behaupten. Den Ruf als beschlagene Ökonomin, den sie sich in der Vermögensverwaltung bei der Bank Julius Bär und später bei der UBS erwarb, konnte sie nicht in die Politik hinüberbringen. Obwohl sie im Nationalrat Mitglied der prestigeträchtigen Wirtschaftskommission ist, gelang es ihr nicht, die zweifellos vorhandenen fachlichen Kompetenzen zur Geltung zu bringen.

Gleichwohl fehlte es ihr nie an Aufmerksamkeit. Amaudruz spielt ihre Trümpfe intelligent aus. 2013 schwamm und tauchte sie publikumswirksam bei der Durchquerung des Genfer Seebeckens mit. Ihren kantonalen Wahlkampf lancierte sie geschickt mit der Forderung, den mühseligen Genfer Verkehr zu verflüssigen. Als die Chefredaktorin der

Tribune de Genève monierte, Amaudruz lasse zu viel ihre körperlichen Reize spielen, gab diese spitz zurück: «Finden Sie eine Kleiderkombination, die nicht eng ist, ich nehme sie sofort an.»

Aufbegehren gegen «alte Machos»

Céline gibt nie auf. Ihre Beharrlichkeit bewundern selbst die politischen Gegner. 2011, kurz nach ihrer Wahl in den Nationalrat, sprach sie sich zur Überraschung vieler für die Bezahlung von Abtreibungen durch die Krankenkassen aus. Seither punktet sie gerne mit Frauenthemen. Insofern überraschen ihre Klagen wegen sexueller Belästigung Kenner der Politszene in Bundesbern nicht. Unter den Westschweizer Volksvertretern etwelcher Couleur sorgte ihr Aufbegehren gegen die «alten Machos der SVP» für viel Zustimmung. «Sie hat einen unfairen Preis für diesen Mut bezahlt», sagen politische Gegner anerkennend. In dieser Tonlage hallt es auch aus der französischsprachigen Presse.

«Sie hat eine starke politische Basis, sie ist authentisch und kompromisslos», tönt es

Allen Widrigkeiten zum Trotz bändigte die Novizin die SVP-Dinosaurier.

mitunter auch aus den eigenen Reihen. «Ihre Energie und ihr Enthusiasmus sind eine seltene Chance für die SVP», meint ein Parteikollege, «auch wenn sie sich dadurch angreifbar macht.» Vielen, die sie kennen, ist die verletzte Seite von Amaudruz bekannt. So erzählte Amaudruz 2011 der Zeitschrift *L'Hebdo*, wie sie mit elf Jahren Opfer von «Aggression auf dem Schulweg» geworden sei. Dieses Schlüsselereignis begründete ihre Empathie für Kinder und ein ausgeprägtes Verlangen nach Sicherheit.

Im Dezember 2016 stand die «Ehrgeizige mit Herz» – so die Beschreibung einer politischen Gegnerin – vor dem politischen Absturz. Die Polizei erwischte die Genferin damals am Steuer mit 1,92 Promille Alkohol im Blut. Für Aufregung sorgte vor allem die Tatsache, dass Amaudruz umgehend Bundesrat Guy Parmelin anrief – «um Trost bei einem ihrer engsten Freunde zu suchen», wie ihr Anwalt sagt. Doch bald war der «grosse Fehler» Geschichte. Mit der Verurteilung unangemessener Gesten im Parlament und der Kritik an Parteigenossen hat Céline Amaudruz diese Scharte nun wohl vollends ausgewetzt – und sich nun vor allem bei jenen Kreisen Zustimmung geholt, die ansonsten wenig Sympathie für die SVP übrig haben.

Charles-André Aymon ist Chefredaktor der Westschweizer Frauenzeitschrift *Femina* (Tamedia).

Umwelt

Milliarden gehen die Rhone runter

Von Hubert Mooser — Die Zählung der Rhone kostet fast das Doppelte von dem, was Bundesrätin Doris Leuthard erwartet hat. Das zeigen interne Unterlagen, die der *Weltwoche* vorliegen.

Der Oberwalliser Poet Pierre Imhasly besang in seiner vielgerühmten «Rhone Saga» das hohe Lied dieses Flusses. Aber die Rhone hat trotz Belcanto ihre Tücken. Sie kann grössere Hochwasser nicht schadlos abführen, es kommt immer wieder zu Überschwemmungen, die grosse Schäden verursachen. Mit einem Jahrhundertprojekt will nun der Kanton Wallis den Fluss nach 1863 und 1930 ein drittes Mal zähmen.

Zwischen Brig und dem Genfersee soll die Rhoneebene auf einer Strecke von 120 Kilometern sicherer gemacht werden. Dort, wo am meisten Gefahr droht, etwa in der Region Visp, sind die Bagger seit 2009 im Einsatz. Dämme werden zurückgelegt, das Flussbett ausgeweitet, die Uferböschung landschaftlich aufgewertet. Für die erste Etappe haben Bundesrat und Parlament 2009 einen Rahmenkredit von 169 Millionen Franken beschlossen. Doch das ist nichts, gemessen an dem, was am Ende dem Bund an Kosten anfallen wird, wie die zuständige Bundesrätin Doris Leuthard erfahren musste.

«Völlig überdimensioniert»

Das Bauwerk kostet mehr als das Doppelte des Betrags, den man in der Botschaft zum ersten Rahmenkredit geschätzt hatte. Das geht aus neuen Dokumenten von Leuthards Bundesamt für Umwelt (Bafu) hervor. 2009 ging man von Gesamtkosten in der Höhe von 1,6 Milliarden Franken aus. Heute rechnet das Bafu mit 3,6 Milliarden Franken, davon müsste der Bund allein über 2 Milliarden Franken schultern. Und: Für die Begleitung dieses Projekts soll der Bund 23 neue Stellen schaffen und finanzieren.

Leuthard soll sich über die tatsächlichen Kosten der Rhonekorrektur angesichts der knappen Bundesmittel etwas aufgeregt haben. «Immer diese Walliser», beklagte sich die Magistratin dem Vernehmen nach gegenüber einem CVP-Vertreter. Denn das Megaprojekt ist auch so schon umstritten – sogar im Wallis, wo die Bauwirtschaft Jahrzehnte davon profitieren wird. Selbst Mitglieder der Walliser Regierung sprechen von einem De-luxe-Projekt, wenn sie im trauten Kreis frei sprechen.

«Das Projekt ist aus unserer Sicht völlig überdimensioniert, der Kulturlandverlust erheblich», sagt auch SVP-Nationalrat Franz Ruppen. 2015 erzwang die Walliser SVP mit der Unterstützung der Walliser Landwirt-



Doris Leuthard.

schaft sogar eine Abstimmung über das Projekt, die dann aber knapp verloren ging. Vor und nach dem Abstimmungskampf hiess es, die Rhonekorrektur koste gegen 2 Milliarden Franken. Wieso das Projekt jetzt 3,6 Milliarden beanspruchen soll, kann das Bafu vorläufig nicht beantworten. Die Fragen der *Weltwoche* hat das Amt, ein ungewöhnliches Vor-

gehen, an den Kanton Wallis weitergereicht.

Zuständig für die Rhonekorrektur ist Leuthards Parteikollege Jacques Melly, der Walliser Baudirektor. Auch er hat zur Kostenexplosion keine Erklärung parat. Er lässt durch sein Sekretariat ausrichten, der Chef des Amtes für Rhonewasserbau, Tony Arborino, werde die Fragen beantworten. Später kommt eine Antwort von Arborino, die wenig erhellend ist: Für die Botschaft im Jahre 2009 habe man die Kosten bloss geschätzt, so der Walliser Chefbeamte. Deshalb könne man nicht sagen, das Projekt käme jetzt viel teurer zu stehen. Im Departement von Leuthard sieht man das allerdings etwas anders. Kurzum: Alle gehen in Deckung. Offenbar will niemand Verantwortung übernehmen

Dabei droht die dritte Rhonekorrektur zur gleichen unendlichen Geschichte zu werden wie die Walliser Autobahn A9, an der man seit den siebziger Jahren plant, Milliarden verlockt hat und die bis heute noch immer nicht fertiggestellt ist. Im Departement von Leuthard stehen die Lampen jedenfalls auf Rot. Leuthard selber verlange innert Kürze eine Erklärung vom Kanton Wallis zur Kostenentwicklung, heisst es in Bern. Die Chefin des Verkehrsdepartements (Uvek) will nämlich die Botschaft zur zweiten und dritten Etappe der Rhonekorrektur Anfang Februar dem Bundesrat vorlegen. Bis dahin müssen die Ungereimtheiten zu den Kosten geklärt sein. In der Sommersession, so die Planung des Bafu, könnte dann der Nationalrat darüber beraten. Im Herbst wäre der Ständerat an der Reihe. Politischer Zoff ist bei dieser Ausgangslage wohl nicht ausgeschlossen.

Es ist nicht das erste Mal, dass die CVP-Bundesrätin sich mit Walliser CVP-Vertretern anlegt. Bei der Revision des Raumplanungsgesetz 2013, welche eine Verkleinerung überdimensionierter Bauzonen vorsah, flogen die Fetzen zwischen Bern und Sion. Bei der Rhonekorrektur wird der Streit vorläufig noch nicht offen ausgetragen. Das könnte sich ändern, wenn das Dossier in die heisse Phase kommt. *Hubert Mooser*

Der schwedische Transgott

Von Katerina Janouch — Gott mag zwar tot sein in gewissen Kreisen, aber noch ist er männlich. Wie lange noch? In Skandinavien übertrifft die Gender-Korrektheit bisweilen jede Satire.



Viele Wege zu Gott: Erzbischöfin Antje Jackelén.

Die Nachricht ging kürzlich um die Welt: Die protestantische schwedische Staatskirche hat Gott seine Männlichkeit entzogen und ihn zum Neutrum gemacht. «Wir wissen selber nicht, wie das passieren konnte», dementierte Kirchensprecher Stefan Håkansson umgehend, «aber es stimmt nicht.»

Was nun? Die Meldung hat ihre Wurzeln in einem neuen Kirchenhandbuch, gemäss dem der Begriff «Herr» für Gott künftig nach Möglichkeit zu vermeiden ist. Gefordert wird ein

Die Bischöfin von Stockholm forderte, Altar und Gebete nach Mekka auszurichten.

«integrativer» Gott. Tatsächlich ist der Gender-Wahn in keinem Land so ausgeprägt wie in Schweden. Traditionelle Geschlechter-Stereotype auszurotten, gilt als staatliche Pflicht.

So richtete der schwedische Wissenschaftsrat ein Gender-Komitee ein. Für all jene, die sich fragen, was man sich unter gendergerechter Forschung vorstellen soll – etwa weibliche Naturgesetze? –, hat der Rat ein Beispiel parat: Mit einer halben Million Kronen (60 000 Franken) finanzierte er etwa das Projekt «Die Trompete als Geschlechtersymbol».

Eine andere Studie will herausgefunden haben, dass die meisten Kinderspielplätze schädlich seien, weil sie bei Kindern Gender-Stereotype verstärkten. Mädchen wird vom Tragen rosafarbener Kleidung dringend abgeraten, als ungehörig gelten auch Röcke. Mädchen sollen gefälligst Shorts und Shirts tragen.

Vor einigen Jahren forderte die Jugendliga der Liberalen, Sex unter Geschwistern über fünfzehn Jahren zu legalisieren. Auch sexuelle Neigungen wie Nekrophilie und Sodomie sollten entkriminalisiert werden. En vogue sind Bücher für Kinder im Vorschulalter, die sich explizit mit dem Thema Transsexualität befassen. «Sie müssen sich so früh wie möglich daran gewöhnen», sagen die Autoren.

Die Kirche kann sich dem nicht verschliessen. Fragen der politischen Korrektheit sind scheinbar wichtiger geworden als die Theologie. Allerdings gibt es auch heftige Proteste gegen diesen Trend. Die Debatte um das Geschlecht Gottes könnte das Fass zum Überlaufen gebracht haben. Die Kirche ist gespalten: Traditionalisten halten am Herrn im Himmel fest, Feministen bevorzugen eine Göttin, Radikale eine neutrale Gottheit.

Im Zentrum all dieser Debatten steht Antje Jackelén, die Erzbischöfin der schwedischen Staatskirche. Die gebürtige Deutsche war 2013

als erste Frau in dieses Amt gewählt worden, allerdings mit historisch knappen 55 Prozent der Stimmen. Jackelén sorgte etwa für Aufsehen, weil sie sich lange weigerte, den grauenvollen Mord an dem französischen Priester Jacques Hamel im Sommer 2016 zu kommentieren oder zu verurteilen. Sie ist der Meinung, dass «der Prophet Mohammed nach wie vor Millionen von Menschen dazu inspiriert, nach Gerechtigkeit, Frieden und einem guten Leben zu streben», es gebe viele Wege zu Gott, jener über Jesus sei nicht der einzige. Diese Ansicht ist natürlich vertretbar, nur vermissen viele Schweden ein ähnlich leidenschaftliches Bekenntnis zu «ihrem» Gott.

Kirche mischt sich in Politik ein

Auch Eva Brunne, Bischöfin von Stockholm, ist gerne bereit, Traditionen der schwedischen Kirche dem Multikulturalismus zu opfern. So forderte sie vor zwei Jahren, die Kreuze aus der berühmten Seemannskirche im Stockholmer Hafen zu entfernen sowie Altar und Gebete nach Mekka auszurichten. Damit sollte das Gotteshaus für andere Kulturen und Religionen «zugänglicher» gemacht werden. Da die Seemannskirche nicht Brunnes Diözese untersteht, blieb ihr die grosse Umorientierung erspart.

Gerade in die Migrationsdebatte mischt sich die Kirche mit politischen Statements ein. Im November 2015, auf dem Höhepunkt der Flüchtlingskrise, forderte Erzbischöfin Jackelén unter dem Motto «Der Weihnachtsruf» die Regierung auf, die Grenzen zu öffnen. Die Verfolgung von Christen in anderen Teilen der Welt und Drohungen gegen Christen im eigenen Land sind für Jackelén dagegen kein Thema. Sie würde damit, meint sie, nur die Islamophobie in Schweden fördern.

Die Trennung von Kirche und Staat ist für Schweden relativ neu. Seit der Jahrtausendwende erfolgt die Aufnahme in die Kirche nicht mehr automatisch bei der Geburt, man muss sich aktiv darum bewerben. Und das tun immer weniger Leute. In den letzten zehn Jahren sind zudem jährlich 57 000 Personen aus der Kirche ausgetreten. Ein Rekord mit 90 000 Austritten wurde 2016 erreicht. Heute gehören noch rund 60 Prozent aller Schweden der evangelisch-lutherischen Landeskirche an.

Als Hauptgrund für einen Austritt wurde früher meist angegeben, dass man nicht mehr an Gott glaube (40 Prozent) oder dass eine Mitgliedschaft in der Kirche «bedeutungslos» sei (18 Prozent). Das dürfte sich inzwischen geändert haben. «Früher haben jene Leute die Kirche verlassen, die nicht an Gott glaubten», meint ein Szenekenner, «heute gehen diejenigen, die an ihn glauben.» Ein neutraler Gott wird diese Tendenz kaum umkehren.

Katerina Janouch schreibt politische Texte und Kinderbücher. Sie ist kein Mitglied der schwedischen Kirche.

Es ist seine Milde, die ich fürchte

Von Michael Fleischhacker — Österreichs neue Regierung steht. Das Programm bringt viel guten alten Common Sense. Und erhebliche Macht für Sebastian Kurz, der sich mit unerfahrenen Leuten umgibt.

Wien im Dezember 2017 ist mit Wien im Februar 2000 nicht vergleichbar. Im Februar 2000 musste die von Wolfgang Schüssel (ÖVP) und Jörg Haider (FPÖ) gebildete «Wende»-Regierung über unterirdische Gänge vom Bundeskanzleramt zum Bundespräsidenten, dem sogenannten Präsidentschaftskanzler, gelangen, weil zu ebener Erde der laute Protest gegen den Tabubruch wogte. Am anderen Ende des Ballhausplatzes wurden Schüssel und Haider von einem sauertöpfisch dreinblickenden Bundespräsidenten Thomas Klestil (ÖVP) widerwillig angelobt, wie man in Österreich sagt.

Und im Dezember 2017? Zwar hat die Exekutive wiederum Teile der inneren Stadt abgeriegelt, um eine störungsfreie Angelobung der neuen Regierung unter Sebastian Kurz (ÖVP) und Heinz-Christian Strache (FPÖ) durch einen fröhlich-schussligen Bundespräsidenten Alexander Van der Bellen (Grüne) sicherzustellen; der Aufwand schien aber deutlich übertrieben: Ein paar tausend von unterschiedlichen Organisationen mobilisierte Empörte und Enttäuschte gingen auf die Strasse, aber das war es auch schon.

Das liegt nicht nur daran, dass sich die Gegner des Rechtsbündnisses an die Nutz- und Folgenlosigkeit der hysterischen Proteste des Jahres 2000 und die darauffolgenden, zur Peinlichkeit für die Europäische Union geratenen «Sanktionen» der damals noch vierzehn EU-Partnerländer erinnern. Es liegt auch daran, dass das Regierungsprogramm, das Kurz und Strache am Wochenende präsentierten, einfach keine Aufregung hergibt.

Der Text liest sich wie eine Zusammenfassung eines konservativ gesunden Menschenverstands, des Common Sense, gerade einmal so kantig, dass Menschenrechtsaktivisten Alarm schlagen, weil geplant ist, ankommenden Migranten zunächst Bargeld und Mobiltelefon abzunehmen.

Politisch unerfahrene Experten

Nein, das Regierungsprogramm gibt wirklich nicht viel her, weder für die Kurz-Gläubigen noch für die Strache-Furchtsamen. Aufgeregt debattiert wurde bereits vor Abschluss der Regierungsverhandlungen die Ankündigung, jenes Gesetz zurückzunehmen, das ab Mai 2018 auch in Österreich ein totales Rauchverbot für die Gastronomie vorsieht.

Wirklich beunruhigend finden die Kritiker höchstens zwei Personalien, die zunächst mit Programmatik nichts zu tun haben: Sowohl das Innenministerium als auch das Verteidigungs-

ministerium werden in Zukunft von FPÖ-Politikern geführt. Das Innenressort von Herbert Kickl, dem langjährigen Kampagnenguru und Scharfmacher des Parteichefs. Das Heeresressort von Mario Kunasek, einem Stabsoffizier aus der Steiermark, der dort als Landesparteivorsitzender mit Ausnahme des jüngsten Wahlkampfinales als gemässigter Exponent der Freiheitlichen galt, der aber auch keine grossen Berührungängste mit rechts von der FPÖ existierenden ausserparlamentarischen Gruppen haben soll.

Innen- und Verteidigungsministerium in einer Hand, das weckt nicht nur bei FPÖ-Gegnern Erinnerungsfantasien an die Zwi-

Wirklich beunruhigend finden die Kritiker höchstens zwei Personalien bei der FPÖ.

schenkriegszeit, als im autoritär-katholischen Ständestaat Polizei und Militär gemeinsam gegen die Sozialdemokratie vorgingen. Zu Recht gilt die Trennung von Polizei und Heer als unumgängliches *caveat* in einer entwickelten Demokratie. Von einer inhaltlichen «Zusammenlegung» von Polizei und Militär ist freilich in Österreich nicht die Rede – es war übrigens der

sozialdemokratische Verteidigungsminister der letzten SPÖ-ÖVP-Regierung, der massiv auf eine Ausweitung der Kompetenzen des Bundesheeres auch im Inneren gedrängt hatte.

Man befürchtet allerdings, dass eine Verzahnung von Exekutive und Militär vor allem auf der Ebene der zivilen und militärischen Geheimdienste unter der Hand vonstattengehen könnte, wenn beide Häuser von Freiheitlichen geführt werden. Die Vorkehrung, die man dagegen getroffen hat – die Schaffung einer Geheimdienst-Koordinierungsstelle im Bundeskanzleramt –, deutet die vermutlich massivste Neuerung dieser Regierung an, die bislang allerdings unter dem Radar der öffentlichen Wahrnehmung daherragt: die Schaffung einer verfassungsmässig nicht vorgesehenen, zentralen Richtlinienkompetenz des Bundeskanzlers *via facti*.

Ausser Kanzler Kurz hat kein ÖVP-Minister Regierungserfahrung. Die politische Steuerung aller ÖVP-Ressorts – Wirtschaft, Finanzen, Justiz/Reform, Äusseres, Bildung – wird also aus dem Kabinett des Kanzlers erfolgen, die EU-Koordinations-Agenden hat sich Kurz formell aus dem Aussen- ins Kanzleramt geholt. Die politisch unerfahrenen Experten in den Ministerämtern werden wohl von jenem eingeschworenen inneren Kreis gesteuert werden, der Kurz seit bald einem Jahrzehnt politisch begleitet und ihm bereits im Wahlkampf zu einer für österreichische Verhältnisse ungewohnten Schlagkraft verholten hat.

Der junge Kanzler selbst wird weiterhin durch Verbindlichkeit beeindruckt. Das erinnert an eine Zeile aus «La clemenza di Tito», einer Oper des österreichischen Wunderkindes Mozart: «Es ist seine Milde, die ich fürchte.» ○



Verbindlichkeit: Kanzler Kurz mit Freundin Susanne Thier, am 18. Dezember in Wien.

Frische Brise

Von Urs Gehrig — Trumps
Präsidentschaft sieht
zunehmend aus wie ein Erfolg.

Die Geier kreisen seit dem ersten Amtstag. Donald Trump, der Betriebsunfall der US-Geschichte, soll nicht, nein, er darf nicht reüssieren! Russiagate, Vorwürfe sexueller Belästigung: Sukzessive ziehe sich die Schlinge zu, vermehren Medien Tag für Tag.

Trumps Scheitern – es ist bislang Wunschdenken geblieben. Trotz tiefer Umfragewerte stampft der Trump-train unverdrossen vorwärts. Kriege hat der Präsident bislang keine losgetreten. Die Wirtschaft brummt. Und überhaupt macht er seine Sache bisher gar nicht schlecht.

Es zeichnet grosse Präsidenten wie Lincoln, Roosevelt oder Kennedy aus, dass sie in ihren Reden Epochales mitschwingen lassen und dem Volk Zuversicht einhauchen. Trump hat sich am Montag mit seiner Vorstellung der neuen Sicherheitsstrategie unter die Grossen eingereiht. Im Gegensatz zu Obama, der sich für Amerikas «Fehlritte» bei aller Welt entschuldigte, setzt sein Nachfolger auf Amerikas Schaffenskraft. Und auf Frieden durch militärische Stärke. 700 Milliarden Dollar investiert er 2018 in die Verteidigung, ein Rekord.

Sicherheit gemäss Trump bedeutet nicht bloss Jets und Bomben. «Das Wachstum des Bruttoinlandprodukts, das unter meiner Regierung dem Fahrplan weit voraus ist, wird Amerikas wahrhaft grösste Waffe sein.» Amerikas Motor hat 2017 aufgedreht. Das Wirtschaftswachstum hat während zweier Quartale die 3-Prozent-Marke überschritten. Die Arbeitslosigkeit sinkt stetig. Und nun steht die Steuerreform an, das Herzstück von Trumps Wirtschaftspolitik.

«Optimismus nimmt zu. Vertrauen ist zurückgekehrt», verkündet Trump. «Mit dieser neuen Zuversicht bringen wir auch Klarheit in unser Denken zurück. Wir erneuern fundamentale Wahrheiten: Eine Nation ohne Grenzen ist keine Nation. Eine Nation, die ihre Prosperität zu Hause nicht schützt, kann ihre Interessen im Ausland nicht verteidigen.» Mit seiner Strategie «America first», deren Antrieb eine boomende Wirtschaft ist, bezweckt Trump «eine grosse Wiedererweckung Amerikas und ein Aufblühen des Vertrauens».

Ronald Reagan war der letzte US-Präsident, der ähnlich ungeniert Stolz verkörperte und Amerikas Vision («a shining city on a hill») mit Kraft proklamierte. «Es ist, als hätte sich ein Fenster geöffnet, das Sonne reinlässt und eine frische, gesunde Brise», bilanziert der bekannte politische Kommentator Roger Kimball.

Bittere Wahrheit

Von Wolfgang Koydl — Die Massenmigration wird nicht verschwinden. Bevor man sie realistisch steuern kann, muss Angela Merkel zugeben, dass sie einen Fehler gemacht hat.

Was haben Willy Brandt, Richard Nixon, Donald Trump und der EU-Politiker Dimitris Avramopoulos gemeinsam? Sie alle hatten den Mut, eine unbequeme, verleugnete Realität anzuerkennen. Beim deutschen Kanzler war es die Existenz der DDR als eigener Staat, beim amerikanischen Präsidenten die Existenz Pekings als wahrer Repräsentant Chinas, bei seinem heutigen Nachfolger im Weissen Haus die Existenz Jerusalems als De-facto-Hauptstadt Israels.

Der in der Europäischen Kommission für Flüchtlinge und Asyl zuständige griechische Kommissar spielt zwar nicht in derselben Liga wie die drei anderen Politiker. Aber sein jüngstes Eingeständnis dürfte ebenfalls vielen Menschen in Europa sauer aufstossen. Denn es ist so unangenehm, wie es zutreffend ist. «Wir müssen der Wahrheit ins Gesicht sehen», schrieb Avramopoulos. «Die Migration können und werden wir niemals stoppen können.»

Zum Greifen nah

Das bemerkenswerte Bekenntnis kam, weniger als eine Woche nachdem sich die Staats- und Regierungschefs der EU erneut über die Migration zerstritten hatten. Wieder einmal ging es um die Verteilung von Flüchtlingen quer durch die Union nach dem Giesskannenprinzip. Wieder einmal waren es Ost- und Mitteleuropäer, die sich dem Ansinnen widersetzen, und wieder einmal war es die deutsche Kanzlerin, die sich mit dem ganzen Charme eines preussischen Feldwebels für die Umsetzung starkmachte.

Kunststück, schliesslich war es Angela Merkel, die vor zwei Jahren kopflos die Krise herbeigeführt hatte – in einer einsamen und selbstherrlichen Entscheidung, ohne Absprache mit einem einzigen europäischen Partner. Dass ausgerechnet sie von ihnen seitdem fordert, ihr solidarisch aus der selbstgefertigten Klemme zu helfen, kommt einer schamlosen Verhöhnung gleich. Es macht die Sache nicht



Verlorene Sachlichkeit: Kanzlerin Merkel.

besser, dass sie sich obendrein in den Mantel moralischer Entrüstung hüllt.

Weitaus schlimmer allerdings ist eine andere Folge von Merkels unüberlegter Grenzöffnung: Sie hat das Thema derart vergiftet, dass es praktisch nicht mehr möglich ist, sachlich darüber zu diskutieren. Nicht nur zwischen die EU-Staaten hat sie einen Keil getrieben, sondern auch mitten hinein in die Gesellschaften dieser Länder. Weil sie es aktiv billigte,

dass auch berechtigte Bedenken über den unkontrollierten Zustrom Hunderttausender pauschal als rechtsradikal und rassistisch denunziert wurden, hat sie einer tatsächlichen Radikalisierung in der Bevölkerung Vorschub geleistet. Aus deutschen Städten wird berichtet, dass es nun häufig Migranten sind, die sich nicht mehr auf die Strasse wagen, aus Furcht, angepöbelt und beschimpft zu werden.

Das alles macht die Einsicht des EU-Kommissars nicht weniger wahr. Nie zuvor waren so viele Menschen unterwegs – sei es auf der Flucht, sei es auf der Suche nach dem Glück und einem besseren Leben. Es sind so viele von ihnen, und Europa liegt für sie trotz aller Hindernisse zum Greifen so nahe, dass Zäune sie nicht alle aufhalten werden. Ihnen handkehrum die Tore zu öffnen, würde zum Untergang zunächst unserer Sozialsysteme und anschliessend unserer Gesellschaften führen.

Erst wenn man diese Fakten anerkennt, kann man realistisch und vernünftig mit dem Problem umgehen: strikte Auswahl von Zuwanderern, knallharte Ausschaffung von Straftätern und Schmarotzern, enge Auslegung des Asylbegriffs. Es ist nicht schwer: Die USA, Kanada, Australien und Neuseeland machen es seit Jahren vor. Doch bevor die Europäer eine sorgfältig ausgewählte Migration akzeptieren, muss etwas anderes geschehen: Angela Merkel muss endlich eingestehen, dass ihre willkürliche Willkommenskultur ein Fehler war.

DUBAI

Einmal im Leben ins einzige
7***** Hotel der Welt?

Wir machen es möglich. Das Burj al Arab ist in der Zwischenzeit zu einem Wahrzeichen von Dubai geworden. Ein eigener Butler der sich um alles kümmert, ein Zimmer auf zwei Etagen und ein Luxusbad.

Das sind nur einige der Annehmlichkeiten die das Burj al Arab***** , eines der besten Hotels der Welt, bietet. Dazu drei Nächte im wunderschönen Jumeirah Zabeel Saray**** auf der Palm Jumeirah. Das Hotel, im arabisch/maurischen Stil lässt (fast) keine Wünsche offen. Ein riesiger SPA Bereich mit 42 Behandlungsräumen, einem „Schneezimmer“, drei Saunas und zwei Salzwasserpools sorgen für entspannte Ferien.

2'750.-*
CHF
pro Person

Leistungen:** Tägliche Flüge mit Emirates oder Swiss nonstop nach Dubai. Preise pro Person/Basis Doppelzimmer, inkl. Flüge, sämtliche Steuern und Taxen, drei Übernachtungen im Jumeirah Beach Zabeel Saray* und zwei Übernachtungen im weltberühmten Burj al Arab***** , Halbpension in beiden Hotels sowie sämtliche Transfers mit privatem Chauffeur.

Reisedaten:

15.05. – 10.06.18 2'750.-
11.06. – 25.09.18 2'860.-
08.04. – 30.04.18 3'660.-

Oder doch lieber ins luxuriöse
Shangri La's Al Husn in Oman?

1'690.-*
CHF
pro Person

OMAN

In einer urwüchsigen Landschaft, eingerahmt von ockerfarbenen Felsen, liegt dieses luxuriöse Resort am rund 500 Meter langen Sandstrand. "Das Schloss" wie das Shangri La's Al Husn**** auch genannt wird, liegt leicht erhöht auf einem Felsvorsprung und begeistert seine Gäste durch einen perfekten Service, grosszügige Zimmer mit jeglichem Komfort und dem traditionellen "Afternoon Tea" sowie der "Happy hour" am Abend. Die kostenlose Minibar wird täglich mit nichtalkoholischen Getränken und Bier aufgefüllt und jeden Tag erwarten Sie frische Früchte im Zimmer. Fitnesscenter, Swimmingpools, ein privater Strand und der Butlerservice runden das Angebot ab (Halbpension CHF. 45.-).

Leistungen:** Tägliche Flüge mit Oman Air oder Swiss nach Muscat vom 01. Mai bis 30. September 2018. Preise pro Person/Basis Doppelzimmer, inkl. Flüge, sämtliche Steuern und Taxen, 5 Übernachtungen im Shangri La's Al Husn*, Zimmer/Frühstück sowie Transfers mit privatem Chauffeur.

Nur für kurze Zeit
zu diesen Preisen
buchbar.

Weitere tolle Angebote auf
www.bischofberger-reisen.ch

bischofberger
reisen
Ihr Arabien Spezialist

Dufourstrasse 157 - 8008 Zürich
Tel. 044 384 93 93
www.bischofberger-reisen.ch
info@bischofberger-reisen.ch

 REISEGARANTIE


SHANGRI-LA
OMAN
MUSCAT



Akte vor dem Akt

Von Christoph Mörgeli

Gerade noch rechtzeitig bringt uns der Weihnachtsmann mit seinem Rentier diese frohe Botschaft aus dem Norden: In Schweden haben die Parlamentarier sämtlicher Parteien ein neues Gesetz verabschiedet. Es verpflichtet alle Männer, künftig vor jedem Sex die ausdrückliche Erlaubnis der Frau einzuholen. Der Mann solle sich vorher am besten «etwas Schriftliches» geben lassen. Motto: Vor dem Akt gibt's eine Akte. Wenn diese bürokratische Einverständniserklärung fehlt, droht eine Verurteilung wegen Vergewaltigung.

Das Schweizer Parlament begnügt sich vorläufig noch mit einem internen Leitfaden für angemessenes Sexualverhalten. Mitverfasser war Nationalratspräsident Dominique de Buman (CVP). Nach der letzten Verabschiedung zurücktretender Parlamentsmitarbeiterinnen stürzte der höchste Schweizer nach vorne und schmatzte die mässig erfreuten Damen ab. Unverhofft. Ungestüm. Ungefragt.

Dieweil wännen sich linke Politikerinnen am sexistischen Abgrund. SP-Nationalrätin Mattea Meyer hat speziell wegen «Männern aus dem rechten Lager» Furchtbare durchgemacht. Sie musste beispielsweise einmal ein Kompliment über sich ergehen lassen, das da lautete: «Heute bist du aber nett angezogen.» Andere Herren wurden noch übergriffiger und nannten sie «hübsch» oder «charmant». Die grüne Nationalrätin Regula Rytz bejammerte die angeblich von der eigenen Partei «malträtierte» SVP-Nationalrätin Céline Amaudruz. Der sexuelle Missbrauch müsse Thema werden: «Da kämpfe ich seit dreissig Jahren dafür.»

Ist das wirklich so? Was tun denn diese vollmundigen linken Politikerinnen, wenn es um echte sexuelle Gewalt geht? Unterstützen sie SVP-Vorstösse für eine härtere Bestrafung von Vergewaltigern? Tun sie nicht. Wollen sie mit der SVP Kinder durch schärfere Massnahmen gegen Pädokriminelle schützen? Mitnichten. Sind sie bereit, die Verwahrungsinitiative für nicht therapierbare, extrem gefährliche Sexualstraftäter umzusetzen? Sind sie nicht. Man darf gespannt sein, wie die im Bundeshaus so arg bedrängten linken Frauen beim Vorstoss von SVP-Nationalrätin Natalie Rickli betreffend ein Verbot von Kinderehen stimmen werden. Hier geht es um tatsächliche Opfer. Um minderjährige, sexuell ausgebeutete Mädchen, die sich nicht wehren können. Wetten, dass Mattea Meyer und Regula Rytz diese Zwangsheiratsopfer im Stich lassen?

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

FPÖ-Verräter lassen SVP fallen

Von Peter Bodenmann — Es wird leider nichts mit der direkten Demokratie in Österreich.



Blocher-Klon Strache (r.) neu für die EU und den Euro.

Wer hat in der Nachkriegszeit den fremdenfeindlichen Rechtspopulismus im deutschsprachigen Raum erfunden? James Schwarzenbach. Wer hat daraus eine erfolgreiche antieuropäische Partei geformt? Christoph Blocher. Wer hat Herrliberg kopiert? Unter anderen die FPÖ in Österreich. Bisher.

Den Schweizern ist Österreich so lang wie breit. Und umgekehrt. Es gibt keinen kommunizierenden Alpenbogen zwischen Genf und Wien. In Österreich ist die Schwesterpartei der CVP nach rechts gerutscht. Sebastian Kurz hat die ÖVP gekapert, umgetauft und von den Freiheitlichen das Fremdenfeindliche übernommen. Erfolgreich.

Jetzt bilden CVP und SVP in Österreich gemeinsam die neue rechte Regierung. Ihr Programm umfasst 185 Seiten mit viel Pipi-Faxe-reien. Wer sich langweilen will, wird nicht enttäuscht. Und trotzdem geht östlich von Feldkirch einiges ab.

Fakt 1: Die Schweiz gibt es auf 185 Seiten nicht. Wir sind als neutrales Nachbarland eine Nullnummer. Wichtiger sind die Länder der ehemaligen Donaumonarchie. Gemeinsam mit ihnen machen Kurz und Strache Jagd auf Asylsuchende. Neu wird diesen das Handy abgenommen, und statt Geld gibt es nurmehr Naturalien. Papst Franziskus wird sich freuen.

Fakt 2: Bisher hetzte die FPÖ gegen Brüssel und die EU. Sogar noch schärfer als unsere SVP.

Neu stehen die Freiheitlichen brav zur EU, und von der Abschaffung des Euro wollen sie nichts mehr wissen. Auch in Frankreich will Marine Le Pen nicht mehr raus aus dem Euro. Und in Grossbritannien ist die Mehrheit neu gegen den Brexit. Irgendetwas scheint sich hier zu bewegen. Der Grund: Draghi hat sich gegen Schäuble durchgesetzt. Österreichs Wirtschaft wächst 2018 um 3,1 Prozent.

Fakt 3: Kurz und Strache versprochen den Wählerinnen und Wählern, die direkte Demokratie einzuführen. Der Grossglockner hat eine Maus geboren. Vorerst gibt es nur Mini-Volksbegehren. Und gegen Ende der Legislatur für jene, die 900 000 Unterschriften zusammenbringen, vielleicht etwas mehr Spielraum. Allerdings dürfen Initiativen nie völkerrechtswidrig sein und sich nicht gegen die EU richten. Genau das Gegenteil von dem, was die SVP will.

Fakt 4: In Österreich befinden sich die Armee, die Geheimdienste und der Grenzschutz neu in den Händen der fremdenfeindlichen Rechtsnationalen. Genau wie in der Schweiz. Der Unterschied: In Österreich müssen die repressiven Staatsapparate direkt an den Kanzler rapportieren. Apparate dienen den wahren Herren.

Macht Bubi Kurz aus Strache und Co. Gürkensalat?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Das Wunder von Leutschenbach

Von Kurt W. Zimmermann — Das Schweizer TV bringt keine Qualität hervor. Seine Top-Journalisten kommen alle von privaten Medien.

Wenn man über eine Regel schreibt, darf man die Ausnahme nicht vergessen. Die Ausnahme ist Jonas Projer.

Projer, der Sendeleiter der «Arena», war TV-Auslandkorrespondent in Brüssel und TV-Inlandreporter in Zürich. Er ist in der Information der einzige leitende Journalist, der im öffentlichen TV gross geworden ist.

Alle anderen SRF-Journalisten in wichtigen Positionen kommen von privaten Sendern und aus der privaten Presse. Die Crème des Schweizer Fernsehens hat den Journalismus ausnahmslos in den grossen Verlagshäusern gelernt. Besonders viele SRF-Topleute waren zuvor bei Ringier und Tamedia. Dann wurden sie vom öffentlichen TV eingekauft.

Urs Leuthard zum Beispiel, der heutige «Tagesschau»-Chef, erlernte den Beruf beim Privatsender Tele Züri. Mario Poletti, der heutige Chef der «Rundschau», bekam seine erste Führungsposition beim Newsmagazin *Facts* von Tamedia. Sein «Rundschau»-Moderator Sandro Brotz erlernte den Journalistenberuf während acht Jahren beim *Sonntagsblick*.

«Kassensturz»-Chefin Ursula Gabathuler wurde beim *Beobachter* zur Journalistin. Christian Dütschler, der Leiter von «10 vor 10», erlernte beim *Blick* und beim *Sonntagsblick* den Job, seine Starmoderatorin Susanne Wille begann beim Aargauer Privatsender Tele M1.

Es ist ein bemerkenswertes Defizit. Das öffentliche Fernsehen ist nicht fähig, eigene Leute so nachzuziehen, dass sie später auch Führungspositionen übernehmen können. Die prägenden Köpfe der TV-Information kommen – ausser Projer – alle von den privaten Medien. Man holt die Qualität von ausserhalb.

Mangel an Ambition

Der Grund ist naheliegend. Im gebührenfinanzierten TV dominiert ein Wohlfühlklima. Der interne Konkurrenzkampf ist deutlich schwächer als in den privaten Medienhäusern. Im Haus Ringier, NZZ oder Tamedia muss man als Journalist kämpfen, wenn man Karriere machen will. Man bringt es nur zu etwas, wenn man Führungswillen und Durchsetzungskraft zeigt. In der Schonzone SRF sind solche Qualitäten weniger gefragt.

Dieser Mangel an Ambition führt dazu, dass selbst die Aushängeschilder des öffentlichen Funks ausnahmslos von den privaten Medienhäusern kommen. Man kann das zum Beispiel an den vier «Tagesschau»-Moderatoren aufzeigen.

Katja Stauber wurde Journalistin bei Radio 24 und beim heutigen Radio Energy. Franz



Übersinnliche Ursachen: «Tagesschau»-Chef Leuthard.

Fischlin machte seine TV-Berufserfahrungen beim Tamedia-Kommerzsender TV3. Cornelia Boesch war bei Radio Züri und Radio 24. Florian Inhauser kam vom *Blick* und von der Jugendbeilage des *Tages-Anzeigers*.

Das Fernsehen SRF, so stellen wir fest, bringt keine Qualitätsjournalisten hervor. Seine Qualitätsjournalisten müssen extern eingekauft werden. Sie kommen vom *Blick*, von Radio Energy und von Radio 24.

Und damit wird das Thema politisch. Rund um die «No Billag»-Initiative präsentiert sich die SRG als Hort des Qualitätsjournalismus. Bei ihr, sagt die SRG, wird die Kunst der unabhängigen und demokratierelevanten Publizistik gepflegt. In den privaten Medienhäusern hingegen grassiert journalistische Dekadenz und Verfaulung.

So bleibt ein letztes Rätsel. Das Rätsel hat vermutlich übersinnliche Ursachen.

Ein profaner Reporter, beispielsweise vom *Blick*, wechselt also zum Schweizer Fernsehen. Er tritt dort erstmals durch die Eingangspforte, und in diesem Moment fährt von oben eine Lichtorgel auf ihn nieder, pulsierendes Licht durchströmt und erwärmt ihn, und in wenigen Sekunden wandelt er sich nun vom profanen Reporter zu einem begnadeten Leistungsträger des Qualitätsjournalismus.

Sehr schön. Man nennt es das Wunder von Leutschenbach.

Deckel für alles

Von Henryk M. Broder — Im Reich der Beauftragten.

Als Reaktion auf die antiisraelischen Krawalle, bei denen «selbstgebastelte» israelische Fahnen verbrannt und die üblichen Parolen («Tod Israel», «Kindermörder Israel», «Allahu Akbar») gerufen wurden, hat Bundesinnenminister Thomas de Maizière eine alte Idee der Grünen wieder ins Gespräch gebracht. Die nächste Bundesregierung sollte einen «Antisemitismus-Beauftragten» ernennen, der, so die stellvertretende Fraktionsvorsitzende der CDU im Bundestag, Gitta Connemann, «wie ein Seismograf» die Entwicklung «sorgfältig beobachten» und mit dem Zentralrat der Juden «Handlungsoptionen oder Gegenmassnahmen erörtern» sollte. «Nicht zuletzt sollte er die Gesellschaft gegen Antisemitismus sensibilisieren nach dem Motto: «Wehret den Anfängen.»»



Eine grossartige Idee, wenn sie nicht an einigen Stellen schwächeln würde. Die Frage, wie man mit dem Antisemitismus umgehen sollte, wird an die Juden ausgelagert, was insofern logisch ist, als sie der Grund für den Antisemitismus sind. Der Antisemitismus-Beauftragte soll auch nicht etwas gegen den Judenhass unternehmen, er soll nur «Handlungsoptionen oder Gegenmassnahmen» mit dem Zentralrat erörtern, um die Gesellschaft zu sensibilisieren und den Anfängen zu wehren, was etwa so komisch ist, als würde sich eine Frau jenseits der Wechseljahre darüber Gedanken machen, wie sie einer Schwangerschaft vorbeugen könnte. Über das Stadium der «Anfänge» ist die deutsche Gesellschaft längst hinaus. Der nostalgische Antisemitismus der indigenen Holocaust-Leugner wurde durch einen importierten Judenhass ersetzt, dessen Träger Israel den Tod wünschen. In Deutschland galt so etwas bis jetzt als «legitime Israelkritik». Nun soll es ein Antisemitismus-Beauftragter richten. Das wiederum entspricht der deutschen Tradition des angewandten Bürokratismus, wozu auch die vielen von der Bundesregierung Beauftragten gehören: für Migration, Flüchtlinge und Integration, für die Belange behinderter Menschen, für die Belange von Patientinnen und Patienten, für Drogenfragen, für die neuen Bundesländer, für den Tourismus, für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten – und seit kurzem auch einen, der sich um die Opfer von künftigen Terroranschlägen kümmern soll. Für jeden Topf findet sich ein Deckel. Und demnächst auch für den Antisemitismus.

Wir sind 2017

- 32 **Warum gibt es uns?** Astrophysiker Ben Moore über die Grundfragen
- 36 **Hinterm Horizont geht's weiter** Der legendäre Sänger Udo Lindenberg
- 38 **Eine andere Globalisierung** WEF-Gründer Klaus Schwab
- 40 **«Meine Hoffnung ruht auf Prinz Charles»** Historiker Michael Burleigh
- 46 **Die klügsten Köpfe dieses Jahres**
- 48 **«Ich fühle mich als Ethnologe»** SRG-Generaldirektor Gilles Marchand
- 52 **Frauen des Jahres**
- 54 **Kommentare des Jahres**
- 60 Gerhard Pfister über **Gott und Politik**
- 62 **«Der Kuchen wird grösser»** Ökonom Ernst Fehr
- 65 **Und Trump hat doch recht** Staranwalt Alan Dershowitz
- 66 **«Man kann gut und nett sein»** Regisseurin Katja Früh
- 68 **Die Pop-Helden unserer Kinder**
- 70 **Merkel vor dem Ende** Zitatelese
- 74 **Wörter und Unwörter des Jahres**
- 76 **«Kein Wellness-Berater»** Adrian Amstutz zieht Bilanz
- 80 **«Die Kinder wollen sein wie Hischer»** Eishockey-Legende Gretzky
- 84 **«Geist der Moderne»** Flüchtling Kacem El Ghazzali über Linke
- 86 **«Wäre gerne einmal weggegangen»** Stadtpräsident Alec von Graffenried
- 88 **«Ein Albtraum, der nie enden will»** Erwin Sperisen über seine Haft
- 92 **«Wir haben mehr als genug Netze»** Swisscom-Chef Urs Schaeppi
- 95 **«Ich bin stolz auf meinen Beruf»** Sissachs Metzger Rolf Häring
- 96 **«Wir befinden uns am Scheideweg»** A. C. Grayling über Demokratie
- 100 **Captain NZZ** Feuilleton-Chef René Scheu
- 102 **«Kraniche sprechen sich ab»** Bestseller-Autor Peter Wohlleben
- 104 **«Nie wieder ein Ferienhaus»** Harald Schmidt über Luxus
- 108 **«Viel erreicht»** Frauen-Nati-Trainerin Martina Voss-Tecklenburg
- 110 **«Mut zum Widerspruch»** Historiker Volker Reinhardt
- 114 **44 Jahre Kliby und Caroline**
- 117 Dieter Meier: **«Ein glückliches Jahr»**



«Ich kniete vor ihr. Aber sie liess mich gar nicht ausreden. Sie sagte nur: «Kann ich ja sagen, kann ich ja sagen?»: Prinz Harry, Meghan Markle.



Herr Professor, warum gibt es uns?

Gibt es einen Gott? Spielt er ein Spiel mit uns? Ist Unsterblichkeit möglich? Stossen wir bald auf ausserirdische Kreaturen? Ein Gespräch mit Astrophysiker Ben Moore über die Grundfragen unseres Daseins. *Von Rico Bandle*

Bei Ben Moore geht es immer um alles: um das Universum, um unsere Existenz, um die Geheimnisse des Lebens. Der Brit mit dem bübischen Gesicht ist nicht nur ein international angesehener Wissenschaftler, er versteht es auch, Laien verständlich über seine Forschung zu berichten. Der Direktor des Zentrums für theoretische Astrophysik und Kosmologie an der Universität Zürich hat mehrere populärwissenschaftliche Bestseller verfasst, darunter ein Buch für Kinder, er macht elektronische Musik und ist begeisterter Berggänger. Zu Besuch beim Popstar der Astrophysik in seiner Wohnung in Zürich Wipkingen.

Herr Moore, starten wir mit der Frage aller Fragen: Warum existieren wir?

Ich weiss es nicht. Wenn ich einem Ausserirdischen begegnen würde, wäre das auch meine erste Frage an ihn. Womöglich ist er intelligenter als wir und weiss, was ganz am Anfang war, als das Universum entstand. Das ist noch immer ein Mysterium für uns.

Worin besteht das Mysterium genau?

Ein Universum zu machen, ist eigentlich nicht schwierig. Du brauchst ein wenig Raum, dann nimmst du null Energie und trennst diese in positive und negative Energie. Negative Energie ist zum Beispiel die Schwerkraft, positive Energie entsteht durch die Expansion des Universums. Wenn wir alle Energie des Universums zusammenzählen, so kommen wir erwiessenermassen genau auf null. Das bedeutet, dass es tatsächlich bloss ein wenig Raum braucht, um aus dem Nichts ein Universum zu kreieren. Aber wie das genau geschehen ist, ist offen.

Was ist das eigentlich, Raum?

Ich weiss es nicht. Die Wissenschaft hat seit den alten Griechen viel herausgefunden. Besonders in den letzten 400 Jahren gab es enorme Fortschritte. Wir wissen, dass das Universum einen Anfang hat, wir kennen sein Alter, seine Grösse, seine Zukunft. Aber es gibt immer noch viele unbeantwortete Fragen: Was ist Raum? Was ist Zeit? Was passierte ganz am Anfang, in den ersten Millisekunden der Entstehung des Universums? Viele grundlegende physikalische Konstanten können wir noch nicht erklären, zum Beispiel die Stärke der Schwerkraft und die Ladung der Elektro-



«Das Beamen von Leuten wird irgendwann möglich sein»: Ben Moore.

nen. Diese Werte können wir zwar genau messen, aber wir haben keine Theorie dazu, weshalb sie so sind.

Wenn wir vom Ursprung unseres Daseins reden, so gibt es zwei entscheidende Zeitpunkte: die Entstehung des Universums und die Entstehung des Lebens. Sie haben einmal gesagt, womöglich sei das Leben aus dem Weltall auf die Erde geflogen.

Wir wissen, dass alles Leben auf der Erde denselben Ursprung hat: einen Mikroorganismus, der vor vier Milliarden Jahren zu leben begonnen hat. Die Frage ist: Wie begann dieser zu leben? Wir wissen es nicht, aber es gibt einige Theorien dazu. Was sicher scheint: Es muss sich um einen evolutionären Prozess gehandelt haben, es kann nicht plötzlich ein lebender Mikroorganismus da sein, der aus einer Billion Atomen besteht. Ich vermute, diese frühen evolutionären Schritte haben in einem Asteroiden stattgefunden. Die Voraussetzungen sind ideal für molekulare Prozesse: Meteoriten enthalten nachweislich Tausende von organischen Molekülen – alle Bausteine des Lebens. Es ist also gut möglich, dass sich einfaches Leben in einem Meteoriten entwickelt hat und durch eine Kollision mit der Erde auf unseren Planeten kam.

Vor fünf Jahren haben Sie Ihr erstes populärwissenschaftliches Buch herausgegeben, «Elefanten im All». Dort erklären Sie auf unterhaltsame Weise die Entstehung des Universums. Was sind die wissenschaftlichen Fortschritte seither? Mit anderen Worten: Welche Kapitel müssten Sie überarbeiten?

Als ich das Buch schrieb, dachte ich, das werde lange aktuell bleiben, da ich mich darin hauptsächlich mit der Frage beschäftige: Woher wissen wir, was wir wissen? Ich erkläre, wie man das Alter des Universums herleitet, woraus das Universum besteht und so weiter. Diese grundlegenden Beobachtungen ändern nicht so schnell. Aber es gab in den letzten fünf Jahren tatsächlich spannende Entdeckungen. So hat man zahlreiche Planeten nachgewiesen, die um weitentfernte Sterne kreisen. Im Bereich der Astrophysik war die wichtigste Entdeckung wohl jene der Gravitationswellen. Jetzt wissen wir: Gravitation breitet sich genauso schnell aus wie Licht. Das vermuteten wir zwar schon lange – besser gesagt: Einstein vermutete es – jetzt ist es uns endlich gelungen, die Geschwindigkeit der Schwerkraft auch tatsächlich zu messen.

Hat diese Erkenntnis einen konkreten Nutzen?

Es handelt sich einfach um ein weiteres Puzzleteilchen, um unser Dasein zu verstehen. Was eine solche Erkenntnis der

Grundlagenphysik konkret für einen Nutzen hat, weiss man meist erst Jahre später. Für uns Astrophysiker ist allein schon die Erkenntnis bahnbrechend: Einstein lag richtig. Ähnlich verhält es sich mit dem Durchbruch bei der Frage, woher die Atome stammen. Vor 2500 Jahren vermutete Demokrit, dass die Natur aus kleinen, unteilbaren Teilchen bestehe, und nannte diese Atome. Vor hundert Jahren konnte man dann die Atome nachweisen. Seit diesem Jahr weiss man, woher alle Elemente im Periodensystem stammen. Alle Elemente haben eine interessante Geschichte. Hat dieses Wissen einen konkreten Nutzen? Vielleicht irgendwann.

Erzählen Sie die Geschichte eines Elements.

Der gesamte Wasserstoff im Universum, also auch jener in Ihrem Körper, entstand kurz nach dem Urknall. Es gibt keine andere Methode, mit der Wasserstoff entstehen kann. Ein grosser Teil des menschlichen Körpers ist also 13,8 Milliarden Jahre alt. Das Jod in Ihrem Körper entstand in verschmelzenden

«Sollte tatsächlich ein Gott dahinterstehen, so hat er einen ziemlich schlechten Job gemacht.»

Neutronensternen. Dies weiss man erst seit letztem Monat, neuartige Gravitationswellendetektoren haben zu dieser Erkenntnis beigetragen.

Wie kann ich sicher sein, dass mir Astrophysiker wie Sie nicht einfach Märchen auftischen? Weshalb soll ich Ihnen glauben und nicht dem Pfarrer, der sagt, alles sei von Gott erschaffen worden?

Ihre Frage sollte eher lauten: «Gibt es eine Evidenz dafür, dass ein einziger grosser Schöpfer sich all das erdacht hat?» Ich sehe keine. Weshalb sollte jemand ein Universum kreieren mit so vielen Fehlern? Alles Leben stirbt in diesem Universum; gewisses Leben ist nur dazu da, um anderes zu töten. Malaria zum Beispiel. Wer sollte sich so etwas ausdenken? Sollte tatsächlich ein Gott dahinterstehen, so hat er/sie/es einen ziemlich schlechten Job gemacht. Ausserdem bliebe dann immer noch die Frage: Wer oder was hat Gott erschaffen?

Vielleicht spielt Gott ein Spiel mit Ihnen?

Das wäre ein ziemlich krankes Spiel. Als Wissenschaftler stützen wir uns allein auf Beobachtung und Evidenz. Natürlich könnten wir theoretisch zum Schluss kommen, es sei evident, dass ein Gott das Universum geschaffen hat. Dem ist aber nicht so. Zumindest nicht nach heutigem Stand des Wissens.

Was sagen Sie den Leuten, die Ihnen trotzdem nicht glauben wollen?

Unser Wissen stammt von Zehntausenden von Wissenschaftlern, die über die Jahr-

hunderte geforscht haben. Schritt für Schritt kommt man weiter, versteht die Welt besser. Es ist dieselbe Wissenschaft, die dafür sorgte, dass Flugzeuge flogen. Wer dem, was wir machen, nicht traut, der darf auch einem Flugzeug nicht trauen.

Als wir uns vor fünf Jahren trafen, erzählten Sie von dunkler Materie, die seit zwanzig Jahren im Zentrum Ihrer Forschung stand. Was sind Ihre letzten Erkenntnisse in diesem rätselhaften Bereich?

Ich muss sagen: Nach zwanzig Jahren habe ich aufgehört, an dem Thema zu forschen. Mein Schwerpunkt hat sich verschoben in Richtung Astrobiologie: Ich erforsche die Entstehung von Planeten, die Lebensvoraussetzungen auf ihnen und so fort. Dunkle Materie ist ein hartes Gebiet, man ist in den letzten zehn Jahren schlicht nicht weitergekommen. Es könnte noch hundert Jahre dauern, bis man diese Materie, von der man weiss, dass es sie geben muss, auch konkret nachweisen kann. Womöglich findet man irgendwann heraus, dass unser heutiges Verständnis von Gravitation falsch war und wir die dunkle Materie deshalb nicht identifizieren konnten.

Worin liegt genau das Problem?

Es konnten noch keine Sensoren gebaut werden, die so empfindlich sind, dass sie Partikel dunkler Materie einfangen können. **Vor fünf Jahren haben Sie vorausgesagt, in zehn bis zwanzig Jahren könnten wir ausserirdisches Leben nachweisen. Über das Thema haben Sie dann auch ein Buch geschrieben. Wie weit sind wir heute?**

Fünf Jahre weiter ... Im Ernst: An der Prognose halte ich nach wie vor fest. In Chile wird zurzeit ein riesiges Teleskop gebaut, der Spiegel hat einen Durchmesser von 40 Metern – meines hat bloss 25 Zentimeter Durchmesser. Eine der wichtigsten Aufgaben dieses Teleskops ist, Leben auf anderen Planeten festzustellen. Mit Hilfe von solch grossen Teleskopen kann man die Zusammensetzung von Atmosphären auf anderen Planeten messen – und daraus kann man ableiten, ob es dort Leben gibt oder nicht.

Man wird damit aber nicht kleine Aliens sehen?

Leider nein. Um Ausserirdische fotografieren zu können, müssten die uns schon auf der Erde besuchen. Oder wir müssten sie besuchen. Es ist möglich, dass wir in unserem eigenen Sonnensystem ausserirdisches Leben entdecken. Einige Monde von Saturn und Jupiter haben Ozeane mit warmem Wasser. Europäische und amerikanische Raumfahrtmissionen werden in den nächsten fünfzehn Jahren diese Monde besuchen. Das ist ziemlich aufregend.

Viele Leute sagen, der nächste Schritt in der Evolution werde die künstliche Intelligenz

sein, die dem Menschen schon bald überlegen sein werde.

Ich bin da nicht so optimistisch. Echte künstliche Intelligenz wird wohl noch fünfzig Jahre auf sich warten lassen. Wir verstehen nicht, wie unser Bewusstsein funktioniert, also können wir auch nicht einen Computer so bauen und programmieren, dass er sich wie ein Mensch verhält.

Der Witz an der künstlichen Intelligenz sei, dass die Computer selber lernten. Den Menschen brauche es gar nicht mehr. Der Computer werde verstehen, wie unser Hirn funktioniert, bevor wir es selbst verstehen werden.

Vielleicht. Aber die Leute stellen sich das zu einfach vor. Ein Teil unseres Wissens wird durch die DNA übertragen. Das Hirn lässt zum Beispiel unser Herz schlagen, ohne dass wir das lernen müssen. Was wir nach der Geburt lernen, lernen wir vor allem durch unsere verschiedenen Spürsinne. Künstliche Intelligenz müsste ähnlich lernen können, davon sind wir weit entfernt. Schon die Sprache ist für Maschinen zu kompliziert.

Übersetzungsprogramme werden immer besser.

Weil die Datenbanken immer grösser werden. Aber der Computer denkt noch nicht selber über die Satzstruktur nach.

Trotzdem sagten Sie voraus, dass irgendwann Armeen von Robotern gegen ihre Erschaffer, die Menschen, ankämpfen würden.

Ja, vielleicht ist das so. Ich mag solche Gedankenspiele. Kürzlich habe ich für ein Referat eine Zeitachse mit Voraussagen erstellt, das mache ich gerne.

Welches sind die wichtigsten Punkte darauf?

2030: Entdeckung von ausserirdischem Leben. 2050: Verständnis der Entstehung des Lebens. 2060: künstliche Intelligenz. 2070: unendliches Leben. 2080: Nachweis von dunkler Materie und dunkler Energie. 2200: Wissen über den Ursprung des Universums. 2300: Erstes bemanntes Raumschiff besucht fremdes Sonnensystem. 2500: Teleportation von Menschen. Zeitreisen werden nie möglich sein.

Teleportation, also das Beamen von Leuten wie bei «Raumschiff Enterprise», wird irgendwann möglich sein?

Ja. Man hat bereits Atome gebeamt. Nicht dass ich mich als Versuchsperson zur Verfügung stellen würde...

Beamen bedeutet, den Menschen in seine Atome zu zerlegen, die Information dar-



Was ist Raum? Was ist Zeit? Forscher am Cern, Genf.

über zu senden und ihn an einem anderen Ort wieder zusammenzubauen. Dann könnte man auch Menschen kopieren.

Nein. Durch das Erstellen der Kopie zerstört sich das Original. Man kann nicht hundert Donald Trumps machen, was beruhigend ist.

Weshalb kann man das nicht?

Da geht es um quantenmechanische Gesetze, dass gewisse Informationen nur einmal verwendet werden können. Darüber

«Tesla-Gründer Elon Musk will demnächst auf den Mars fliegen. Würden Sie mitgehen?» – «Nein!»

wurde kürzlich eine wissenschaftliche Arbeit publiziert. Das zu erklären, ist aber zu kompliziert, auch ich habe Mühe, dies zu verstehen.

Unendliches Leben sei möglich, sagen Sie.

Der Tod ist Teil der Evolution, nichts würde sich entwickeln, wenn das Leben ewig wäre. Aber biologisch gibt es keinen Grund, weshalb man sterben sollte. In diesem Bereich sind in den letzten Jahren viele Fortschritte gemacht worden, unter anderem bei der Stammzellenforschung. Es gibt Lebewesen, die fast unsterblich sind, zum Beispiel gewisse Quallenarten oder Hummer. Wes-

halb sollte das nicht auf den Menschen übertragbar sein?

Tesla-Gründer Elon Musk möchte demnächst auf den Mars fliegen. Würden Sie mitgehen, wenn Sie könnten?

Nein!

Weshalb nicht?

Ich möchte nicht ein Jahr lang in einer engen Kabine stecken. So lange dauert es, bis man dort angekommen ist. Die Wahrscheinlichkeit, dass der Flug scheitert, ist ziemlich gross. Ich lebe zu gerne. Käme man dort an, wäre es wohl einen Tag lang spannend, länger nicht. Ich habe schon Heimweh nach der Schweiz, wenn ich nur wenige Wochen auf der Erde von hier wegreise... Zudem: Ich glaube nicht, dass wir es in den nächsten zehn Jahren auf den Mars schaffen werden, auch Elon Musk nicht.

Ein Hobby von Ihnen ist die Analyse von Science-Fiction-Filmen nach ihrer wissenschaftlichen Korrektheit. Können Sie ein paar gute und ein paar schlechte Beispiele nennen?

Es macht grossen Spass, die neue «Star Trek»-Serie anzuschauen. Weshalb aber alle Raumschiffe wie Superjachten auf dem Ozean aussehen, ergibt keinen Sinn. In «2001: A Space Odyssey» und in «Avatar» sind realistischere Raumschiffe im Einsatz. Das Problem bei «Avatar» ist der erdähnliche Mond Pandora, der so nahe am grossen Planeten Polyphemus liegt, dass die Oberfläche durch die Gravitation aufgerissen würde. Pandora in echt würde nur aus Lava und Felsen bestehen, es wäre unmöglich, dort zu leben. Einer der schlechtesten Science-Fiction-Filme ist «Armageddon».

Darin hat es mindestens 150 Fehler. Zum Beispiel kommt ein Asteroid vor, der mit Gras bewachsen ist. Als ob im Weltall, ohne Atmosphäre, Pflanzen wachsen könnten!

Die «Armageddon»-Macher hätten Sie als Berater engagieren sollen.

Bei den Budgets von solchen Hollywoodproduktionen – jenes von «Armageddon» betrug 140 Millionen US-Dollar – frage ich mich immer wieder, warum die sich nicht einfach einen Astrophysiker leisten. So teuer sind wir doch gar nicht...

Für Astrophysiker sind diese Filme wohl eine einzige grosse Lachnummer.

Ja, aber wir schauen sie trotzdem gerne.

Ben Moores populärwissenschaftliche Bücher «Elefanten im All», «Da draussen» und das Kinderbuch «Gibt es auf der dunklen Seite vom Mond Aliens?» sind im Verlag Kein & Aber erschienen.

1'170'875'424 km

Diese Strecke legte unsere treue Kundschaft in den letzten 17 Jahren zurück – immer mit uns als zuverlässigen Partner.

Roger Merki, CEO
Gründungsmitglied, Jahr 2000



WIR SIND MF.

«Zusammen mit meinem langjährigen, kompetenten Team blicken wir auf ein erfolgreiches Jahr 2017 zurück und wir freuen uns darauf, auch im Jahr 2018 mit viel Passion und Ausdauer die Firmenfahrzeuge unserer langjährigen Kunden zu verwalten.»

Möchten Sie mehr über unsere transparenten, flexiblen Lösungen im Bereich Full-Service-Leasing erfahren?

Wir freuen uns auf Ihre unverbindliche Kontaktaufnahme.

MF Fleetmanagement AG
Rütistrasse 28, 8952 Schlieren
+41 44 496 80 00, www.mf-fleetmanagement.ch



MF Fleetmanagement

Hinterm Horizont geht's weiter

Das Leben des legendären Sängers und Entertainers Udo Lindenberg ist geprägt von spektakulären Hochs und Tiefs. Heute steht er auf dem Gipfel seines Schaffens.

Eine Liebeserklärung von Chris von Rohr

Es gibt dünne, austauschbare Popsongs. Sie laufen jeden Tag am Radio, bis zum Erbrechen. Dann gibt es Musiker, deren Lieder dich ein Leben lang begleiten. Sie haben Songs für jede Lage, egal, ob du gerade im Liebeselend oder auf deinem Allzeithoch bist. Sie erklären dir, worum es im Leben geht, sie sind deine Landkarte durch diesen kalten oder überhitzten Lebensdschungel. Ihre Kreativität ist Glanz, Trost und Medizin zugleich und setzt der Schöpfung die Krone auf. Udo Lindenberg gelingt das mit der Leichtigkeit eines Steptänzers und dem Herzen eines Löwen, und das seit bald fünfzig Jahren.

Ich war am nebligen Jurasüdfuss gerade in meiner grossen Experimentierphase in Sachen Mädchen und Beruf. Da gab mir ein Freund die LP «Ball Pompös» von Udo. Darauf fanden sich fantastische Lieder wie «Jonny Controletti», «Bitte keine Love-Story» oder «Rudy Ratlos». Am besten gefiel mir jedoch der Song «Leider nur ein Vakuum» mit den Zeilen:

*Normalerweise läuft das sehr gut
Doch manchmal gibt es auch 'ne Pleite
Dann wacht er morgens auf
Und Lady Horror liegt an seiner Seite
Ihr Make-up ist verschmiert
Die Sonne scheint ihr brutal ins Gesicht
Und dass ihm so was immer noch passiert
Liegt am Suff und am dunklen Kneipenlicht.*

Das war ein Text, der sass, typisch Udo in der Frühphase. Wir Herumstreuner und Ausprobierer wussten genau, wovon er sprach, nur hatten wir noch nie jemand so cool und schnoddrig in deutscher Liedform über Liebe und Absturz singen gehört. Da war ein Wortsensibilist am Werk, der die Dinge, die uns beschäftigten, auf den Punkt brachte. Ich spürte insgeheim, dass wir mit denselben Ködern im grossen Wunderteich dieser Welt fischten. Es waren spannende, aber auch unsichere Zeiten.

Bald danach legte der Meister mit «Votan Wahnwitz» sein erstes Opus magnum vor. Allein schon der Umschlag haute mich um. Da war eine leicht entrückte, nackte Frau abgebildet, nur mit einem Cello bekleidet, mittendrin im Panik-Orchester. Ein Bild, das bei mir bis heute hängengeblieben ist. Und dann erklang die Chaos-Symphonie in Atom-Dur, die Geschichte vom wirren, durchgeknallten Dirigenten... Der neue, balladeske Udo vom anderen Stern war geboren:

*Er war ein Dirigent
ein grosser Dirigent
so berühmt wie Herbert von Karajan
wenn er den Taktstock in seine Hände nahm
dann hielt das Publikum den Atem an [...]*

Auch ich hielt bei diesen Zeilen den Atem an. Ging's denn noch cooler? Es ging!

*Die Sopran-Vokalistin mit den riesigen Brüsten
hatte es dem Meister angetan
doch sie liebte einen Herrn vom Ballett, der war sehr nett
der tanzte immer den sterbenden Schwan [...]*

Wie er das beschrieb und über «o-Rhesus negativ» schliesslich bei «Elli Pyrelli vom Regensburger Opernhaus» landete, war schlicht genial und bislang ungehört. Kein Zweifel, die ersten beiden Platten gehören zum Feinsten, was in den Siebzigern im deutschen Pop getextet wurde.

Ich lag auf meinem violetten Hippie-Bett, hörte, was Udo mir zusang, und schwebte in ein anderes Universum. Das Schöne bei ihm: Er sprach Probleme wie Alkohol, Beziehungen, Drogen et cetera an, aber nie mit dem mahnenden Zeigfinger. Er redete unsere Sprache. Dazu wechselte er brillant zwischen Ernst und Witz. Das Grosse machte er klein durch freche Lockerheit und das Kleine gross durch Anbetung und gekonnte Überhöhung. Manches überzeichnete er musikalisch, um es aufzulockern. Udo wurde mir ein Halt, ein beruhigender, fester Wert, wenn mein Leben gerade mal wieder in Trümmern lag. Er hielt meine Träume wach.

Es war für mich die Zeit der grossen Sinn-suche in diesem ewigen Wirrwarr, genannt Leben. Streitthemen wie Raubtierkapitalismus, Umwelt, Computertechnik, Gewalt, Vietnam, Watergate, Liebe und Völlerei machten die Runde.

Wenn aber Udo die Grossbaustellen der Menschheit besang, hatte er diesen Doppeljoker in der Hinterhand. Er spielte im ganzen Weltenwahn-Game immer wieder das Herz-Ass. Der Medizinmann mit der Friedenspfeife und seine romantische Version dieser Lebens-Soap liefen auf der Versöhnungsschiene, nichts Verbittertes, nichts lustlos Moralisierendes. Hier warf einer sein ganzes Leben in die Waagschale. Genau das war seine Stärke und war die Message für die Jungratte: «Nimm dir das Leben – und lass es nicht mehr los.»

*Vielleicht ist unsere Liebe
wie 'n Komet, der schon morgen wieder verbrennt
komm, wir rasen durchs Heute
mit oder ohne Happy-End.*

In den achtziger Jahren dann seine DDR-Phase. Udo bemühte sich, im abgetrennten, sozialistischen Deutschland auf Panik-Tour zu gehen («All die ganzen Schlageraffen dürfen da singen»). Der Song «Wozu sind Kriege da?» enthielt einen berührenden Songtext aus der Perspektive eines Kindes nach der angeblichen Notwendigkeit von Kriegen.

Keiner will sterben, das ist doch klar!

Die Presse schrieb zynisch von Antiamerikanismus in Babysprache, von einer naiven Antikriegsschnulze und von Kindsmisbrauch. Typisch hochnäsiges Darübersteher-Feuilleton. An der Basis draussen checkten aber alle, was er damit meinte, und in der DDR wurde das Lied zu einer Art Hymne für die aufkeimende Friedensbewegung.

Udo liess sich nicht beirren und legte mit dem «Sonderzug nach Pankow» nach. Ein grosser Erfolg, der aber auch Endlosdiskussionen bei der Ossi-Regierung auslöste. Sie wussten nicht, was sie mit diesem rebellischen Friedens-Freigeist anfangen sollten. Schliesslich durfte die unbequeme Nachtigall 1983 für 15(!) Minuten im Palast der Republik in Ostberlin auftreten, überwacht vom DDR-Geheimdienst, dem Ministerium für Staatssicherheit. Eine Entklemmung der grotesken Art. Mehr als die Hälfte des Publikums bestand aus Ostbeamten.

Wir von Krokus erlebten Ähnliches bei Konzerten in Polen und Ungarn und landeten schliesslich auf diversen schwarzen Listen staatsgefährdender Musik in Russland. Unser Gitarrist wusste, was es damals hiess: «Halt, hier Grenze!» Er besuchte öfter seine Freundin in Ostberlin. Das war ein einziger Eiertanz mit all den Bewilligungen, Kontrollen und Schikanen. Wir hingen an seinen Lippen, wenn er wieder eine Story aus dem «Land in Ketten» erzählte, wo's für Besucher nur Tagescheine gab und keine langen, heissen Nächte. Eine üble Sache.

*Du ziehst dir doch heimlich
auch gerne mal die Lederjacke an
Und schliesst dich ein auf'm Klo
und hörst West-Radio.*

Seinen Höhepunkt fand das ganze Polittheater, als Udo dem DDR-Generalsekretär Erich

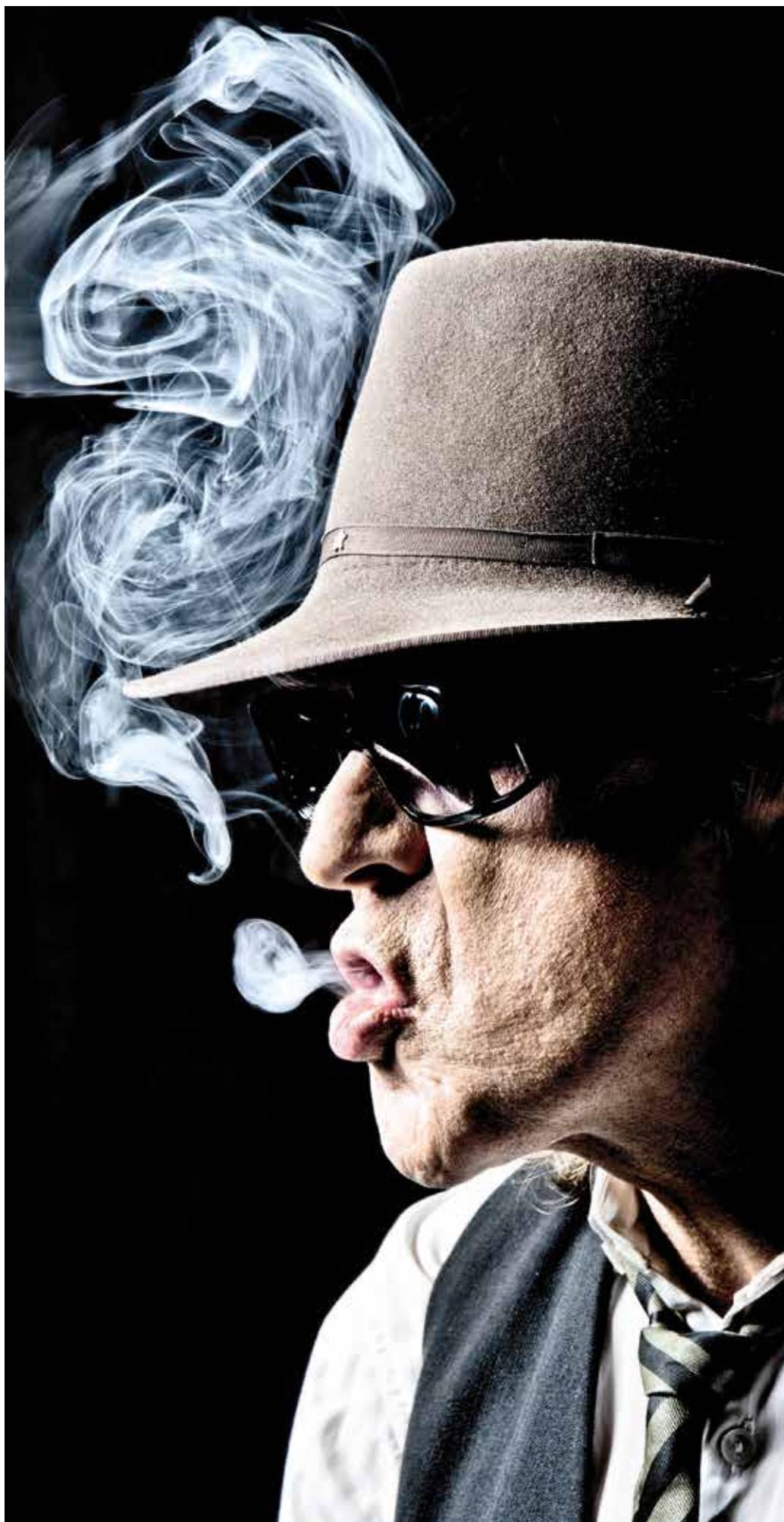
Honecker anlässlich dessen ersten Besuchs in Deutschland die Rockerjacke und eine E-Gitarre mit der Aufschrift «Gitarren statt Knarren» schenkte. Die Lederjacke befindet sich heute im Kulturhistorischen Museum Rostock. Dann ging's plötzlich Schlag auf Schlag. Konzert in Moskau, Mauerfall, DDR-Tournee, Ziel erreicht. Die Fans im Osten werden ihn ewig dafür lieben.

In den späten Achtzigern kamen dann die Platten für Mutter «Hermine» und Vater «Gustav», auf denen er sich ruhiger, nachdenklicher und mehr als Chansonnier gab. Schöne Klänge. Dann aber auch immer wieder witzige Nummern wie etwa «Mit dem Sakko nach Monakko»: «Und ich wär' ja auch schön auf zakko als Erbschleicher von Monaco», oder «Ratten»: «Und wir sind die Ratten / in eurem Schatten / ihr grossen Tiere / ihr Killervampire!»

So ging es nonstop weiter. Doch es wurde auch bekannt, dass Udo mit ernsthaften Alkoholproblemen zu kämpfen hatte: «Lady Whisky / du falsche Schlange / du sprichst von Leben und machst mich langsam tot!» liess es erahnen – da lag was im Argen.

Leider hörte man das immer mehr auch seinen Alben an. Sie wurden zu beliebig und selbstgefällig. Den Produktionen fehlte die Qualitätskontrolle eines *gspürigen* Produzenten. Da begann ein Abstieg, wie es sich kein Künstler wünscht. Plötzlich war der grosse Sänger phasenweise nur noch eine Karikatur seiner selbst. Eine Art Durchlauferhitzer ohne Wirkung. Seine ganze Kraft, sein Witz und seine Dringlichkeit waren zugeschüttet. Das war traurig mitanzusehen. Es war ähnlich wie beim anderen grossen Udo (Jürgens) – das Talent und die Magie gingen irgendwo in all den billigen, herzlosen Schnellproduktionen mit den Synthesi- und Computer-Effekthaschereien verloren. Hie und da vielleicht noch eine Songperle wie zum Beispiel «Bumerang» oder «Bunte Republik Deutschland». Die waren aber derart antiseptisch produziert, dass sie gar nicht aufblühen konnten. Udo Lindenberg galt plötzlich als *yesterday man*, ein blasser Geist von gestern. Das muss ihn unendlich geschmerzt haben, denn als wachem, sensiblem Zeitgenossen blieb ihm das natürlich nicht verborgen. Die wahren Freunde wurden weniger, die Probleme grösser. Der Panik-Doktor musste ran.

Bei der Lektüre seiner Autobiografie dachte ich wehmütig an die guten alten Zeiten zurück, in denen er mir so viel gegeben hatte. Was war da bloss los? Seine Experimentierlust mit Giften aller Art kostete ihn fast das Leben. Doch alle, die Udo damals abgeschrieben hatten, wurden eines Besseren belehrt: Resignation und Durchhängen gibt es bei ihm nicht. Der Sensemann wurde weggeschickt. Sein Comeback 2008 mit dem grossartigen Album «Stark wie Zwei» überraschte alle. Ein Werk, bei dem auch andere interessante Künstler wie Jan Delay und Helge Schneider und die Band Silbermond als Gäste



Phönix aus der Flasche: Musik-Idol Lindenberg, 71.

mitwirkten. Da war sie wieder, diese unwiderstehliche, originale Udo-Essenz. Ja, der Greis war heiss – der Phönix aus der Flasche.

*Der Tod ist ein Irrtum
ich krieg' das gar nicht klar
Die rufen gleich an und sagen:
Es ist doch nicht wahr
Es war nur 'n Versehen
war 'n falsches Signal
aus irgendeinem fernen Sternental.*

Da kam eine neue, bislang ungehörte Kraft, die auch musikalisch voll ins Schwarze traf. Er machte wieder sein Ding, und zwar auf höchstem Level. Ein geläuterter, reifer Udo, all das, was seine Lindianer sich wünschten. Und es war erst der Anfang. Es folgte das fünffach mit Gold ausgezeichnete Album «MTV Unplugged». Wieder traf er den Nerv der Zeit. Die totale Lockerheit und das musikalische Streunertum, das ihn auszeichnen, waren allgegenwärtig. Und jetzt startete der Marathonmann voll durch, mit ausverkauften Tourneen durch Grosshallen und Stadien, mit Bilderausstellungen, Ehrungen und schliesslich dem letzten Album «Stärker als die Zeit» – das erhoffte grosse Alterswerk. Ja, Legenden gehen nicht in Rente – sie erfinden sich neu. Die Lichtgestalt, der 71-jährige Rockbarde, ist heute auf seinem Zenit. Sein magischer Wortzauber und seine unwiderstehliche, gebrochene Stimme über der unsterblichen Filmmelodie vom Paten – das toppt alles.

*Ich nehm die Sonnenbrille ab, check den Moment
wenn eine Seele die andere erkennt
du spürst sofort, und das ist gut
wir sind Familie, sind ein Clan, wir sind ein Blut
Wir sind ein eingeschworenes Team,
darauf kommt's an
wir gehen Wege, die kein anderer gehen kann
wie'n Pionier, wie 'n Astronaut
wir gehen dahin, wohin sich sonst kein anderer traut*

Es ist nach Mitternacht. Ich bin im Hamburger «Hotel Atlantic» und erweise Udo die Ehre. Ich erlebe einen erstaunlich fiten, wachen und interessierten Menschen. Wir sprechen über Songs, Sounds, Malerei, Steppenwolf, Rocktote, Alter, Meisterschaft, Radikalität und natürlich über Frauen, «keine Dramen mit den Damen» ...

In diesen Stunden wird mir klar, dass alle, die mit ihm erwachsen wurden und dabei jung geblieben sind, einen Komplizen fürs Leben haben. Da gibt's keinen grantelnden Alterszynismus, sondern Offenheit, Humor, Grosszügigkeit, Neugier und verspielte Leichtfüssigkeit. Udo ist nicht nur ein fantastischer Künstler und Entertainer, sondern, wie Schriftsteller Benjamin von Stuckrad-Barre so treffend formuliert, «beste Werbung für Menschlichkeit»! Und das ist in Zeiten wie diesen mehr als willkommen.

Chris von Rohr ist Gründer, Bassist und Produzent der Rockband Krokus.

Plädoyer für eine andere Globalisierung

Wenn wir wollen, dass die Menschen den unaufhaltsamen gesellschaftlichen Wandel begrüssen, müssen wir umdenken. Die Herausforderung ist zu schaffen. *Von Klaus Schwab*

Revolutionen verändern die Welt nie auf sanfter Weise. Wir stecken mitten in der vierten industriellen Revolution mit all ihren Möglichkeiten. Zugleich aber verspürt man global ihre umfassenden, zerstörerischen Auswirkungen auf Geschäftsmodelle, wirtschaftliche und Sozialsysteme und vor allem auf die Arbeitsmärkte. Diese Revolution erfasst uns mit einer Kraft und einer Geschwindigkeit, wie man sie noch nie erlebt hat.

Technologie-Revolution

Seitdem ich vor zwei Jahren in meinem Buch «Die Vierte Industrielle Revolution» diesen Umsturz beschrieb, verfolge ich erstaunt, wie schnell sich diese Revolution entwickelt. Man denke nur an AI (*artificial intelligence*), Blockchain, selbstfahrende Autos und Präzisionsmedizin. Diese Technologien, die man vor zwei Jahren kaum kannte, sind inzwischen der Schlüssel für die alles infrage stellende Umwandlung von Geschäfts-, Wirtschafts- und Sozialmodellen.

Die Welt durchläuft derzeit zwei entscheidende Transformationen, die unsere geopolitische und geowirtschaftliche Landschaft total umwälzen, aber auch nie dagewesene Herausforderungen für die Gesellschaft und den Einzelnen schaffen. Um rechtzeitig auf diese Herausforderungen reagieren zu können, brauchen wir zwei neue Konzepte: *agile governance* und *smart globalization*.

Schon jetzt verändern einige Auswirkungen der neuen technologischen Möglichkeiten wie etwa Cyber-Attacken die politische Landschaft grundlegend. Andere Entwicklungen, wie Genmanipulation, verwandeln den Kern unseres biologischen Selbst. Diese Revolution wird letztlich in einer Verschmelzung unserer physischen, digitalen und biologischen Welt enden – auf eine Art und Weise, die wir kaum erahnen.

Es besteht die Gefahr, dass diese Technologien eigene Impulse entwickeln, die abgekoppelt sind vom Fortschritt für die Gesellschaft. Zahllose Fälle, in denen die Kontrolle über private Daten verloren ging, haben auch zu den gesellschaftlichen Brüchen beigetragen, die unsere westlichen Gesellschaften charakterisieren. Es gibt auch Anzeichen für Widerstand gegen den technologischen Fortschritt und gegen jene Firmen, die an der Spitze der vierten industriellen Revolution stehen.

Der Gesetzgebungsprozess, der die notwendigen regulatorischen Grenzen für diese Technologien schafft, kann mit dem Tempo der Innovation nicht mehr Schritt halten. Aber wenn wir uns bemühen, den Wandel zu beeinflussen, anstatt ihm passiv zuzusehen, ergeben sich neue und grossartige Möglichkeiten für die Menschheit: ein längeres, gesünderes und möglicherweise verbessertes Leben, grössere Befriedigung in Bildung, Unterhaltung und Kultur.

Dazu bedarf es eines ständigen Austauschs zwischen Regierungen und Regulierungsbehörden auf der einen und der Geschäftswelt auf der anderen Seite. Sie müssen zusammenarbeiten, um das Beste aus den grossen Möglichkeiten zu machen, die uns geboten werden. Wir nennen diese Interaktion *agile governance*. Um sie zu ermöglichen, haben wir

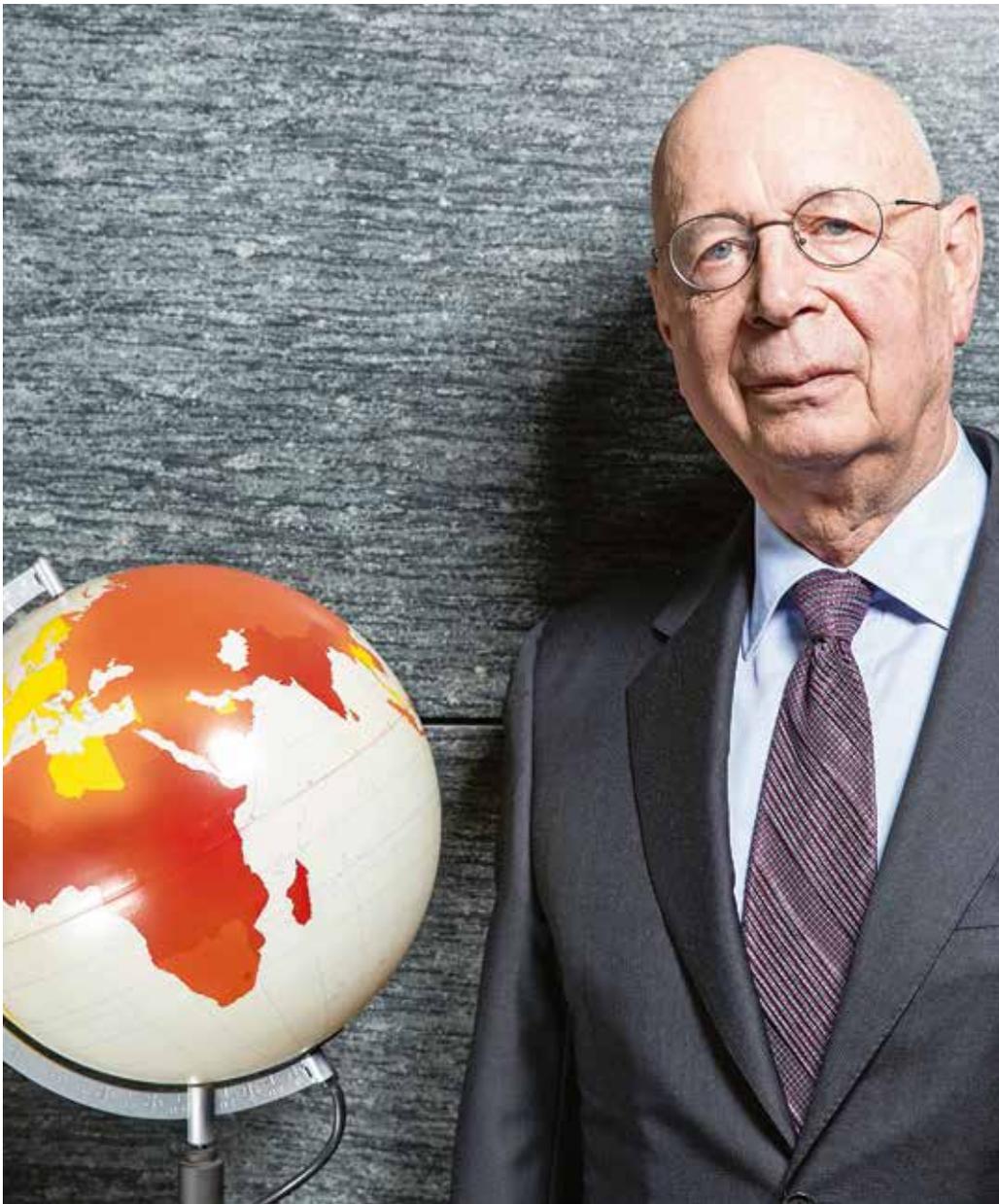
«Die Wiederherstellung von Vertrauen und des sozialen Zusammenhalts hat Vorrang.»

in diesem Jahr in San Francisco unser Center for the Fourth Industrial Revolution eröffnet. Seine Aufgabe ist es, den konzeptuellen Rahmen, die ethischen Prinzipien und die Anwendungen für die sich rasant entwickelnden Technologien zu formulieren.

Wir brauchen öffentlich-private Plattformen, auf denen Regierungen, Regulierungsbehörden, die Zivilgesellschaft und Businessleute gemeinsam mit Unterstützung durch Wissenschaft und Universitäten kooperieren, damit sich unser Verständnis weiterentwickelt und damit wir eine Politik definieren können, die zugleich den schnellen Einsatz technologischer Durchbrüche erlaubt und seine Risiken reduziert.

Ein neuer Weg

Die zweite grosse Herausforderung ist die Umwandlung eines unipolaren globalen *governance*-Systems in ein multipolares. In dieser Welt werden internationale Beziehungen möglicherweise nicht mehr auf gemeinsamen Werten beruhen. Daher wird es umso wichtiger sein, Regeln und Interaktion auf der Basis gemeinsamer Interessen zu entwickeln und zu fördern.



«Neue und grossartige Möglichkeiten für die Menschheit»: Ökonom Schwab

Macht wird ausgeübt von vielen staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren mit unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Zielen und Möglichkeiten, Einfluss auszuüben. Es ist nur natürlich, dass Einzelne und Nationalstaaten in einer solchen Welt hauptsächlich im eigenen Interesse handeln möchten. Aber wir sind dennoch global voneinander abhängig, und es gibt globale Herausforderungen wie den Terrorismus und den Klimawandel, für die wir im gemeinsamen Interesse Lösungen finden müssen.

Das World Economic Forum (WEF) wird normalerweise mit der Globalisierung assoziiert. Aber seit mehr als dreissig Jahren spreche ich in jeder meiner Reden davon, dass sich die Globalisierung nicht aufrechterhalten lässt, wenn sie nicht durch die Gesellschaftspolitik ausgeglichen wird.

Die heutigen Gesellschaften sind global miteinander verbunden, und sie brauchen die Globalisierung. Aber wir brauchen eine neue Art der Globalisierung, in der Handel

und Investitionen nicht ausschliesslich vom Ziel angetrieben werden, Hindernisse zu minimieren. Eine neue Art der Globalisierung, bei der wirtschaftlicher Gewinn auch jene schützt, die momentan nicht davon profitieren. In gewisser Weise müssen wir die Globalisierung vor ihren eigenen negativen Folgen schützen.

Wohlstand für alle

Wir brauchen eine neue Art von Globalisierung, die die Vielzahl nationaler Prioritäten berücksichtigt und Harmonie schafft zwischen einer Maximierung des Welthandels und globaler Investitionen einerseits und der Förderung nationaler Einbindung durch angepasste Gesellschaftsverträge und Arbeitsmarktpolitik andererseits.

Wenn wir den gesellschaftlichen Brüchen auf den Grund gehen wollen, müssen wir nicht nur die Kontrolle über den technologischen Fortschritt durch die Anwendung von *agile governance* wiedererringen, sondern wir

müssen auch die Globalisierung neu durchdenken. Eine Einheitsgrösse gibt es nicht.

Die Vorstellung, global gleiche Bedingungen für Handel und Investitionen (bei gleichzeitiger Unterordnung nationaler Gesellschafts-, Fiskal-, Arbeits- und Umweltpolitik) würden Wohlstand für alle schaffen, hat jede Glaubwürdigkeit verloren, vor allem seit der Finanzkrise. Die gefährliche Erosion nationaler Gesellschaftsverträge, verbunden mit der Furcht vor technologischen Umwälzungen, verlangt von Regierungen immer mehr, ökonomische und physische Garantien zu geben, gerade auch in einer Zeit offener Grenzen.

Lösungen für eine zersplitterte Welt

Zugleich dürfen wir nicht vergessen, welche substanziellen Beiträge ein offener Welthandel und wirtschaftliche und finanzielle Flüsse für eine wohlhabendere und mehr inklusive globale Gesellschaft leisten können. Dennoch braucht jede Gesellschaft einen massgeschneiderten Politikansatz, je nach der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lage. Wir müssen uns zu einer smarten Globalisierung bekennen, nicht zu einer Art «Hyper-Globalisierung», die nationale Interessen der Forderung nach einer vollständig grenzenlosen Gesellschaft um jeden Preis unterordnet.

«Smarte Globalisierung» sollte nationale Volkswirtschaften und Gesellschaften in ein flexibles und verantwortungsvolles globales System integrieren, das die Interaktion zwischen den verschiedenen Teilnehmern nicht maximiert, sondern auf präzise und klar umrissene Weise optimiert. Die Wiederherstellung von Vertrauen mittels des Wiederaufbaus sozialen Zusammenhalts hat Vorrang. Wenn es uns nicht gelingt, ein Gefühl der Zugehörigkeit und der Sinnfälligkeit zu schaffen, werden demokratische Systeme von autoritären Machtstrukturen abgelöst werden.

Auf dem nächsten Treffen des WEF 2018 in Davos werden wir uns dazu verpflichten, gemeinsame Lösungen für diese zersplitterte Welt zu schaffen. *Agile governance* und *smart globalization* sind völlig neue Paradigmen für eine schnelle, komplexe Welt, die globale Kollaboration und lokale Antworten braucht. Die Welt verändert sich schnell. Ihre Führer müssen Mittel und Wege finden, ein neues, positives Narrativ zu schaffen, das die Menschen dazu bewegt, den Wandel zu begrüssen.

Klaus Schwab, Ökonom und langjähriger Hochschullehrer mit Harvard-Diplom, ist der vermutlich bestvernetzte Mann der Welt. Sein World Economic Forum zieht seit Jahrzehnten eine einzigartige Auswahl internationaler Persönlichkeiten nach Davos. Während des Jahres bereist Klaus Schwab die Welt und kehrt mit den Einflusserreichen und Mächtigen.

«Meine Hoffnung ruht auf Prinz Charles»

Michael Burleigh hat es gewagt, eine «Geschichte des Jetzt» zu schreiben. «Wir leben in der besten und in der schlechtesten aller Zeiten», sagt der britische Historiker. Für die *Weltwoche* lässt er das Jahr in zwölf Bildern Revue passieren. Von Urs Gehrig

Auf diese Idee muss einer erst einmal kommen: eine «Geschichte des Jetzt». Und weil Michael Burleigh die Idee dieses Jahr hatte, handelt sein Buch von 2017. Um Licht ins Gewühl der Tagespolitik zu werfen, bietet der britische Historiker eine mit Anekdoten gespickte forensische Studie, gipfelnd in Charles Dickens' legendäre Zeilen: «Es war das Zeitalter der Weisheit, es war das Zeitalter der Dummheit.»

Der Historiker wohnt in Vauxhall, einem kleinen Eden in London für Staatsdiener, Geheimdienstler und Zukunftsforscher, in idyllischer Nachbarschaft. Gegenüber residiert Jack Straw, eminenter Minister in wechselnden Chargen unter Blair und Brown. «Er wird, wie jedes Jahr, auf unserem kleinen Gemeinschaftsrasen die Weihnachtslieder dirigieren», sagt Burleigh, genüsslich eine Zigarette inhalierend. Im Studierzimmer ist die Zeit stehengeblieben. Hier darf noch in vollen Zügen geraucht werden, die Bücherrücken haben einen Gelbstich. Acht Werke hat Burleigh in diesem Haus geschrieben. Sie handeln fast alle von Nazideutschland und vom Zweiten Weltkrieg. Doch wenden wir uns nur der Gegenwart zu.

Michael Burleigh, welches ist Ihr Bild des Jahres?

Xi Jinping bei seinem Auftritt am Kongress der Kommunistischen Partei im Oktober in Peking.

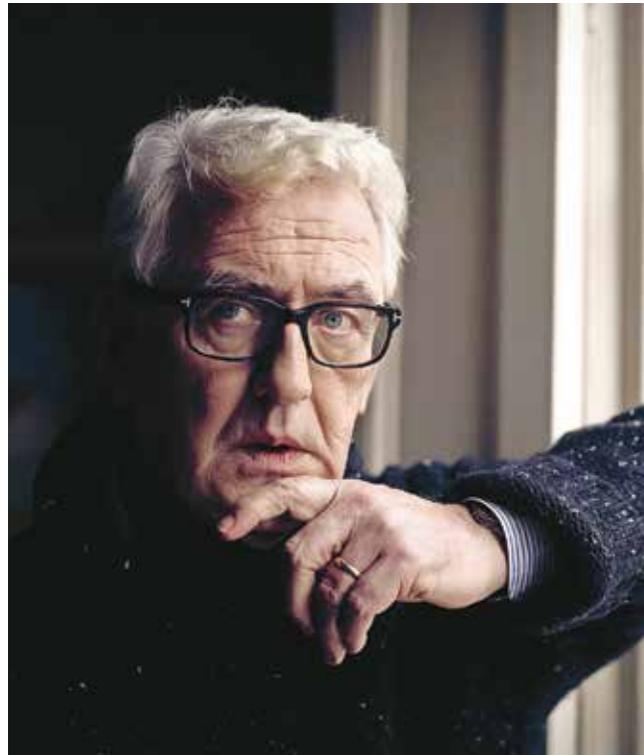
Man sieht Xi als zentrale Figur auf der riesigen Bühne, inmitten von Parteibonzen, die alle gleich aussehen (siehe Bild 1, Seite 41).

Sie sehen nicht alle gleich aus, bloss das Haar ist bei allen gleich schwarz gefärbt. Der Moment der Entwürdigung kommt, wenn sie dir das Haar grau nachwachsen lassen, wie bei Bo Xilai, dann weisst du, du bist verloren. [Das ehemalige Politbüro-Mitglied Bo Xilai wurde 2013 wegen Bestechung, Korruption und Machtmissbrauch zu lebenslanger Haft verurteilt, d. Red.] Zurück zu Xi. Das Bild unterstreicht die massive Macht, die er innehat. Er hat mit Mao gleichgezogen. Gleichzeitig verlieren die USA Macht an China. Allerdings stellt sich da die Frage, inwieweit die chinesische Machtdemonstration an das eigene Volk gerichtet

ist, das sehen soll, wie stark das Land unter Xi geworden ist. Vieles, was die chinesische Führung tut, ist für das Publikum zu Hause bestimmt. Deshalb erhält jeder Staatschef eines Zwergstaats in Afrika einen pompösen Empfang. Man will dem eigenen Volk zeigen: «Wir sind die Meister des Universums.»

Ist Xi der mächtigste Mann der Welt?

Xi ist der Erwachsenste von allen. Die zentrale Frage bei China lautet: Wollen sie wirklich die globale Rolle voll ausfüllen? Für den Moment nicht, das wäre zu früh. Auch würde die chinesische Elite, Zehntausende von Funktionären, den Verdacht äussern, eine globale



«Zurück ins Zeitalter der Regionalmächte»: Burleigh.

Führungsrolle könnte eine Falle des Westens sein, China in unzählige Konflikte und Verantwortungen zu verstricken. Die Chinesen sagen sich: «Das brauchen wir nicht. Wir wollen nicht vier bis sechs Billionen Dollar verpulvern wie das US-Militär in Afghanistan und im Irak.» Diese Haltung, das vergessen viele Beobachter, hat nicht zuletzt mit Chinas Gesellschaftsbild zu tun. Seit der Ein-Kind-Politik wird jedes Militäringagement irgendwo auf der Welt den Einzelsohn miteinbeziehen. Und dieser eine Sohn ist allen Eltern besonders wertvoll. Deshalb wird Peking kaum Truppen überallhin schicken.

Wenn bei uns Chinesen ins Bild rücken, sind es Touristen oder Unternehmer, die überall in Europa Fuss fassen. Welche Rolle spielen sie?

Sehr wohlhabende Investoren spielen eine zentrale Rolle für den Aufschwung des chinesischen Staates. In doppeltem Sinn. Erstens sind sie in osteuropäischen EU-Staaten sehr aktiv oder in Griechenland, wo beispielsweise die volkseigene chinesische Reederei Cosco die Schwimmdocks in Piräus aufgekauft hat, die sie nun renoviert und massiv ausbaut. Zweitens haben die Chinesen dank der Wirtschaftsexpansion jetzt genug Einfluss inner-

halb der EU, um Kritik an China wegen der Menschenrechtslage mit einem Veto von Mitgliedstaaten, in welchen sie wirtschaftlich aktiv sind, zu unterbinden.

Dabei kann der Durchschnittschinese nur davon träumen, das Einkommen eines Griechen zu haben. Wie passt dies zu der verbreiteten Meinung, China sei schon bald eine Supermacht?

Das Bild passt gut dazu. Unter ihrem hybriden leninistisch-kapitalistischen System sind 600 Millionen Leute aus unglaublicher Armut in die Mittelklasse aufgestiegen. Es gibt immer noch 300 Millionen Chinesen, deren Lebensstandard desolat ist, aber die Staatsführung plant, 70 oder 80 Prozent der Bevölkerung in Städte zu verschieben, die zum Teil komplett aus dem Boden gestampft werden.

Was heisst es für die Umwelt, wenn all diese Leute eines Tages ein Auto fahren wollen?

Sie werden elektrische Autos fahren. Chinesen sind sehr fortschrittlich bei

der Anwendung moderner Technologie. Sie kaufen im grossen Stil Robotik ein. So haben sie 25 Milliarden Dollar freigestellt, um Robotikfirmen einzukaufen.

Mehr auf eigene Muskelkraft setzt bekanntlich Wladimir Putin. Bei einem seiner spektakulären Auftritte dieses Jahr ist er in der Arktis aufgetaucht (Bild 2, Seite 41). Im April eröffnete er eine geheime Station mit Atomflugzeugen und Spionen auf Rentieren. Welches great game wird da gespielt?

Es wird an beiden Polen gespielt. Ich bin leicht skeptisch, ob das was bringen wird. Es wird von einer Neubelebung der Schiff-



1 — *Xi Jinping*: Kongress der Kommunistischen Partei in Peking, Oktober 2017.



2 — *Wladimir Putin*: Auftritt in der Arktis, April 2017



3 — *Emmanuel Macron*: neuer Staatschef Frankreichs, Mai 2017.



4 — *Angela Merkel*: die deutsche Kanzlerin im Regen, Oktober 2017.



5 — *Theresa May*: britische Staatschefin in der Defensive, Juni 2017.

fahrtsstrasse gesprochen, die im 16. Jahrhundert am Nordpol vorbeiführte. Künftig werden dort wohl keine Supertanker durchfahren, denn die Zahl der Eisbrecher, die Kanäle aufknacken können, ist sehr limitiert.

Aber die Tatsache, dass er dort oben die Hacke ins Packeis rammt und Besitzansprüche markiert, zeigt doch: Putin ist ein schlauer Fuchs.

Absolut – wenn man bedenkt, dass die Wirtschaft Russlands Anfang der neunziger Jahre gleich gross war wie die Portugals und nun die Grösse derjenigen Italiens hat. Das ist doch allerhand. Putin spielt seine Karten extrem clever, zur Freude der Russen, die nach Jahrzehnten des wirtschaftlichen Zerfalls und sinkender Bevölkerungszahlen wieder Auftrieb erhalten. Die Arbeiterklasse, viel mehr als die Grossstadtelite in St. Petersburg und Moskau, schätzt Putin sehr. Er bringt Russland wieder auf die Weltkarte, und wie. Das Volk spürt, dass der Präsident seine Werte teilt.

Wenden wir uns Europa zu, wo das Trio der drei M – Merkel, Macron, May – das Jahr dominiert hat. Der Matador ist unbestritten Emmanuel Macron, der im Mai mit 39 Jahren als jüngster Staatschef seit Napoleon die Führung Frankreichs übernommen hat (Bild 3, Seite 41).

Ein fantastisches Bild, der aufstrebende Jungspund bei der Amtseinführung in einem Vehikel, das einem Streitwagen ähnelt, und das Ganze inszeniert wie ein Triumphzug auf einem klassischen Gemälde.

Ist Macron der neue Leader von Europa?

Solange in Deutschland die Angst vor einer abklingenden Ära Merkel umgeht, ja.

Sie geben das Stichwort: Kanzlerin Angela Merkel steht im Regen. Seit der Bundestagswahl im Oktober versucht sie vergeblich, eine Regierung zu bilden (Bild 4, Seite 41).

Sie wird das schaffen. Wie lange sie selber noch im Amt durchhält, ist eine andere Frage. Sie wirkt doch schon sehr ausgelaugt.

Wie ist sie in dieses Schlamassel geraten?

Wenn man lange Phasen von Koalitionsregierungen hat, in denen beide Parteien bloss als Teilmenge gesehen werden, ist das ziemlich desaströs für eine Demokratie. Die Wähler haben das Gefühl, ihre Wahl habe nicht wirklich gezählt. Zweitens liegt es an der sogenannten asymmetrischen Demobilisierung, die Merkel praktiziert. Diese Taktik beinhaltet, dass man jede konkrete Stellungnahme zu kontroversen Themen unterlässt, um zu vermeiden, dass die Wähler des politischen Gegners mobilisiert werden. Das ist, als würde man der gegnerischen Fussballmannschaft während der Pause eine Schlaftablette ins Getränk mischen. Aber im Wesentlichen ist Merkel einfach schon

zu lange im Amt und sollte endlich den Ausgang finden.

Zurück zu Macron: Ist er ein Macher oder eher ein Blender?

Eines Nachmittags fühlte ich mich ziemlich gelangweilt, da habe ich Macrons Grundsatzrede an der Sorbonne, ein Plädoyer für ein souveränes Europa, angehört, was meine Stimmung nicht eben anhub. Bei der Frageunde mit dem Publikum war er engagiert und überzeugend. Aber die ganze Rede zuvor war eine verrückte Mischung aus grossen Ideen, angereichert mit schrecklichen Details über Politik. Ich dachte mir, da stimmt etwas nicht. Da spricht ein Mann, der seinem eigenen hochtrabenden Ideal nicht ganz gewachsen ist.

Aber in Haltung und Geste wirkt Macron imposant. Er gebärdet sich wie ein König.

Das tun Frankreichs Präsidenten alle gern, aber wenn man der Nachfolger von François Hollande ist, macht man automatisch eine gute Figur. Der arme Mann. Über ihn kursierte ein Witz: Selbst wenn Hollande eine kleine Pazifikinsel besuche, wo es seit zwanzig Jahren nicht geregnet habe, giesse es just dann aus Kübeln, wenn er dort eintreffe. Und so ist es tatsächlich geschehen. Angefangen hat es schon bei seiner Amtseinführungsparade. Er stand stramm in seinem Wagen, und es prasselte auf ihn runter. Es war traurig anzuschauen. Macron hat da mehr Glück. Die Franzosen sind nach der Hollande-Ära in so schlechter Stimmung, dass sie bereit sind, Macrons Roskur-Reformen zu schlucken. Die Linke ist tödlich zersplittert, und die Rechte demontiert sich selbst.

Nicht besser ist die Stimmung bei dieser Frau (Bild 5, Seite 41). Theresa May hat hoch

gepokert und fast alles verzockt. Im Juni hielt sie vorgezogene Wahlen ab und hat die Tory-Mehrheit verloren. Und jetzt verhandelt sie aus der Defensive um den Austrittspreis Grossbritanniens aus der EU.

May, mein Gott. Die Unglückliche.

Sie haben die EU als «geopolitische Nichtigkeit» bezeichnet. Sie müssen glücklich sein, dass Premier May euch Briten aus diesem Klub führt.

Ich habe keine Illusionen über die EU. Aber auch keine Illusionen über mein Land und den Brexit. Bereits vor dem Referendum warnte ich: Der Brexit ist nicht mehr als eine romantische Fantasie, die rasch darin enden könnte, dass wir ins Nirgendwo abdriften. Leider hatte ich recht.

Viele Schweizer sehen in Grossbritannien eine traditionsstarke, eigenständige Nation.

Nun zerstören Sie auch noch meine Illusionen von der Schweiz! Sie sollten hier leben. Ich habe vorausgesagt, dass der Brexit die schlimmsten und dümmsten Elemente der Tory-Partei an die Spitze spülen würde. Und so ist es geschehen.

Sie übertreiben.

Ich meine nicht Theresa May in erster Linie. Ich kenne ihren Typ, ich habe als Professor an der Universität viele ähnliche Frauen unterrichtet. Sie sind gewissenhaft, strebsam, und in der Schule waren sie extrem gut in Geschichte. Dann werden sie von Leuten wie mir an der Universität unterrichtet und kommen ins Schwimmen. May ist eine dieser strebsamen Frauen. Sie arbeitet pflichtbewusst. *Soldier on* – unermüdlich weitermarschieren – ist ihr Motto. Sie war ganze sechs Jahre Innenministerin, was einem Wunder gleichkommt, in einem Job, den man normalerweise sofort



6 — Abu Omar: Rückkehr in die zerbombte Wohnung im syrischen Aleppo, März 2017.



7—**König Abd al-Asis:** mit Präsident Trump (r.), April 2017.



8—**Mohammed bin Salman:** saudischer Kronprinz, Juni 2017.

verliert, sobald es einen Gefängnisausbruch gibt. Aber die gute Frau hat keine Ideen und keine Vision für dieses Land. Sie kommt mir vor wie eine Geisel in ihrem eigenen Kabinett. Und in ihrem Nacken sitzen rund 35 Kamikaze-Selbstmordbomber auf der Hinterbank, die lieber die Tory-Partei zerstören, als einen Schritt auf die EU zuzugehen. **In Ihrem neusten Buch schreiben Sie, unsere Zeit sei der Epoche um 1890 ähnlich. Inwiefern?**

Um 1890 war ein Zeitalter der regionalen Mächte. Dahin kehren wir heute zurück. Nach dem Fall der Sowjetunion hatten wir eine sehr kurze Phase unipolarer Dominanz der Amerikaner, die nun zu einem abrupten Halt kommt. Unabhängig davon, was Donald Trump will, möchten die meisten Amerikaner die Rolle der USA als Weltpolizisten zurückfahren. Erst recht genug haben sie von den desaströsen Kriegen. Diese Rückzugsbewegung schafft ein Vakuum, das natürlicherweise von anderen, allen voran Russland, gefüllt wird. Ich denke nicht, dass auch die Chinesen weltweit eine führende Rolle einnehmen wollen. Sie sind fokussiert auf ihre Region, wo sie dominieren wollen. Im Rest der Welt suchen sie nach Ressourcen und Handelsmöglichkeiten – was ihnen durch Trumps Verhalten relativ einfach gemacht wird.

Sparen wir uns Trump für später auf. Er hat das letzte Jahr derart dominiert, dass andere Ereignisse in den Schatten gerückt sind. Sprechen wir über eine der grossen Tragödien unserer Zeit (Bild 6, Seite 42). Dieser alte Mann ist im syrischen Aleppo in seine zerbombte Wohnung zurückgekehrt.

Da sitzt er auf seinem Lotterbett, raucht eine Pfeife und hört sich eine Schallplatte an.

Im Herbst wurde in Syrien und im Irak der militärische Sieg über den Islamischen Staat (IS) verkündet. Ist dem siebzugjährigen Abu Omar ein würdiger Lebensabend vergönnt?

Es wird schätzungsweise 250 Milliarden Dollar kosten, das kriegszerstörte Syrien wiederaufzubauen. Die Russen stehen bereit. Sie haben in Grosny, das sie relativ

rasch wiederaufgebaut haben, ihre Erfahrungen damit gemacht, mit erheblicher Hilfe aus Saudi-Arabien, schätze ich. Auch die Chinesen haben grosses Interesse bekundet, Syrien wiederaufzubauen.

Ein Syrien unter Assad?

Oh ja, ich habe nie geglaubt, dass er gestürzt werden würde. Die Iraner haben eine erhebliche Rolle gespielt bei seinem Machterhalt, und sie werden auch substantziell mitmischen beim Aufbau. Sie haben grosses Interesse an einer ihnen geneigten, stabilen Macht in Syrien. Mit ihrer Parteinahme für Assad haben auch die Russen massiv an Macht in der Region gewonnen. Sie wollten eine Linie ziehen gegenüber dem Westen, der immer wieder Regierungen in der Region gestürzt hat.

Dafür sind die Amerikaner mit Elan daran, neu in die saudische Königsfamilie zu investieren. Hier sehen wir Präsident Trump zusammen mit König Salman ibn Abd al-Asis, flankiert von Ägyptens Präsident al-Sisi (Bild 7, Seite 43).

Ich kann Ihnen erklären, wie dieses Foto zustande kam. Es ist in einem pompös ausgerüsteten Anti-Terrorismus-Zentrum aufgenommen worden. Als die drei den Globus

«Melanias Gesicht fasziniert mich. Sie muss gedacht haben: <Was für ein Idiotentheater!>»

berührten, wurden alle Computer hochgefahren. Ich habe aus britischen Geheimdienstquellen erfahren, dass dieses Zentrum innert zweier Wochen von Saudi Aramco, der weltgrössten Erdölfördergesellschaft, aufgebaut wurde. Saudi Aramco stampft alles aus dem Boden, was im Königreich glitzert und funkelt. Wenn man prüfen würde, was diese Computer tatsächlich leisten, wäre man enttäuscht: kläglich wenig. Der Blickfang auf dem Bild ist Melania. Ihr rätselhaftes Gesicht fasziniert mich. Sie muss gedacht haben: «Was für ein Idiotentheater!»

So idiotisch können die drei Herren nicht sein. Die absoluten arabischen Herrscher

sorgen in ihren eigenen Ländern Ägypten und Saudi-Arabien für Stabilität, was in diesen kriegerischen Zeiten nicht zu verachten ist. Und Trump schloss mit dem saudischen Monarchen einen Waffendeal über 350 Milliarden Dollar.

Ich möchte die effektiven Verträge sehen, die über eine Absichtserklärung hinausgehen.

Sie denken nicht, dass sie umgesetzt werden?

Nope.

Fakt ist, Amerika unter Trump setzt mehr denn je auf die saudische Monarchie.

Ja, aber das Wüstenreich braucht dringend einen Generationenwechsel. Der alte König kann sich kaum mehr als dreissig Minuten auf etwas konzentrieren. **Deshalb hat er im Juni den 32-jährigen Mohammed bin Salman (MBS) als Kronprinzen installiert, als jungen Hoffnungsträger (Bild 8, Seite 43).**

Ich bin total skeptisch gegenüber diesem Mann. MBS ist ein komplett rücksichtsloser Typ. Stinkreiche Freunde von mir reisten an die Investorenkonferenz in Riad, wo MBS versuchte, Geld für seine 500-Milliarden-«Neom»-City zu sammeln, die zur einen Hälfte aus Robotern und zur anderen Hälfte aus Bikinigirls bestehen soll. Das war ein Dialog der Toten, denn meine Freunde waren dort, um saudisches Geld für eigene Projekte zu werben und nicht, um in ein Glitzerparadies zu investieren. Fakt ist, Saudi-Arabien ist kein sicheres Investitionsgebiet. Dieses Geplapper, dass 5 Prozent von Saudi Aramco veräussert würden, belustigt mich. Wer steckt Geld in ein Unternehmen, bei dem man die Besitzverhältnisse nicht kennt? Überhaupt ist es mir ein Rätsel, warum wir diesem Regime in den Hintern kriechen. Die Saudis sind die Schlimmsten weit und breit, was den Export von fundamentalistischem Gedankengut betrifft. Gepaart mit ihrer kolossalen Gier, kommen sie mir wie ein ziemlich dubioser Partner vor.

In Europa beobachten wir eine steigende Islamisierung (Bild 9, Seite 44). Eine Pew-Studie sagte jüngst voraus, dass im Jahr 2050 die Muslime rund 11 Prozent der euro-

päischen Bevölkerung stellen werden. Sind Sie beunruhigt?

Hätten Sie vor zehn Jahren mit mir gesprochen, als ich ein Buch über Terrorismus geschrieben habe [«Blood and Rage: A Cultural History of Terrorism», d. Red.], hätte ich mit einem deutlichen «Ja, und wie» geantwortet. Heute bin ich paradoxerweise viel gelassener.

Wie das?

Die Angst vor Eurabien hat etwas leicht Hysterisches an sich, und ich neige nicht besonders zur Hysterie. Die Muslime werden mit der Zeit feststellen, dass sie keine grosse Schar an Kindern zeugen müssen, um in einem Wohlfahrtsstaat zu überleben. Ich habe mit vielen Muslimen zu tun, die werden mit der Zeit ziemlich britisch.

Da leben Sie wohl in einer idealen Welt. Reisen Sie oft nach Birmingham oder in den Norden Londons?

Natürlich gibt es Zonen in den Midlands und in Nordengland, wo ich mich gar nicht wohl fühlen würde. Dort möchte ich sicher nicht wohnen. Der grosse Fehler war, dass man den muslimischen Einwanderern erlaubte, sich so konzentriert in einem Gebiet niederzulassen.

Sie haben geschrieben, man sollte nicht unqualifizierte Pakistaner aufnehmen, die sich in Europa als Erstes darum bemühten, eine Kopie ihres Dorfes in Pakistan aufzubauen.

Das darf nicht mehr passieren. Ich habe 1997, als wir Hongkong an China zurückgaben, halb scherzend gesagt: «Lieber gäbe ich den Chinesen Liverpool und würde die ganze Bevölkerung Hongkongs hier aufnehmen, wir würden über Nacht das reichste Land der Welt werden.» Wir müssen selbst bestimmen können, wen wir ins Land lassen. Und eine entscheidende Frage muss lauten: Ist ein Zuwanderer eine wirtschaftliche Bereicherung, oder wird er uns zur Last? Der ehemalige britische Chefrabbiner, Jonathan Sacks, machte eine ausserordentlich interessante Feststellung: Wir müssen den Leuten beibringen,

dass unser Land ein Haus ist und nicht ein Hotel. Im Zuge der Globalisierung wurden Länder zu Hotels.

Hotels ohne Eingangskontrolle, wie Deutschland, wo Merkel über eine Million Migranten ohne Sicherheitskontrolle einziehen liess.

Das ist ein schlagender Beleg für meine Überzeugung, wie ineffizient Deutschland in Wirklichkeit ist. Man macht sich ja immer wieder über die Italiener lustig. Aber die deutschen Sicherheitsdienste schafften es nicht, einen Mann dingfest zu machen, der in Berlin mit einem Lastwagen durch die Leute preschte. Dann traten diese zwei smarten Polizisten in Mailand auf den Plan und verhafteten den Täter im Handumdrehen. Ausserdem ist Deutschland viel korrupter, als man denkt. Das haben wir beim Dieselskandal gesehen, in dessen Folge sich Volkswagen wegen Betrugs schuldig bekannte. Die Deutschen legen einen Katalog knallharter Regeln fest, wenn es um Griechenland geht, aber wenn es sie betrifft, biegen sie sich die Gesetze zurecht. Da ist mehr Schein als Sein, so kommt es mir bei Deutschland bisweilen vor.

Das kann man von diesem Geburtstagskuchen nicht sagen (Bild 10, Seite 44). Er ist aus solidem Teig, Zucker und Sahne und wiegt exakt 93 Kilos für die 93 Jahre von Robert Mugabe. Der Diktator von Simbabwe wurde durch einen kalten Putsch nach Jahrzehnten an der Macht abgelöst. Ist Mugabes Sturz der Anfang einer Tyrannendämmerung in Afrika?

Ach was, Mugabe wurde von einem ersetzt, der keinen Deut besser ist als er. Es gibt nicht viel Auswahl an redlichen Staatsmännern dort. Ich denke, jemand in Peking kam zum Schluss, dass man sich nicht mit der Idee einer Präsidentin «Gucci Grace», der machtlüsternden Ehefrau Mugabes, anfreunden möchte.

Inwiefern steht Mugabe als Beispiel für die korrupte afrikanische Elite?

Ein klassischer Ausdruck, um diese korrupten Führer zu beschreiben, ist «Wa Benzi» – der Stamm der Mercedes Benz. Sie stehlen dem Volk alles Geld und stecken es in tolle

Häuser hier in Central London oder in Knightsbridge.

Millionen von Migranten brechen aus Afrika auf nach Europa. Was soll man tun? Hilfe zur Selbsthilfe leisten? Brunnen bauen?

Mit diesen Instruktionen kann man nichts anfangen. Ich bin dennoch leicht optimistisch, denn in vielen Teilen des Kontinents haben die Afrikaner uns überholt. Sie brauchen zum Beispiel Mobiltelefone für viel mehr praktische Dinge des Alltags als wir. Zum Bezahlen etwa, weil es keine Bankinfrastruktur gibt. Oder zur Routenplanung. In Westafrika zum Beispiel verrotten viele Tomaten auf dem Weg zum Markt, weil sie durch heisse Gebiete gefahren werden, mit vielen Checkpoints, wo den Chauffeuren Geld abgeknöpft wird. Nun verwenden die Spediteure Programme auf ihren Telefonen, welche eine Route anzeigen, auf welcher sie unter Bäumen fahren können, wo die Sonnenhitze geringer ist und wo man die Polize checkpoints umfahren kann.

Sehr schlau. Aber wird diese neue Generation Afrika retten?

Nicht, solange die korrupten Herrscher an der Macht sind. Fast alle gründen ihre Macht auf nationalen Befreiungskämpfen. Anfänglich haben sie höllisch viel Kapital in den Banken gebunkert, von dem sie immer wieder etwas abzogen. Wie wir am Beispiel des ANC (African National Congress) in Südafrika oder des FLN (Front de Libération Nationale) in Algerien sehen, schmilzt dieses Geld rasch weg. Neue Generationen werden geboren, die sich fragen: «Warum sind dieselben Leute, die schon vor Jahrzehnten an der Spitze waren, immer noch an der Macht?» Dann nehmen sie Reissaus und suchen in Europa das Glück.

Auch immer noch an der Macht ist Donald Trump, obwohl es bereits ein Jahr her ist, dass er gewählt worden ist (Bild 11, Seite 45). Hier sehen wir ein Bild aus den ersten Tagen seiner Präsidentschaft. Er telefoniert gerade mit Wladimir Putin.

Ah, da ist Mike Flynn.

Genau. Der war nicht lange Sicherheitsberater.



9 — Islamisierung in Europa: Strand in Bordeaux, Juli 2017.



10 — Robert Mugabe: Geburtstag des Diktators von Simbabwe, Februar 2017.



11 — Donald Trump: US-Präsident im Oval Office, Januar 2017.



12 — Kim Jong Un: Nordkoreas Führer beim Raketenstart, September 2017.

Schauen wir, wie viele von den Leuten auf dem Bild rausgeflogen sind. Strategiechef Steve Bannon ist weg. Stabschef Reince Priebus ist verschwunden. Und Sprecher Sean Spicer ebenfalls. Der Chef und sein Vize sind die Einzigen, die noch stehen. Wissen Sie, die einzigen drei Seiten, die mir bis zur Drucklegung meines Buch Probleme verursachten, waren jene, auf wel-

«Die Dinge sind nie so apokalyptisch, wie uns die Medien weismachen wollen.»

chen ich die Trump-Regierung beschrieb. Sein Personal änderte sich dauernd. Ich hatte mir schon gratuliert, dass ich Anthony Scaramucci als Kommunikationschef noch ins Buch aufnehmen konnte, und da war er auch schon wieder Geschichte.

Aber der Präsident geht seinen Weg, auch wenn die Umfragewerte im Keller sind. Die Wirtschaft brummt. Und Kriege hat er bisher auch noch keine vom Zaun gerissen. So schlecht ist seine Bilanz nicht.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass er nie einen Krieg führen wird.

Meinen Sie wirklich?

Nun, er hat diese riesige Spielzeugkiste. An einem Punkt wird er verlockt sein, sie zu nutzen. Sie können nicht immer mit «Feuer und Zorn» drohen und nichts tun. Keiner nimmt Sie mehr ernst.

Trump hat im Wahlkampf versprochen, keine sinnlosen Kriege zu führen wie Bush und Obama und sich wieder auf den Aufbau Amerikas zu fokussieren.

Wenn er konsequent wäre, wenn er wirklich an seinen «America first»-Slogan glauben würde – ein Slogan übrigens, der von Woodrow Wilson nach dem Ersten Weltkrieg geprägt wurde –, dann wäre das ja in Ordnung. Aber ich sehe ihn nicht als den konsequenten Isolationisten, als der er gerne auftritt.

Was ist mit seiner Entourage, die man die «Erwachsenen im Zimmer» nennt, hält sie ihn im Zaum?

Die Generäle Kelly, McMaster und Mattis? Sie stimmen mich sehr skeptisch. Ich kenne McMaster seit Jahren, er ist ein netter Typ. Aber wie die anderen zwei Generäle hat er bitter erfahren, wie seine Truppen im Irak von iranischen Revolutionsgarden in Stücke gerissen wurden. Sie alle teilen das Feindbild Iran. Sie sehen hinter jedem Konflikt Irans sinistren Einfluss. Was komplette Übertreibung ist. Die Saudis mischen sich viel mehr überall ein als die Iraner. Haben Sie eine Ahnung, was die Saudis an Geldern für Politinterventionen verpulvern?

Nein, Sie?

20 Millionen Dollar allein in Washington. Und die Summen, die sie hier in Britannien einsetzen, sind kolossal. Aber ihre Diplomaten taugen nichts. Dieser neue Botschafter in Washington – wie alt ist er? 29? Oder 25? Die Iraner hingegen haben vorzügliche Emissäre. Jack Straw [früherer britischer Aussenminister, d. Red.], mein Nachbar (zeigt auf das Haus gegenüber), hat mir erzählt, wie elegant sie verhandeln. Die Iraner haben eine Hochkultur, die seit Tausenden Jahren besteht.

Aber einen Krieg gegen Iran würden die Amerikaner doch niemals anfangen?

Nein, nicht direkt. Aber sie könnten Israel dazu überreden, die Hisbollah anzugreifen. Die Dinge können dann schnell ausser Kontrolle geraten. Gegen Kim Jong Un ist viel eher eine kriegerische Intervention zu befürchten.

Hier ist er. «Little Rocket Man», wie Trump ihn nennt (Bild 12, Seite 45). Er liess sich einen Schreibtisch auf das Rollfeld stellen, darauf eine Leselampe und wuchtige Ferngläser, wohl um die Flugbahn der Testrakete zu beobachten. Was führt der Typ im Schild?

Nun, er hat die Weltpolitik der letzten zwanzig Jahre genau beobachtet und hat begriffen: «Wenn du diese Art Waffen besitzt, wird dich niemand angreifen.»

Sehr schlau.

Natürlich. Und zweitens braucht er das Atomprogramm, wie sein Vater vor ihm, als Form der kalkulierten Erpressung. Mit jeder Provokation, so denkt er, steigt sein Gefah-

renmoment und damit die Bereitschaft des Gegners, seine Macht zu akzeptieren.

Muss er die Chinesen fürchten?

Sie werden ihn nicht loswerden. Die Chinesen treffen sich im Hinterzimmer und zerbrechen sich den Kopf über Kim. Sie wissen, dass jeder Disziplinierungsversuch seine Kehrseite hat.

Glauben Sie an eine militärische Option?

Nein, ein Revancheakt Nordkoreas gegen Seoul, Südkoreas Hauptstadt, wäre eine der grössten Katastrophen der Weltgeschichte.

Also doch kein Krieg?

Nein, aber es wird einen Krieg der Gesten geben, der dann jedoch ausser Kontrolle geraten könnte.

Der Titel Ihres jüngsten Buches lautet «The Best of Times, the Worst of Times». Was bringt 2018 – gute Zeiten, schlechte Zeiten?

Meine Erfahrung lehrt mich: Die Dinge sind nie so apokalyptisch, wie uns die Medien weismachen wollen.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel werden wir Briten einen Deal finden, um aus der EU auszutreten.

Und die britische Monarchie lebt weiter! Im Buckingham Palace werden nächstes Jahr Zwillinge erwartet.

Welche Zwillinge? Ach, die zwei. Neuer Lärm in alten Mauern. Das kann nur einen Schweizer Monarchisten wie Sie erfreuen. Mich als Republikaner stimmt das depressiv. Meine Hoffnung ruht auf Prinz Charles. Wenn er den Thron erwirbt, wird er das ganze Zeremoniell herunterfahren, denn es ist lächerlich, eine de facto imperiale Staatsstruktur weiterzuführen. Erst recht in einem Land, dem es nicht blendend geht.

Michael Burleigh, 62, war Professor für Geschichte an verschiedenen Universitäten in Grossbritannien und in den USA. Er ist Autor von acht Büchern und wurde mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet.



Michael Burleigh:
The Best of Times, the Worst of Times – A History of Now;
Pan Macmillan.
432 S., Fr. 35.90

Die klügsten Köpfe dieses Jahres

Herausragende Intellektuelle machten im Wirtschaftswunderjahr 2017 kaum von sich reden. Hier sind fünf erfreuliche Ausnahmen.

Von Christoph Mörgeli

Dambisa Moyo, 48 — Die in Sambia geborene Ökonomin mit Oxforder Doktorat ist und bleibt ein Albtraum für alle bequemen Entwicklungspolitiker. Diese begründen nämlich die tausendfachen Milliardenzahlungen der westlichen Welt an den afrikanischen Kontinent mit der Behauptung, der Transfer sei unausweichlich, damit die Menschen dort blieben und nicht zu uns kämen. Doch dieser Ansatz ist in Praxis und Theorie grandios gescheitert. Seit mehreren Jahren warnt Dambisa Moyo in Wort und Schrift, dass die vier afrikanischen Grundübel – Korruption, Krankheiten, Armut und Krieg – mit den Migrantenströmen auch die Industrienationen überrollten. 2017 hielt sie in der Oxford Union, einer universitären Debatiergesellschaft, eine vielbeachtete Grundsatzrede über den «Preis der Freiheit». Es ist keineswegs Zynismus, der sie antreibt, sondern der echte Wille, den Ärmsten der Armen zu helfen. Dies könne nur funktionieren, wenn der Westen seine Zahlungen und Kredite vollständig einstelle. Denn das Geld stütze Korruption, Rechtsunsicherheit und wirtschaftliche Unterdrückung. Dambisa Moyo ist gleichzeitig eine exzellente Kennerin von Asien, wo Schwellenländer allmählich die Armut überwinden – ganz ohne Entwicklungshilfe. Bleibt die Frage, wie sich das asiatische Arbeitsethos nach Afrika übertragen lässt. Auch darauf dürfte die ebenso brillante wie attraktive Volkswirtschaftlerin eine Antwort wissen.

Jeff Bezos, 53 — Der reichste Mensch der Welt ist auch ein bedeutender Denker. Im November 2017 betrug sein geschätztes Vermögen 100 Milliarden Dollar. Der US-Amerikaner Jeff Bezos kam als studierter Princeton-Informatiker auf die Idee, einen Buchhandel im Internet aufzuziehen. 1994 gründete er die Firma Amazon.com. Das damit rasch verdiente viele Geld steckt er seit 2000 ins Raumfahrtsunternehmen Blue Origin, das an einer privaten Riesenrakete namens «New Glenn» bastelt; sie soll weiter ins All vorstossen, als dies jemals geschehen ist. Für eine Viertelmilliarde Dollar kaufte Bezos auch die renommierte Tageszeitung *The Washington Post*. Seine Geschäftspraktiken wie seine Führungsqualitäten wurden wiederholt kritisiert. Tatsache ist aber, dass das Amazon-Imperium des Allesverkäufers unser Alltags- und Wirtschaftsleben drastisch verändern dürfte. Was das Lesen betrifft, so ist Amazon gerade dabei, das Produkt Buch aufzulösen und es in ein allumfassendes Medienangebot zu verwan-

deln. Was Apple im Online-Musikgeschäft gelang, schaffte Jeff Bezos' Amazon mit digitalen Büchern und einem zugehörigen Lesegerät. Und dies in primitiven, oft fensterlosen Behausungen in den Vororten von Seattle. Rollende Fastfood-Fahrzeuge ersetzen die Kantine. Der Gewinn wird sofort wieder in neue Projekte investiert. Unsere beschränkten helvetischen Vordenker von Innovationspark-Palästen könnten viel von Bezos lernen.

Arthur B. Laffer, 77 — Der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler wäre eigentlich ein Mann von gestern. Er betreibt das Laffer Center for Global Economic Growth, das unter anderem vom konservativen Tea-Party-Industriellen Charles G. Koch unterstützt wird. Als «neoliberaler» Vordenker gehörte Laffer zu den wichtigsten Beratern von Präsident Ronald Reagan und dessen Reaganomics. Die damaligen drastischen Steuersenkungen beruhten auf Laffers wissenschaftlicher Grosstat, seiner «Laffer-Kurve». Sie besagt, dass niedrige Steuern höhere Steuereinnahmen erzeugen, da sie die Wirtschaft ankurbeln. Mit dem Einzug von Donald Trump ins Weisse Haus gewinnt auch Arthur B. Laffer wieder an Gewicht, denn Trumps Wirtschaftsberater sind erklärte «Laffer-Boys». Schon vor dessen (von ihm vorausgesagten) Amtsantritt lobte Laffer den neuen Präsidenten über den grünen Klee und prophezeite «paradiesische Zustände» dank den von ihm versprochenen Steuersenkungen. Vor allem die bevorstehende Senkung der Unternehmenssteuer auf 20 Prozent wird Firmen in die USA zurücklocken, was zu mehr Einnahmen und Jobs führen wird. Zum Jahresbeginn liess Arthur B. Laffer die *Bilanz* wissen: «Trump wird einen ähnlichen Regierungsstil pflegen wie Reagan.» Denn er sei «ein Anführer, ein Promotor, ein Zirkusdirektor im besten Sinne des Wortes». Zumindest der Bezeichnung «Zirkusdirektor» dürfte kaum jemand widersprechen.

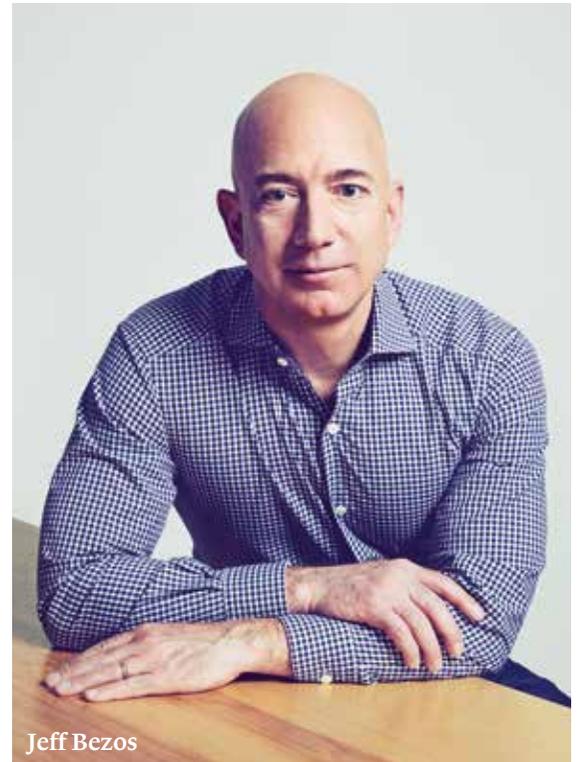
Michael Haller, 72 — Die Studie wog schwer, die der gebürtige Konstanzer dieses Jahr mit seinen Mitarbeitenden vorlegte. Schon allein wegen des Renommées des verantwortlichen Verfassers: Michael Haller lehrte 1993 bis 2010 Journalistik an der Universität Leipzig; in seinem frühen Berufsleben hatte er auch als leitender Redaktor bei der *Basler Zeitung* und als Autor bei der *Weltwoche* gewirkt. Grössere Bekanntheit erlangte Haller allerdings später, nämlich als

Mitarbeiter beim *Spiegel* und als Ressortleiter bei der *Zeit*, beides Organe, die sich politisch links von der Mitte verorten. 2017 hat Michael Haller über 30 000 Berichte aus Zeitungen und Online-Portalen zur «Willkommenskultur» gegenüber den «Flüchtlingen» in Deutschland ausgewertet. Das Fazit fällt vernichtend aus: Die Medien haben während der Flüchtlingskrise bei der kritischen Berichterstattung vollkommen versagt. Sie erlagen kollektiv einer rauschhaften Euphorie, vernachlässigten die Recherche und waren überhaupt willfährige Lautsprecher der politischen Elite. Die Journalisten zeigten keinerlei Interesse an Differenzierung und Beschreibung der Wirklichkeit. Es ging ihnen vielmehr darum, den Medienkonsumenten aus angeblich höherer Warte ihre eigene Überzeugung aufzudrängen. Der Journalismus verkam zur reinen Propaganda und verliess fast überall den Standort des neutralen Beobachters. Weder gelang die notwendige Selektion noch die Trennung zwischen Meinung und Fakten und schon gar nicht die erforderliche Distanz zum Regierungsapparat. Nüchterne Einwände wurden als fremdenfeindlich und rassistisch beiseitegeschoben. «Viele Journalisten wollen Frau Merkel auf dem Schoss sitzen», erklärte Studienverfasser Michael Haller gegenüber dem *Schweizer Journalisten*. Es sei ihnen nicht gelungen, in der vermeintlichen Flüchtlingsfrage ethischen Ernst ohne moralische Arroganz vorzutragen. Das Fazit von Hallers mutiger und kluger Medienforschung lautet: «Die Journalisten waren auf einem Auge blind.»

Jacques Dubochet, 75 — Der Waadtländer Biophysiker sorgte dieses Jahr für landesweites Aufatmen. Endlich, nach fünfzehnjähriger Wartezeit, ging wieder einmal ein Nobelpreis – diesmal jener für Chemie – an die Schweiz. Einziger Wermutstropfen für unsere Bildungspolitik: Da die ausgezeichnete Leistung Dubochets auf eine Publikation von 1981 zurückgeht, können sie den Preis nicht als Frucht von EU-Forschungsnetzwerk und «Horizon 2020» verkaufen. Immerhin machte Dubochet seine Entdeckung aber am Europäischen Laboratorium für Molekularbiologie in Heidelberg. Dort entwickelte der Romand die Kryo-Elektronenmikroskopie, mit deren Hilfe sich die Bausteine des Lebens in tiefgekühltem Zustand visualisieren und erforschen lassen. Die Kunst dabei war, den Kühlprozess ohne Bildung von störenden Eiskristallen zu gestalten. Jacques



Dambisa Moyo



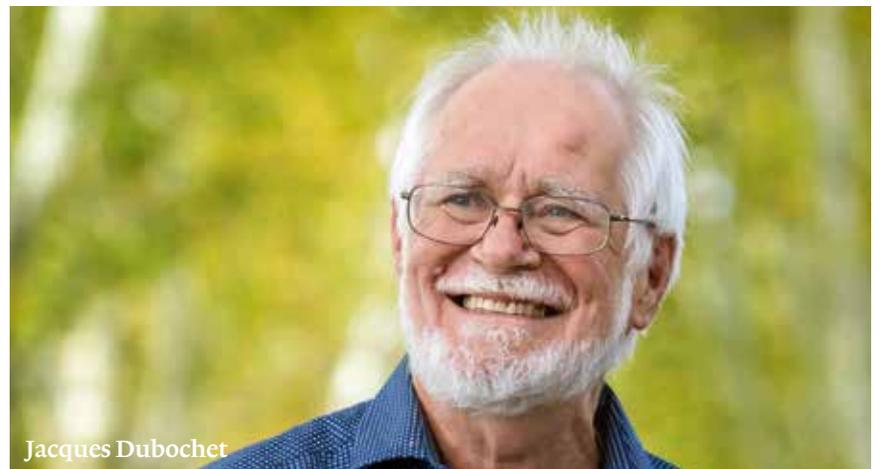
Jeff Bezos



Arthur B. Laffer



Michael Haller



Jacques Dubochet

Wissen zum Wohl der Allgemeinheit nutzbar machen.

Dubochet, emeritierter Professor an der Universität Lausanne, absolvierte den Medienrummel überaus sympathisch und bescheiden. Er sprach über seine fundamentalen Forschungsirrtümer und gab sich als Atheist zu erkennen, der sich brennend für Religionen interessiert. Gekonnt nutzte Dubochet die Chance, sein Fachgebiet einem grossen Publikum zu erklä-

ren. Mehr noch, er unternahm eine eigentliche Wissensoffensive und rief gleichzeitig dazu auf, dieses Wissen verantwortungsvoll und zum Wohl der Allgemeinheit nutzbar zu machen. Ganz offen bekannte sich der Nobelpreisträger auch zu seiner Legasthenie, zu früherem Einzelgängertum und Komplexen, aber auch zu seinem fast unfassbaren Glück als Wissen-

schaftler und Familienmensch. Dass er aufgrund seines Preises in der wissenschaftlichen wie in der übrigen Welt unverhofft zu einer Machtposition gelangt ist, beunruhigt ihn eher. Dubochet ist auch insofern ein vorbildlicher Schweizer, als er das Milizsystem verinnerlicht hat: Noch immer politisiert er als SP-Vertreter im Stadtparlament von Morges. ○



«Wir sind eine kleine Schweizer Dorfmusik»: Generaldirektor Marchand.

«Ich fühle mich als Ethnologe»

Gilles Marchand hat die SRG als Generaldirektor mitten in der hitzigen Debatte um die Abschaffung der Radio- und Fernsehgebühren übernommen. Noch selten zuvor polarisierte die nationale Medienanstalt so sehr. Wie geht es weiter? Was will Marchand? Und wie sieht er die Schweiz? *Von Roger Köppel*

Der Gegensatz zu seinem Vorgänger Roger de Weck könnte grösser kaum sein. Der 55-jährige Soziologe Gilles Marchand, halb Schweizer, halb Franzose, leitet die SRG mit betonter Bescheidenheit. Der grosse rhetorische Wurf ist seine Sache nicht. Aber seine Aufgabe hat es in sich: Die SRG ist so umstritten wie nie. Auch Marchand weiss, dass es der Monopolbetrieb in den letzten Jahren übertrieben hat. Zu selbstherrlich, zu überheblich wirkt die SRG auf viele. Man stösst sich daran, dass man zahlt, auch wenn man die Programme gar nicht schaut. Marchand ist ein Pragmatiker. In der Romandie loben sie

seinen Führungsstil an der Spitze der dortigen SRG-Abteilungen. Wir treffen uns in seinem Büro in Bern. Die Offenheit ist da. Es beginnt das wohl ausführlichste Interview, das er je gegeben hat. Man nimmt dem Neuen ab, wenn er sagt, dass er dem Unternehmen einen neuen Geist verpassen will. Ob er es schafft?

Herr Marchand, sind Sie eben doch so etwas wie der Gorbatschow, der grosse Umgestalter und Öffner der SRG?

Das letzte Mal hat mich die *Weltwoche* als Nachfolger von Napoleon bezeichnet... Nein, der Gorbatschow der SRG bin ich

genauso wenig, wie Sie der Putin der Deutschschweizer Printmedien sind. Ich bereite mich nur darauf vor, die SRG in einem sich wandelnden Medioumfeld zu entwickeln.

Was hat sich verändert, seit Sie SRG-Direktor sind?

Nun, ich bin erst seit gut zwei Monaten in der Funktion und stelle mich derzeit mit meinem Team auf. Ich versuche, die SRG auf die Zeit nach dem 4. März vorzubereiten. In der Hoffnung, dass das Schweizervolk diese zerstörerische Initiative zurückweist.

Wie erleben Sie die Stimmung im Land?

Etwas paradox. Einerseits schätzt die Öff-



fentlichkeit unsere Programme. Wir haben insgesamt immer sehr gutes Feedback. Besonders auch für unsere Radiosendungen. Andererseits denken die Leute, dass es möglich sein müsste, unsere Leitungen auch zu erhalten, ohne Gebühren zu bezahlen. Die Gratiskultur und die «Ich bezahle nur was ich nutze»-Mentalität sind weit verbreitet in der Schweiz. Das erhöht den Druck auf den Service public.

Gab es jemals schon eine derartige Polarisierung um die SRG?

Nein, ich denke nicht. Auf jeden Fall nicht in den letzten 25 Jahren.

Wie erklären Sie sich die zum Teil geradezu feindselige Stimmung?

Das Finanzierungsmodell ist sicher mit ein Grund. Kommt dazu, dass es die privaten Medienhäuser im Markt heute schwer haben, und bezüglich Internet sind wir auf demselben Terrain tätig. Auch die Gesellschaft hat sich verändert, ist horizontaler geworden. Dem muss die SRG Rech-

nung tragen. Wir müssen diese verstärkte Offenheit noch besser verkörpern.

Ist die harte Kritik an der SRG ein Deutschschweizer Phänomen? Oder hören Sie das auch in der Romandie?

Weniger. Ich empfinde die Deutschschweizer Redaktionen allerdings als durchaus offen. Die lateinische Schweiz hat als Minderheit vielleicht eine etwas grössere Toleranz dafür, dass es gemeinsame Institutionen braucht.

Unser Eindruck ist, dass die Westschweizer SRG-Kanäle offener sind, weniger politisch einseitig als die Deutschschweizer. Irren wir?

Dieser Eindruck könnte vielleicht damit zusammenhängen, dass das Westschweizer Fernsehen von Filmleuten lanciert wurde, das Deutschschweizer hingegen von Journalisten. Leute vom Film sind offener auch für Kooperationen mit Privaten.

Kürzlich lasen wir, 70 Prozent der SRG-Journalisten seien links. Wo stehen Sie eigentlich politisch?

Zunächst: Die private Gesinnung unserer Journalisten ist nicht wirklich relevant, wenn sie ihren Job gut ausführen. Mich interessiert, was am Ende herauskommt. Ist es fair? Ist es ausgewogen? Kommen alle relevanten Stimmen zu Wort? Das ist entscheidend. Diese Kriterien für qualitativ guten Journalismus sind in den publizistischen Leitlinien unseres Programms festgehalten.

Elegant ausgewichen. Sie sind Soziologe: Erfahrungsgemäss ticken Absolventen dieser Fächer eher links.

An der Uni hatte ich zwei Professoren. Jean Ziegler und Uli Windisch. Zwei völlig unterschiedliche Ansätze. Dazwischen gab es noch Bernard Crettaz, der die ethnologische Soziologie in Genf prägte und mit dem ich sehr viel zusammengearbeitet und von dem ich viel gelernt habe.

Was haben Sie von ihm gelernt?

Dass man die Dinge aus sich selbst heraus verstehen sollte und nicht einfach die eigene Brille auf alles andere anwenden darf. Crettaz kritisierte unter anderem die «Disneyfizierung» der Schweiz. Diesen Begriff finde ich interessant.

Was meinte er damit?

Er forderte zum Beispiel, dass man die Bergbewohner in der Schweiz selber entscheiden lassen sollte, wie sie ihre Heimat gestalten und weiterentwickeln wollen. Crettaz war dagegen, dass Städter mit ihrer Bergromantik den echten Berglern vorschreiben, wie sie leben sollen, etwa aus dekorativen Gründen in Holzchalets zu wohnen, wenn man dort oben lieber moderne Häuser bauen und wirtschaftlich vorankommen möchte. Das prägte mich. Ich bin bei den Leuten, ich fühle mich als Ethnologe.

Was ist Ihnen wichtig?

Ich will mit intelligenten, offenen Leuten zusammenarbeiten. Man darf sich nicht

unter eine Käseglocke zurückziehen, nicht im eigenen Saft schmoren.

Ihr Vorgänger, Roger de Weck, wollte die SRG zum Medien-Réduit gegen Facebook, Google und Co. rüsten. Neigt man in diesem schönen Büro etwas zum Grössenrausch?

Wir sind kein Réduit gegen die Amerikaner, wir sind eine kleine Schweizer Dorfmusik, die Lieder spielt, in denen sich die Schweiz wiedererkennt.

Was ist die Schweiz für Sie?

Wir sind die Weltmeister des Zusammenlebens. Eigentlich ist es ein Wunder, dass es die Schweiz überhaupt gibt. Es gibt Gegenkräfte, Zusammenspiel, trotz allen Unterschieden ein gemeinsames Projekt, das wir immer wieder neu aushandeln. Es steckt viel Weisheit in unserem Land.

Braucht es die SRG eigentlich noch?

Ja. Ohne Zweifel. Mehr denn je. Man kann über die Form oder den präzisen Perimeter sprechen, in dem sich die SRG bewegt. Aber die Schweiz braucht ein audiovisuelles Angebot in vier Sprachen. Um in ihrer Vielfalt gehört zu werden, um ihre Realitäten in einer globalisierten Welt zu erklären – und dies unabhängig und professionell.

Die Jungen schauen ja nicht mehr fern, lesen auch weniger Zeitungen – sind wir mit der SRG und den Zeitungsverlagen überhaupt noch zeitgemäss?

Man sollte die Rolle von Fernsehen oder Radio nicht mit der Nutzung von audiovisuellen Inhalten verwechseln. Auch die Jungen nutzen unsere Inhalte. Nur anders als die traditionelleren Medienkonsumenten, vor allem über digitale Verbreitungswege.

Im Unterschied zu anderen Exponenten behaupten Sie nicht, die Schweiz würde untergehen ohne SRG. Wo aber liegt Ihrer Meinung nach der realistische Beitrag, den Ihre Medien zum nationalen Zusammenhalt leisten können?

Ich sehe drei Pfeiler. Erstens: Unsere Demokratie braucht vollständige und ausgewogene Informationen aus allen Landesteilen in allen Landessprachen. Zweitens: Wir müssen in die Kulturproduktion investieren, unter anderem in Filme, in Musik – für ein Land, das sich selbst kulturell ausdrückt und sich in Geschichten, zum Beispiel in Eigenproduktionen der SRG, wiedererkennt. Drittens: Die SRG muss Momente schaffen, die alle zusammenbringen. Ich denke an grosse Kultur- und Sportanlässe, an denen sich die ganze Schweiz begegnet.

Ist die SRG für Sie eine Bastion der journalistischen Qualität gegen die «Blocherisierung» der Medien, wie sich Ihr Vorgänger ausdrückte?

Nein, das sind wir nicht. Ich stelle mir aber die Fragen: Wie messen wir eigentlich die

Qualität? Was verstehen wir unter Qualität? Natürlich gibt es Sendungen, die besser oder schlechter gemacht sind. Aber viel wichtiger ist die Haltung dahinter: Mit welcher Haltung geht der Journalist an sein Thema heran? Will er einer Sache, seinem Gegenüber und dem Thema aus allen Perspektiven gerecht werden? So muss es sein. Will er alle wesentlichen Fakten und Stimmen in Betracht ziehen? Darauf kommt es an. Verkörpern wir das bereits? Zum Teil. Sicher können wir noch besser werden. Wie alle Medien.

Beschreiben Sie Ihren Führungsstil: Wie wollen Sie diese Grundsätze durchsetzen?

Als ich 2001 die TSR übernahm, hatte ich ehrlich gesagt wenig Ahnung von diesem Geschäft. Ich lernte jeden Tag. Dann begann ich, mich in die Sache hineinzuknien und mit den Leuten Lösungen zu entwickeln. Ich gehe nicht hin und kritisiere. Ich diskutiere, erkläre meine Überzeugungen, suche das Gespräch. Es ist ein flexibler und entspannter Führungsstil. Erwarten Sie deshalb bitte nicht, dass ich die SRG in ein paar Wochen umkremple.

Sie sind halber Franzose. Wie prägt Sie diese Seite?

Ich bin ein begeisterter, präziser: ein faszinierter Vertreter der Frankophonie. Frankophonie ist grösser als Frankreich. Es geht um einen kulturellen Sprachraum. Dazu gehören Kanada, Teile Afrikas, Belgien und so weiter. In dieser Frankophonie hat sich die Romandie den Platz einer respektierten Minderheit gesichert. Wir sind gegenüber allen eine Minderheit: innerhalb der Frankophonie, aber eben auch gegenüber der Deutschschweiz. Wir leiden nicht darunter und wir versuchen auch nicht, andere Kulturen zu übernehmen, etwa die zentralistische, französische. Aber unser Selbstverhältnis ist weniger zwiespältig als das der Deutschschweizer.

Wie kommen Sie darauf, dass die Deutschschweizer ein zwiespältiges Selbstverhältnis haben?

Die Deutschschweiz ist in der Schweiz eine Mehrheit, gegenüber Deutschland aber eine Minderheit. Das sind zwei Identitäten, die spannungsvoll aufeinander einwirken. Das kennen wir so nicht. Wir sind überall in der Minderheit.

Stimmt der Eindruck, dass die politische Berichterstattung der SRG eine klare Schlagseite hat? Vereinfacht: Im Zweifelsfall links, im Zweifelsfall für mehr EU und offene Grenzen.

Die SRG soll die Leute nicht bekehren, sondern informieren. Sie muss, auch wenn es um den Internationalismus geht, beide Seiten zeigen. Es ist nicht an der Redaktion, eine Seite auszublenden.

Wann haben Sie in Sendungen wie «Sternstunde Philosophie», «Literaturclub»

oder «Echo der Zeit» zuletzt einen nichtlinken Intellektuellen auftreten sehen, der sich nicht dauernd gegen Suggestivfragen wehren und verteidigen musste?

Ich glaube nicht, dass Sie mit Ihrer Andeutung recht haben. Aber wir sind uns ja einig: Politische Gesinnung oder Ideologie dürfen keine Kriterien sein, wenn man Gäste für kulturelle Sendungen einlädt.

Was passiert mit der SRG im unwahrscheinlichen Fall, dass Volk und Stände die «No Billag»-Initiative annehmen?

Das ist sehr einfach und sehr klar: Wir müssten unsere Aktivitäten rasch herunterfahren. Ein Ja zu «No Billag» käme dem Ende unserer Radio- und TV-Programme gleich. 6000 Mitarbeitende müssten entlassen wer-

«Natürlich muss die SRG bei einem Ja zu «No Billag» einpacken.»

den, 7000 weitere wären indirekt betroffen. Und – davon bin ich überzeugt – es wäre ein Schlag für die Schweiz, ihre Wirtschaft, ihre Gesellschaft, ihre Vielfalt, ihre Identität.

Sie gehören also auch zu jenen, die wahrheitswidrig behaupten, die SRG könne bei einem Ja einpacken.

Die Marktrealität und der Initiativtext lassen keinen Raum für Interpretationen.

Aber die SRG, weil sie so gut ist, wie sie behauptet, würde weiterhin Werbung kassieren und keine Mühe haben, für ihre erstklassigen Angebote freiwillige Abonnenten zu finden.

Natürlich muss die SRG bei einem Ja einpacken. Die «No Billag»-Befürworter erliegen einem Grundlagenirrtum. Wir haben etwa 20 Prozent Werbeeinnahmen. Die bekommt nur, wer ein reichweitenstarkes Angebot hat. Werden die Gebühren gestrichen, könnten vielleicht noch ein paar Zuschauerknüller gemacht werden, aber es reicht nicht mehr für ein umfassendes Programm für alle Landesteile. Dazu ist der Markt der möglichen Abonnenten zu klein. Ausserdem würde dies die Preise für die Abonnenten nach oben treiben. Klar ist: Es würde teurer.

Kurt W. Zimmermann hat Sie vergangene Woche hier in der Weltwoche als «Schönwetterkapitän» kritisiert, der keinen Plan B erarbeiten mag für den Fall, dass die «No Billag»-Initiative angenommen würde. Was sagen Sie dazu?

Ich kenne Herrn Zimmermann nicht. Aber was ich sehr gut kenne, sind die Medien und die audiovisuelle Produktion. Dieser «Plan B» ist ein Fantasiegebilde. Und eigentlich ist die Sache intellektuell auch gar nicht so anspruchsvoll: Die SRG generiert heute knapp 230 Millionen Franken Werbeeinnahmen. Diese Einnahmen sind abhängig von der Leis-

tung unserer Kanäle, den Programmen. Und diese sind heute sehr gut. Damit wir gegenüber den grossen internationalen Anbietern auch weiterhin bestehen können, müssen wir auch weiterhin ein solch hochwertiges Programm machen können. Mit Sport, Fiktion, Dokumentationen et cetera. Womit sonst sollen diese Programme finanziert werden? Mit Abonnements? Das wird nie reichen, das ist absolut klar. So was wurde in der Schweiz bereits von Kanal 9 im Wallis ausprobiert. Mit dem Ergebnis, dass die Einnahmen von 1,8 Millionen auf 300 000 Franken einbrachen. So könnten wir kein Angebot in vier Sprachen finanzieren und würden auch den grössten Teil unserer Werbeeinnahmen verlieren. Nein, es gibt keinen Plan B. Und das Ganze ist auch kein Spiel. Es ist eine Frage der Verantwortung und der Professionalität. Und auch der intellektuellen Redlichkeit.

Letztlich geht es bei «No Billag» ums Geld. Viele Leute verstehen nicht, warum sie für Sender zahlen müssen, die sie nie nutzen. Haben Sie keinerlei Verständnis für diese Kritik?

Doch, ich habe für jede Kritik Verständnis. Ich vergleiche es aber mit dem Schulsystem: Das sind Sie ja auch bereit, durch Abgaben einen Teil jener Bildung mitzufinanzieren, die Sie selber nicht nutzen. Denn Sie finden es gut, dass es diese Bildungsangebote gibt.

Gemäss SRF-Leitlinien sind politische Äusserungen von SRF-Mitarbeitenden in der Öffentlichkeit, speziell in sozialen Medien, zu vermeiden. Dennoch dürfen sie in Sachen «No Billag» auf Twitter und Facebook um die Wette Nein-Propaganda machen. Wie erklären Sie sich diesen Widerspruch?

Es ist kein Widerspruch. Es ist keine Propaganda. Ich finde es richtig, dass unsere Mitarbeiter Fragen beantworten. Und warum sollen sie sich nicht äussern? Es ist ja auch bei uns im Haus das grosse Thema. Solange sich die Kolleginnen und Kollegen wahrheitsgemäss und sachlich zu Wort melden und sich an unsere Leitlinien halten, begrüsse ich das.

Man kann sich an viele SRG-Direktoren erinnern, die kreativ beim Fordern waren. Von keinem aber hat man je gehört: «Stimmt, hier sind wir zu gross.» Oder: «Hier muss man der SRG Grenzen setzen.» Sie haben dazu auch noch nichts gesagt.

Die SRG wird sich den veränderten Bedingungen anpassen müssen. Geben Sie mir einen Moment Zeit.

Ist nicht genau diese Haltung des «Immer mehr» der Grund für die wachsende Skepsis?

Ich habe in der Romandie Programme und Themenbereiche neu strukturiert, zum Teil auch verkleinert. Jedes Mal gab es einen Aufstand in der Bevölkerung, wenn wir bei der Religion oder zum Beispiel beim Jazz reduzierten. Die Leute erwarten von uns eine volle Abdeckung.

Aber es muss Ihnen doch selber unheimlich werden, wenn Sie sehen, dass die SRG 107 akkreditierte Mitarbeiter ans Filmfestival von Locarno schickt? Oder wenn die SRG mit 1200 Stellen mittlerweile zu den grössten Arbeitgebern des Tessins gehört?

Unsere Mitarbeiter in Locarno haben jeweils unterschiedliche Aufgaben. Techniker, die für verschiedene Programme von Radio und Fernsehen produzieren. Journalisten, die über das Festival berichten, für unsere deutsche, französische, Tessiner oder rätoromanische Ausgabe. Und dann ist Locarno je-

«Meine Familie lebt auch in Bern. Ich freue mich auf ein bisschen Ruhe.»

weils auch ein Treffpunkt der Branche. Filmverantwortliche tauschen sich über Co-Produktions-Projekte aus. Locarno ist eine wichtige professionelle Plattform, die Akteure der Produktion, öffentlich und privat, zusammenbringt. Da ist es normal, dass die SRG präsent ist. Ich denke, es ist eine effiziente Möglichkeit, all unsere Partner in so kurzer Zeit zu treffen. Und die 1000 Mitarbeitenden von RSI sind dazu da, den Produktionsauftrag zu erfüllen, der nicht von der Grösse des Marktes abhängt.

Fragen wir andersherum: Welches sind Ihre Prioritäten nach einem Nein zur «No Billag»-Initiative? Wo legen Sie das Schwergewicht?

Im Zentrum muss immer das Programangebot und dessen Qualität stehen. Daneben ist eine noch bessere Zusammenarbeit mit den privaten Akteuren wünschenswert, wir arbeiten aktiv daran. Und natürlich muss den finanziellen Herausforderungen begegnet werden. Wir müssen 50 bis 100 Millionen sparen ab 2019 infolge der Vorgaben des Bakom.

Wo steht die SRG in zehn Jahren?

Sie muss weiterhin interessante audiovisuelle Inhalte produzieren, kulturellen Inhalten eine Bühne geben, die Schweiz in ihrer Vielfalt abbilden. Das Finanzierungsmodell wird sich möglicherweise verändern irgendwann.

Wie versuchen Sie, das junge Publikum zu gewinnen beziehungsweise zu halten?

Indem wir spannende Inhalte produzieren mit angepassten Narrativen und den richtigen Verbreitungswegen. Die Erfahrung mit «Nouvo» ist diesbezüglich ein spannendes Beispiel.

Es stehen wichtige personelle Änderungen an, zum Beispiel der Ersatz von SRF-Direktor Ruedi Matter. Wie weit sind Ihre entsprechenden Planungen?

Das ist derzeit kein Thema. Mein Führungsteam steht.

Es wird erwartet, dass Medienministerin Doris Leuthard nach der «No Billag»-Abstimmung zurücktritt. Befürchten Sie, dass ein SRG-kritischerer Bundesrat ihre Nachfolge antreten könnte?

Ich kann diese Frage im Moment nicht beantworten.

Die Weltwoche hat eben erst gravierende Fehlleistungen des Politmagazins «Rundschau» beschrieben, so Manipulationen im Fall Walker/Uri oder die Beschäftigung eines linksgrünen Parlamentariers in der Redaktion, was gegen die Richtlinien verstösst. Wo sehen Sie Handlungsbedarf?

Ich kenne diesen Fall nicht genügend gut, um Ihnen präzise antworten zu können.

Gehört der Sender Swiss Pop, der nichts als Musik sendet, oder gehören die eingekauften Filme und Serien für Sie zum Service public?

Swiss Pop bietet ein Programm, das von vielen Zuhörern und vielen Unternehmen geschätzt wird. Die Tatsache, dass es keine Werbung gibt, spielt bei dieser Beurteilung eine Rolle. Könnte ein privater Anbieter dies ermöglichen? Ich denke, nicht. Und was die Käufe von Fiktion anbelangt, folgen diese zwei unterschiedlichen Logiken: Es gibt diejenigen, die einen kulturellen Mehrwert bieten, einen starken künstlerischen Ausdruck. Diese haben ihren festen Platz auf unseren Kanälen. Und dann gibt es die anderen Fiktionen, die überall verteilt eingesetzt werden. Ihre Aufgabe ist es, die Öffentlichkeit zu geringeren Kosten in ausreichendem Masse für eigene Produktionen zu gewinnen. So funktioniert lineare Fernsehprogrammierung. Aber eines ist klar; diese bisherige Logik verliert mit der A-la-carte-Nutzung der Konsumenten. Auf der anderen Seite: Je mehr wir unterschiedliche Inhalte anbieten, desto mehr legitimieren wir uns auch. Deshalb sinkt der Anteil unserer Einkäufe immer weiter.

War der Übergang zur geräteunabhängigen Abgabe im Rückblick nicht ein Fehler, weil er viele Bürger, speziell das Gewerbe, gegen die SRG aufgebracht hat?

Es war eine Volksabstimmung, das Resultat gilt es zu respektieren – auch wenn es knapp war.

Wäre ein duales System mit Werbeeinnahmen für Private und Gebühreneinnahmen für die SRG nicht ein taugliches Zukunftsmodell?

Das hängt vom Leistungsauftrag ab. Wir sind ein kleines Land mit wenigen Einwohnern, umringt von grossen Nachbarn, die dieselbe Sprache sprechen. Denken Sie an Österreich, Belgien, Irland oder die Schweiz. Das ist bestimmt kein Zufall. Die Werbung, wie wir sie heute kennen, wird vielleicht in zehn Jahren verschwunden sein. Wir müssen uns alle anpassen.

Aber braucht die SRG wirklich 236 Social-Media-Accounts?

Wir sollten uns die Inhalte anschauen und diese diskutieren. Die Anzahl Kanäle ist in

einer digitalen Welt kein wirklich relevantes Kriterium mehr.

Allein für Ihren Lohn von rund 50000 Franken braucht es 1100 Gebührenzahler (à 450 Franken im Jahr bis Ende 2018, nachher 365 Franken). Ein gutes oder ein schlechtes Gefühl?

Über meine Entlohnung müssten Sie mit dem Verwaltungsrat der SRG sprechen.

Auch nach der Gebührenreduktion auf 365 Franken bleiben die Gesamteinnahmen der SRG gleich. Warum spricht man trotzdem von Einsparungen?

Ist mir da etwas entgangen? Unser Budget beträgt derzeit 1250 Millionen Franken. In Zukunft werden es fix noch 1200 Millionen sein. Das sind 50 Millionen weniger. Hinzu kommt, dass dieser Betrag fixiert ist und alle Erhöhungen der Gebühren und die Senkung der öffentlichen Einnahmen an anderer Stelle eingespart werden müssen. Das sind zwischen 70 und 100 Millionen.

Was unternehmen Sie gegen den Unmut der um Abonnenten kämpfenden Verleger wegen der Ausweitung der SRG-Online-Angebote?

Ich nehme die Sorge ernst. Und ich bin der Meinung, dass wir professionelle Lösungen finden sollten. Vor allem im Bereich der Information. Aber es wäre absurd, die SRG im Onlinebereich zu stark einzuschränken. Das wäre nicht kompatibel mit dem Auftrag, junge Zuschauer heute und morgen noch zu erreichen. **Wegen Ihres Admeira-Zusammenschlusses mit Ringier, Swisscom und NZZ kommt die SRG sogar erstmals auch von linker Seite unter Druck. Wie begegnen Sie der entsprechenden Kritik?**

Die SRG hat zusammen mit den Partnern eine öffentlich-private Partnerschaft im Bereich der Werbung aufgebaut. Die strategische Vision ist nach wie vor logisch und vernünftig. Die Umsetzung ist schwierig, auch wegen des Marktes. Andere Länder haben ähnliche Erfahrungen gemacht. Auf der anderen Seite gibt es Kritiker bezüglich der von Ringier verkauften Werbefenster TF1. Werbefenster sind in der Tat ein Problem für die Schweiz. Sie sollten mindestens die gleichen Regeln wie für Schweizer Unternehmen beachten.

Der Blick – mit der SRG im Admeira-Verband – bringt praktisch täglich SRG-freundliche Artikel. Ist ein solcher Kommerzjournalismus für Sie als Journalist nicht fragwürdig?

In meiner Wahrnehmung macht der Blick seine Arbeit professionell.

Wo werden Sie Weihnachten verbringen?

In Bern.

Der General bleibt während der «No Billag»-Schlacht auf seinem Kommandoposten?

Nein, meine Familie lebt auch in Bern. Ich freue mich auf ein bisschen Ruhe.

Herr Marchand, vielen Dank für das Gespräch!

Frauen des Jahres

Sie haben Mut und Klugheit bewiesen, uns mit Talent und Können verzaubert und Emotionen geweckt: Diese Schweizerinnen haben 2017 besonders beeindruckt. *Von Claudia Schumacher*

Petra Volpe — «Schreiben und Filme machen ist für mich die Rettung, sonst würde ich implodieren», sagt Petra Volpe. Klingt dramatisch, ist aber zumindest für uns Zuschauer auch schön: Wo der innere Zwang zu schaffen gross ist, kann sich ein Mensch – mit etwas Glück – auch über längere Zeiträume an der Spitze halten. Und dort ist Petra Volpe, erfolgreichste Person des Schweizer Films, im Moment zweifellos. Die Tochter eines italienischen Gastarbeiters wurde bekannt als Regisseurin von «Traumland» und als Drehbuchautorin von «Heidi». In diesem Jahr schrieb die 47-jährige Aargauerin für das humorvolle Drama «Die göttliche Ordnung», welches vom Kampf der Schweizerinnen um das Stimmrecht erzählt, das Drehbuch und führte Regie. Das Bundesamt für Kultur reichte den meistgesehenen Schweizer Film des Jahres im Wettbewerb um den Oscar ein, er wurde aber nicht nominiert.

Es ist der erste Spielfilm über die Einführung des Frauenstimmrechts – was verwundert, kam der historische Moment in der Schweiz doch so spät, dass es kurios ist; womit sich eine filmische Verarbeitung geradezu aufdrängt. «Die göttliche Ordnung» geht einem nahe, nicht zuletzt wegen der wunderbaren Marie Leuenberger in der Hauptrolle als erwachende Feministin. «Die Geschichte der Frauen ist immer noch nicht im Kanon», sagte Volpe, die das Thema auch an Schweizer Schulen vermisst, in einem Interview mit *Watson*. Und sie sagte: «Wir alle, wir Filmemacherinnen, Journalistinnen, Literatinnen, müssen feiern, müssen uns empören, um einen emotionalen Bezug zu unserer Geschichte und unseren Geschichten herzustellen.»

Simona Scarpaleggia — Sie hat das geschafft, was für viele Frauen auch heute noch ein Traum bleibt: Simona Scarpaleggia bekommt Karriere und Familie unter einen Hut. Die 57-jährige Chefin von Ikea Schweiz ist seit 32 Jahren mit ihrem Mann verheiratet, und die beiden haben drei – mittlerweile erwachsene – Kinder. Wieder so eine nervige Vorzeigefrau, die nur dafür sorgt, dass sich all die anderen Frauen schlecht fühlen, die sich beim Spagatversuch vor allem schlimme Zerrungen einfangen? – Nein. Denn Scarpaleggia setzt sich auch mit Leidenschaft dafür ein, dass mehr Frauen es ihr nachtun können. Glaubt man ihr, dann kann Familie eine Frauenkarriere sogar befruchten – warum eigentlich auch nicht?

Scarpaleggia selbst empfindet ihre Familie als «Lebensmotor». Bei Ikea ändert die Chefin sukzessive die Firmenkultur. So schaffte sie etwa wichtige Sitzungen am Abend ab, damit die Mitarbeiter rechtzeitig zu ihren Kindern kommen. Sie führte Teilzeitarbeit auf der Management-Ebene ein; das mögliche Minimum liegt bei 60 Prozent. Und nun, 2017, hat sie einen bis zu zweimonatigen Vaterschaftsurlaub eingeführt. Ergebnis? «Die Mitarbeiter sind verbundener mit dem Unternehmen und leistungsbereiter», so Scarpaleggia in der *NZZ*. Bis in die Geschäftsleitung ist bei Ikea Schweiz das Geschlechterverhältnis ausgewogen.

Sarah Spale — In «Nachtzug nach Lissabon» (2013) war sie das Mädchen, das vor dem Sprung von der Brücke gerettet werden musste. Mit der gleichen schönen Melancholie schmückte Sarah Spale auch in diesem Jahr eine Rolle, und es war wohl ihre bisher grösste: Rosa Wilder, die Titelheldin der SRF-Krimiserie «Wilder», klärt in sechs einstündigen Folgen einen Mordfall im Bergdorf Oberwies, bis sie schlussendlich ihre Mutter weinend in die Arme nehmen darf. Die Schweiz litt mit. Zum Glück soll es eine zweite Staffel geben! Spale hat uns berührt. Die 37-jährige Schauspielerin verlieh ihrer Polizistin eine gefühlvolle Zurückhaltung, eine Nüchternheit und eine Schönheit, die mal herb und mal zart erschien, und Spale hätte uns dabei vielleicht an die Französin Charlotte Gainsbourg erinnert, wenn sie nicht doch so urschweizerisch wirkte. Noch idealschweizerischer als diese Rosa Wilder kann eine Serienfigur eigentlich gar nicht geraten, und so wurde Spale mit ihrer lakonischen Spielkunst zum Star einer Krimiserie, die man überhaupt als zutiefst schweizerisch empfinden musste. Die andere Kultserie, «Der Bestatter», ist doch immer ein bisschen durch diesen Humor gekennzeichnet, der generell etwas österreichisch inspiriert erscheint. «Wilder» hingegen, da ist das Format und die Ewigkeit der Schweizer Berge spürbar, in jeder Minute, geradezu mystisch – Spale sei Dank.

Säida Keller-Messahli — «Islamistische Drehscheibe Schweiz. Ein Blick hinter die Kulissen der Moscheen», so heisst das neue Buch der tunesisch-schweizerischen Romanistin und Menschenrechtsaktivistin Säida Keller-Messahli, das diesen August erschienen ist. Keller-Messahli gehört zu den mu-



Petra Volpe

Mal herb und mal zart.

tigsten Frauen der Schweiz, und wenn es um Islamismus geht, bezieht sie Stellung – auf allen Kanälen. Womit es sich gefährlich lebt. Sie erhält Morddrohungen, lehnt Personenschutz aber dennoch ab. Denn um persönliche Freiheit, auch die eigene, darum geht es ihr. Seit Jahren beobachtet die Expertin die Extremistenszene. Sie ist davon überzeugt, dass sich das Netzwerk durch das ganze Land zieht, die Mehrheit der Imame in der Schweiz islamistisch seien – und Politiker und Behörden dieser Entwicklung vor allem naiv begegneten. Laut Keller-Messahli nehmen islamistische Imame gemeinsam mit salafistischen Wanderpredigern bedrohlichen Einfluss in Moscheen, an «Lies!»-Ständen und in Schulen.



Simona Scarpaleggia



Sarah Spale



Saïda Keller-Messahli



Martina Hingis

Besonders gefährlich sei ihr Einfluss überdies an Orten, wo die radikale Botschaft auf desillusionierte Individuen treffe, etwa in Flüchtlingsheimen und Gefängnissen. Als Geldgeber fungierten die Golfstaaten, mit Saudi-Arabien und der dort gegründeten Islamischen Weltliga an erster Stelle. Keller-Messahli fordert eine «Politik der Nulltoleranz» gegenüber Islamisten – und für ihre harten, provokanten Formulierungen wird sie mittlerweile im ganzen deutschsprachigen Raum von den Medien um Zitate gebeten, aufgrund ihres tadellosen Französisch auch in der Romandie. Nur eine Frage will die Sechzigjährige nicht beantworten: «Sind Sie gläubig?» – Eine zu «intime Frage», sagte sie der NZZ.

Martina Hingis — Nach ihrer 23 Jahre währenden Karriere ist Martina Hingis nun zum dritten und letzten Mal zurückgetreten. Jüngste Wimbledon-Gewinnerin, jüngste Weltnummer eins im Damentennis, 209 Wochen lang an der Spitze: Es war eine Karriere der Superlative und Hingis der erste Tennis-Superstar aus der Schweiz, der es zu Weltruhm brachte – lange vor Federer. Für die *Weltwoche* ist sie die Frau des Jahres. Heute ist Hingis – das Wunderkind von früher, die einst härteste Konkurrentin Steffi Grafs – 37 Jahre alt. Beziehungsweise: Eigentlich ist sie damit jung, in einem Alter nämlich, in dem man heute noch fast als adolescent durchgeht – bei einer Profisportlerin aller-

dings «zwickt es» dann eben schon «da und dort», wie es Hingis im grossen Interview mit der *Weltwoche* formulierte (Nr. 50/17). Warum sie jetzt aufhört? Hingis spricht von einer gewissen «Tennismüdigkeit». Und die «ewigen Interkontinentalflüge» nervten sie. Aber das Positive überwiegt, vor allem spürt die Schweizerin mit den tschechoslowakischen Wurzeln eine berechtigte Zufriedenheit: «Nach einem Sieg am US Open und als Doppel-Nummer-eins aufzuhören, ist schön», sagt sie. Ihr Erfolgsgeheimnis? «Meine Qualität war, dass ich weiss: Wenn es darauf ankommt, mache ich keinen Fehler», so Hingis. Ihre Eleganz und ihr Spielwitz werden fehlen.

Bedeutung der Gegenseitigkeit

Frieden und Wohlstand prägten die westliche Welt. In Europa wurde die politische Landschaft umgepflügt, im Nahen Osten der Terror zurückgedrängt. Die Schweiz wurstelt erfolgreich weiter, die Börse boomt. Und: Was wir aus dem Weinstein-Skandal lernen können.



Der Schein kann trügen: Donald Trump Xi Jinping mit Entourage, Mar-a-Lago, Florida, 6. April 2017.

Ausland

Häuptlinge unter sich

Von Hansrudolf Kamer

Wer sein Bild der Realität auf die zunehmend digitalisierten Medien abstellt, hätte am Gang der Dinge verzweifeln müssen. Dabei war das zu Ende gehende Jahr kein schlechtes, ja sogar ein ziemlich gutes. Auf dem ganzen Globus war ein Wirtschaftsaufschwung zu spüren – im Westen, im Osten, sogar im Süden. Selbst im mit Abstand flächengrössten Land der Erde, in Russland, kam trotz niedrigem Ölpreis und westlichen Sanktionen die Wirtschaft besser auf Touren. Der starke Mann, Wladimir Putin, versuchte zu konsolidieren, was er bisher gewonnen hatte. Das gelang ihm recht gut, denn die Ukraine blieb im Schwebestand, und im Westen mehrten sich Zweifel an der Politik gegenüber Russland.

Kanada, das zweitgrösste Land, machte Schlagzeilen, als der junge Premierminister Trudeau telegen weinte, um den Ureinwohnern seines Vaterlandes seine tiefe Berührung angesichts begangenem Unrecht zu zeigen. Politik vermischte sich mit persönlicher Befindlichkeit allüberall und wurde oft sentimental.

Das drittgrösste Land wurde von einer Person dominiert – zumindest virtuell. Kein Tag ohne Trump: Der amerikanische Präsident füllte die

News nach Belieben und twitterte mit maliziösem Raffinement alle politischen und gesellschaftlichen Konventionen über den Haufen. Doch offenbar beissen Hunde, die bellen, wenig bis gar nicht. Trump wurde weitgehend domestiziert. Von den protektionistischen Tönen blieb nicht viel übrig, und seine Aussenpolitik bewegte sich fast immer in bekannten Bahnen. Im Syrienkrieg setzte er mit einer Cruise-Missile-Attacke einen Akzent, und gegen das Jahresende gab er die Verlegung der US-Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem bekannt.

Popularität des neuen Napoleons

Das waren kalkulierte Signale ohne grosses Risiko, Andeutungen eines möglichen Strategiewechsels. Immerhin wurde der Islamische Staat im Irak und in Syrien militärisch niedergeworfen, alles Weitere ist offen. Nichts Neues im Fernen Osten: grössere Druckentfaltung gegenüber Nordkorea mit dem Ziel, einen Krieg zu vermeiden und Verhandlungen einzuleiten. Das globale Regime der Nichtweiterverbreitung von Atomwaffen pfeift aus dem letzten Loch.

In Europa war Wahljahr. Frankreich zertrümmerte aus Abscheu die traditionellen Par-

teien und hob mit Emmanuel Macron einen Hoffnungsträger auf den Schild. Eine Arbeitsmarktreform machte den Auftakt. Die Popularität des neuen Napoleon schwankt, Frankreich wartet ab. In Britannien erlitt die Regierung bei völlig unnötigen Wahlen eine unnötige Schlappe, und Premierministerin May steuert seither mit brüchiger politischer Grundlage dem 29. März 2019 um 23 Uhr zu, wenn die Insel der EU Valet sagt. Auch in Deutschland wurden die einst grossen Volksparteien gemassregelt. Merkel überlebte knapp, doch die Regierungsbildung verzögerte sich. Die Alternative für Deutschland zog in den Bundestag ein, die erste Partei im Spektrum rechts von der CSU.

Die strategischen Folgen dieser Entwicklung sind schwer absehbar. Spannungen im Westen sind programmiert, weil sich der Anti-Trump-Reflex mit traditionellem Antiamerikanismus vermischt. Doch auch die Kohäsion in der EU steht unter Druck, weil zentral- und osteuropäische Mitgliedsländer den supranationalen Ambitionen skeptisch gegenüberstehen. Der britische Entscheid, einen nationalen Weg zu wählen, findet dort viele Anhänger.

Noch wurde die westliche Unterstützung der Ukraine gegen Russland aufrechterhalten. Die Nato stationierte turnusgemäss – nicht permanent – Bataillone in Polen und den baltischen Staaten. Russland verstärkte seine militärische Front gegen Westen. Siebzig Jahre sind es her, seit das *British Raj* auf dem Subkontinent ein

Ende fand und Indien und Pakistan in die Unabhängigkeit entlassen wurden. Das bald bevölkerungsreichste Land der Erde hat inzwischen nach Massgabe des Bruttosozialprodukts Rang sieben erreicht und versucht unter der energischen Führung von Narendra Modi, Reformen für einen stärker zentralisierten Nationalstaat ins Werk zu setzen.

Modis Vision ist zurzeit sehr populär. Die unruhigen Provinzen und Einzelstaaten sollen auf eine gemeinsame Politik verpflichtet werden. Er will militärisch weiter aufrüsten, damit der Subkontinent in der indopazifischen Region eine einflussreiche Rolle spielen kann. Er will schliesslich die Gesellschaft «straffen», das Konvolut von Ethnien, Religionen und Sprachen auf einen Nationalstaat mit einer klaren Hindu-Identität eindamp-

fen. Wird das gelingen? Vermutlich nicht. Modi repräsentiert wohl eine vorübergehende Stärkung der Zentralmacht, die dann wieder zerfällt. Doch wer weiss? Niemand hat Chinas phänomenalen Aufstieg, den Zerfall der Sowjetunion und Trump vorausgesehen.

Mittelfristig voraussehbar ist dagegen, dass die grosse Rivalität in der Weltpolitik jene zwischen der introspektiven und der aufsteigenden Grossmacht, zwischen Amerika und China, sein wird. Die Häuptlinge besuchten einander. Der «neue Mao», Xi Jinping, kam im Frühling ins prächtige «Mar-a-Lago,» der Immobilienmogul besuchte im Herbst die Verbotene Stadt. Die beiden verstanden sich glänzend. Doch der Schein kann trügen. Meistens tut er das auch, wie Äsop schon gut 500 Jahre vor Christus feststellt hat.

Inland

Der Schweiz geht es gut

Von René Zeller

Das Kalenderjahr 2017 bot Zeit und Raum für umsichtige Realpolitik. Die letzten nationalen Wahlen liegen weit zurück, die nächsten Wahlen sind noch fern. Was hat das Personal unter der Bundeshauskuppel aus der günstigen Ausgangslage gemacht? Zu wenig, muss man leider sagen. Das Konkordanzgefüge ist brüchig geblieben, der Bundesrat agierte nicht als Taktgeber. Summa summarum sind mehr Verlierer zu benennen als Gewinner.

Auf der wirtschaftspolitischen Agenda stach das wuchtige Nein des Stimmvolks zur Unternehmenssteuerreform III hervor. Für einmal hatten sich die bürgerlichen Parteien zusammengerauft, die Wirtschaftsverbände legten sich ins Zeug, die Rückkehr zur Rechtssicherheit im internationalen Fiskalwettbewerb vor Augen. Doch die Linke bodigte das komplexe Steuerkonstrukt, sie zwang den Bundesrat und die Kantone zurück auf Feld eins. Ausser Spesen nichts gewesen.

Zu den raren Gewinnern gehörte Doris Leuthard. Die Bundespräsidentin brachte die Energiewende ins Ziel, sechs Jahre nach der

Das Lamento, dass der Rechtsrutsch von 2015 das Bundesratszimmer nicht erreicht habe, hallte nach.

Katastrophe von Fukushima bekräftigte der Souverän den Willen zum Atomausstieg. Der Weg dahin ist aber noch weit, in trockenen Tüchern ist noch nichts. Das muss Königin Doris nicht kümmern. Die fällige Abkehr vom Subventionsmonster zu einem liberalisierten Strommarkt ökologischer Prägung wird nicht mehr von der deklariert amtsmüden Energieministerin realisiert werden.

Bersets Tiefpunkt

Der Verlierer des Jahres heisst Alain Berset. Seit seinem Amtsantritt im Jahr 2012 hatte der machtbewusste Freiburger Magistrat für eine umfassende Reform der Altersvorsorge geworben. Sein Credo lautete, dass alle Seiten Kompromisse eingehen müssten, auch Linke und Gewerkschaften. Doch während des Prozesses verlor Berset die Übersicht. Er schob die Einwände von FDP, SVP und Arbeitgeberverbänden beiseite und glaubte, die nach links ausscherende CVP werde es richten. Am 24. September versenkte das Stimmvolk das Alles-oder-nichts-Paket. Angesichts der alarmierenden

» Fortsetzung auf Seite 56

Sport

Federers Comeback

They never come back» heisst ein ungeschriebenes Gesetz aus dem Schwergewichtsboxen. Mit anderen Worten: Ein entthronter Champion hat keine Chance auf sportliche Rehabilitation. Auch Roger Federer sah sich mit diesem Verdacht konfrontiert. Zwar verneigte sich die Welt vor ihm und ehrte ihn als grössten Tennisspieler der Geschichte. Doch seine Triumphe hatten Patina angesetzt. Der Nimbus des Unwiderstehlichen war Federer entglitten.

Als der Basler im Januar 2017 zum Australian Open antrat, war sein Rücken das Thema. Ein halbes Jahr hatte er zuvor verletzungsbedingt ausgesetzt. Sein letzter Grand-Slam-Titel lag viereinhalb Jahre zurück. Er verlor in dieser Zeit drei Finals in Wimbledon und New York gegen Novak Djokovic. Der Meister schien zum Altmeister zu werden, der Pensionierung entgegenzusteuern – was bei einem Preisgeldtotal von über 100 Millionen Dollar und einer harmonischen Familie eigentlich keine schlechten Aussichten sind.

Doch Federer ist noch nicht reif für das Museum. Als bereits die sportlichen Nekrologe über ihn verfasst waren, kehrte er im Stile des grossen Champions zurück. In Australien steigerte er sich von Spiel zu Spiel und rang in einem epischen Finale seinen ewigen Konkurrenten Rafael

Nadal in fünf Sätzen nieder. Die Medien überboten sich in ihren Huldigungen. Und als die Superlative endgültig auszugehen schienen, fand der *Blick* einen Ausweg und titelte: «Weltwunder Federer».

Ohne Satzverlust

Das Wunder von Melbourne war die Renaissance des erfolgreichsten Schweizer Sportlers seit Wilhelm Tell – und die Wiedergeburt der grössten Rivalität im modernen Tennis. Vor allem war es der Ausgangspunkt zu einem Jahr, das Federer später als «fantastisch» bezeichnen sollte. Im Juli feierte er in Wimbledon einen doppelten Rekord: mit dem achten Turniersieg und dem ersten Titelgewinn ohne Satzverlust.

Mit 35 Jahren und 342 Tagen wurde Roger Federer zum ältesten Wimbledon-Sieger der Open-Ära. Mittlerweile ist er im 37. Lebensjahr angelangt. Doch wer ihn 2017 spielen sah, darf davon ausgehen, dass sein Alter ein Missverständnis ist. Roger Federer widerlegt alle Theorien, Gesetzmässigkeiten und Prognosen. Dass es so weit gekommen ist, hat er seinem Triumph in Melbourne zu verdanken: Es war eines der grössten Comebacks der Sportgeschichte. *Thomas Renggli*



Erfolgreichster Sportler seit Wilhelm Tell: Roger Federer.

Perspektiven der Rentenfinanzierung markiert Berset Niederlage den bisherigen Tiefpunkt der laufenden Legislaturperiode.

Mitschuld trägt der Gesamtbundesrat. Das Siebnergremium hat keine Strahlkraft, auch wenn sich Bundespräsidentin Doris Leuthard noch einmal als blendende Verkäuferin ihrer

selbst zu inszenieren wusste. Das Lamento, dass der Rechtsrutsch von 2015 das Bundesratszimmer nicht erreicht habe, hallte nach. Als Hauptverdächtiger wurde Aussenminister Didier Burkhalter benannt. Der Neuenburger Freisinnige vermochte seinen Ruf, im Zweifel etatistischen Lösungen den Vorrang zu geben, nicht loszuwerden. Dazu kam, dass er mit

seinen europapolitischen Visionen vereinsamte – nicht zuletzt auch in seiner eigenen Partei.

Die Demission Burkhalters überraschte reihum. Der unglücklich gewordene Aussenminister warf das Handtuch zu einem Zeitpunkt, als die Europafrage wieder aufloderte und eine starke Hand gefragt gewesen wäre. Die FDP schaffte es in dieser ungemütlichen Situation

trotzdem, Wasser auf ihre Mühlen zu lenken. Sie präsentierte mit dem Tessiner Ignazio Cassis, der Waadtländerin Isabelle Moret und dem Genfer Pierre Maudet ein valables «lateinisches» Trio. Dass die freisinnige Rennleitung die gesamte Deutschschweiz in die Zuschauerrolle verbannte, war unfein. Doch das Parlament spielte mit, und vor allem traf es die richtige Wahl. Mit Ignazio Cassis kam endlich das Tessin wieder einmal in die Kränze. Ob das bedeutet, dass damit der Bundesrat wieder berechenbarer – und das Europadossier unter Aussenminister Cassis souveräner geführt – wird? Man weiss es noch nicht.

Wenig ist 2017 im Bundeshaus entschieden worden, was Hand und Fuss hat. Die Perspektiven bleiben verworren, nicht nur auf den angesprochenen Themenfeldern. Ein ungewöhnlicher Befund ist das nicht, eine Katastrophe schon gar nicht. Wenn man bedenkt, wie in den umliegenden Ländern etablierte Parteien kollabieren, wie Führungschas grassiert und kein Stein auf dem andern bleibt, darf immerhin konstatiert werden: Der von vier zerstrittenen Parteien regierten und vom Souverän misstrauisch überwachten Schweiz geht es weiterhin sehr gut.



Vom Souverän misstrauisch überwacht: Alain Berset, Doris Leuthard.

Wirtschaft

Hoffnung

Von Beat Gygi

2017 war ein Jahr des Überflusses. Die tonangebenden Notenbanken liessen weiterhin so viel Geld in die Wirtschaft fliessen, dass viele nicht wussten, was sie damit anfangen sollten. Die in die Banken gepumpten Mittel gelangten zum Teil als Kredite in Unternehmen, die damit Investitionen finanzierten, aber richtig auf Touren kam dieser Motor nicht. Trotz üppiger Geldversorgung zu Null- und Negativzinsen bleiben Investoren und Kreditgeber in der sogenannten Realwirtschaft zurückhaltend. Billiges Geld leiten sie seit Jahren lieber in Finanztitel und Anlagen, die auf Märkten gut handelbar sind. So haben Aktien und Immobilien auch im zurückliegenden Jahr so viele Milliarden angezogen, dass die Marktbewertungen quer durch alle Märkte und Weltgegenden in Höhen kletterten, in denen es vielen schwindlig wird.

Aktienkurse steigen

Der Aktienindex SPI, der alle kotierten Unternehmen der Schweizer Börse umfasst, legte seit Jahresanfang um rund

20 Prozent zu. Noch besser schnitt der Index SMIM ab, in dem die dreissig gewichtigsten der mittelgrossen Unternehmen vertreten sind, etwa Barry Callebaut, Dormakaba, Ems-Chemie oder Lindt. In den USA hat der Dow Jones Industrial um rund ein Viertel zugelegt, der Technologie-Index Nasdaq um etwa 30 Prozent. In Deutschland und Österreich lief es ähnlich, etwas weniger stürmisch in andern



europäischen Ländern wie Frankreich und Grossbritannien. Die Immobilienpreise stiegen verhaltener, ganz unterschiedlich je nach Region, aber auch in diesen Märkten werden die Bewertungen durch Investoren wie Pensionskassen, die dringend Anlagemöglichkeiten suchen, weiter nach oben getrieben.

Anlage-Portefeuilles sind also weitherum im Wert gestiegen, aber wie weit ist die Wirtschaft in diesem Jahr denn wirklich vorangekommen? Der in Leipzig tätige Ökonomeprofessor Gunther Schnabl sagte kürzlich in einem Interview mit der *Weltwoche*: «Es wird wohl kaum zusätzlicher Wohlstand geschaffen, weil die Zinsen bei null oder sogar negativ sind. Der Zins ist der Massstab, an dem sich gute von schlechten Investitionsprojek-

ten unterscheiden lassen.» Seiner Ansicht nach ist die Gefahr gross, dass Tiefzinsen zu zahlreichen unrentablen Investitionsprojekten und zu Spekulationsblasen führen. Vor diesem Hintergrund wirkt die Preisentwicklung der elektronischen Währung Bitcoin wie eine perfekte Illustration. Anfang 2017 lag der Kurs pro Münze bei etwa 1000 Dollar, gegen Ende Jahr bei 20 000 Dollar. Klar, das Bitcoin-Konzept bringt entscheidende Innovationen wie den elektronischen Beglaubigungsprozess Blockchain auf den Markt, und es gibt auch Aktien, deren Kurse ähnlich explodierten, aber Bitcoin ist wohl das Blasen-thema 2017.

«Euroraum im Höhenflug»

Vielleicht kommt die Wirtschaft nun aber doch noch voran. Die jüngsten Konjunkturberichte und Prognosen lassen Hoffnung aufkommen. Im Herbst ist die Weltwirtschaft deutlich gewachsen, der internationale Handel lief gut, und die bessere Auslastung der Kapazitäten lässt vermehrt «reale» Investitionen erwarten. Laut dem Münchner Ifo-Institut sind das «Wirtschaftsklima Euroraum im Höhenflug» und das «Weltwirtschaftsklima auf höchstem Stand seit 2011». Für die Schweiz sieht es die Konjunkturforschungsstelle KOF der ETH Zürich ähnlich, sagt es aber nüchterner: «Schweizer Wirtschaft erhöht die Schlagzahl.»



Abgang mit Folgen: Ex-SRG-Chef de Weck.

Medien

Das Drama ums Fernsehen

Von Rico Bandle

Selten hat eine Abstimmung mehrere Monate vor dem Urnengang so viel zu reden gegeben. Klar, die «No Billag»-Initiative betrifft Journalisten, und über sich selbst berichtet dieser Berufsstand gerne. Doch auch in der Bevölkerung erhitzt die Initiative die Gemüter – zu Recht. Aus folgenden Gründen wird sie als Vorzeigebeispiel für das Funktionieren der direkten Demokratie in die Geschichtsbücher eingehen:

1 — Die jungen Wilden: Nicht grosse Parteien oder Organisationen haben die Initiative lanciert, geschweige denn Millionäre, die die Medienmacht erringen wollen, sondern zwei Jungparteien, ganz ohne die Unterstützung der Mutterparteien. Bei den Initianten handelt es sich um junge Leute, die mit dem Internet aufgewachsen sind und mit traditionellen Medien wenig anfangen können. Sie sehen nicht ein, weshalb der Staat mit Zwangsgebühren ein Unterhaltungs- und Informationsprogramm ermöglichen soll, das sie nicht brauchen. «No Billag» zeigt: Auch kleine Organisationen mit geringen finanziellen Mitteln können hierzulande politisch viel bewegen.

2 — Alles oder nichts: Der Zuspruch, den die Initiative gemäss ersten Umfragen erhält, führt vor Augen: Wer in der Schweiz nicht willig ist zum Kompromiss, gerät in Bedrängnis. Die meisten Leute hierzulande sind mit den SRG-Programmen aufgewachsen, die grosse Mehrheit dürfte kaum für eine radikale Abschaffung sämtlicher Gebühren sein. Dass offenbar trotzdem viele ein Ja zu «No Billag» in Erwägung ziehen, hat mit der Unzufriedenheit über die

Society

Plaudern mit Harvey

Vor ein paar Jahren fuhr ich nach Gstaad, um den New Yorker Filmunternehmer kennenzulernen. Ein Freund, der mit ihm Geschäfte machte, wollte uns zusammenbringen. Als ich wie gewünscht vor Mr Weinstein stand, sprang der vom Sofa, verzog sein Gesicht und sagte: «Whoa, have your people call my people.» (Halt, sagen Sie Ihren Leuten, sie sollen meine Leute anrufen.) Ein hohes Tier wie den Produzenten darf man nicht so einfach an in der Halle des «Palace»-Hotels ansprechen, so sieht es aus, auch wenn man einen gemeinsamen Freund hat.

Was mich überraschte. Oft bleiben Leute, die klein angefangen haben – er wuchs in Brooklyn auf in bescheidenen Verhältnissen –, ja umgänglich, auch nachdem sie erfolgreich und reich wurden. Zudem hatte ich am Vorabend beobachtet, wie er im Hotelpool auf Nubya zusteuerte, wo die Sängerin aus Basel gerade einsam Längen schwamm, und sich ihr ganz unanmassend vorstellte: «Hallo, ich bin Harvey, ich hab ein paar Filme produziert, die du kennen könntest – «Pulp Fiction», «The King's Speech», «The Artist»...»

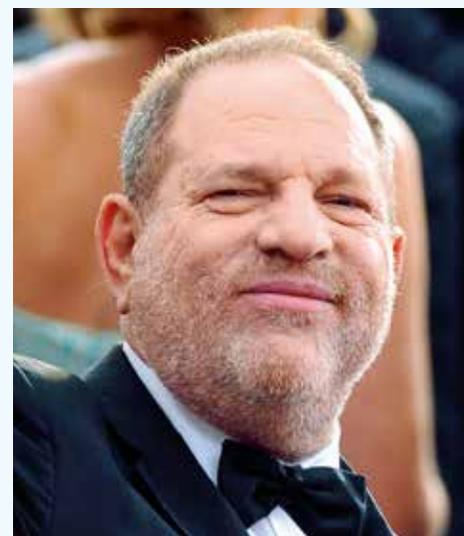
7 Minuten und 21 Sekunden später

Danach legten wir uns, bildlich gesprochen, alle wieder hin. Bis ein Dreivierteljahr später bekannt wurde: Er kommt ans Zurich Film Festival. Und ich meinen Freund, der ihn kennt, bat, er solle dafür sorgen, dass ich ihn während der Veranstaltung treffen und befragen könne für die *Weltwoche*. Leider – oder soll ich sagen: glücklicherweise? – hatte mein Verleger in der Zwischenzeit eine Idee entwickelt betreffend meine Kolumne, die ich damals schrieb: «Mark, es wäre super, wenn du für deine Seite ab sofort nur noch Frauen interviewen würdest.» – «Und falls mich mal keine Frau empfangen möchte? Oder ich ein Interview mit einem männlichen *big shot* haben könnte?» Easy, erwiderte Roger Köppel, dann solle ich mit dem einfach über Frauen reden.

Was ich also mit Harvey Weinstein tat. Und von diesem Antworten bekam wie: «Natürlich, weshalb nicht? Was geht mich

das an? Interessiert Sie das? Ich bin ein Filme-Kerl.» (Meine Frage war: «Könnten Sie unter oder für eine Frau arbeiten?») Sowie folgende Worte mit ihm wechselte: «Wer ist die eindrucklichste Frau, die Sie bis jetzt kennengelernt haben?» – «Meine Frau.» (Georgina Chapman, eine britische Modemacherin und Schauspielerin, sie waren seinerzeit seit sechs Jahren verheiratet und haben zwei kleine Töchter sowie einen Sohn; sie hat Harvey mittlerweile verlassen und die Scheidung verlangt.)

Nach 7 Minuten und 21 Sekunden hatte er keine Lust mehr, über Frauen zu reden (oder nichts mehr zu sagen dazu) – das Gespräch



«Hallo, ich bin Harvey»: Weinstein.

war zu Ende. Ich habe dann noch eine Rückmeldung von einer Bekannten bekommen, die bei Swiss zuständig ist für die Betreuung sogenannter VIP-Kunden: Ein Mann mit einer schönen Frau und drei kleinen Kindern habe einen grossen Aufstand gemacht in der First-Class-Lounge. Weil sie ihn nicht erkannt oder zu wenig unterwürfig bedient habe. «Eine meiner unangenehmsten bisher», fasste sie ihre Begegnung mit Weinstein zusammen. Das kann ich unterschreiben. Und ich habe immerhin mit Carl Hirschmann zu tun gehabt. *Mark van Huissing*

stetige Ausweitung des SRG-Tätigkeitsfelds zu tun. Hätten Bundesrat oder Parlament einen Gegenvorschlag mit moderaten Einschränkungen erarbeitet, so wäre die «No Billag»-Initiative chancenlos. Jetzt hat die Stimmbevölkerung nur die Wahl: alles oder nichts. Das Vertrauen, dass sich die SRG nach einer allfälligen Ablehnung der Initiative reformiert, ist nicht allzu gross.

3 — Vertrauen verspielt: Auch dafür bietet die SRG bestes Anschauungsmaterial. Am 14. Juni 2015 stimmte das Volk über das neue Gebührenregime ab, die Vorlage wurde knapp angenommen. Kurz darauf gab die SRG die Gründung der neuen Vermarktungsfirma Admeira – zusammen mit Swisscom und Ringier – bekannt.

» Fortsetzung auf Seite 58

Man hatte das Vorhaben bis nach dem Urnengang geheim gehalten, im Wissen, dass eine von Staatsfirmen dominierte Vermarktungsgesellschaft wettbewerbstechnisch ein heikles Unterfangen ist. Womöglich wäre die Abstimmung sonst anders ausgefallen. Man kann das Vorgehen als Betrug am Stimmbürger werten.

4 — **Abgang der Lichtgestalt:** Nicht zuletzt zeigen die Vorgänge um die SRG, was herauskommen kann, wenn man blind einer Strahlfigur folgt. Der frühere SRG-Generaldirektor

Roger de Weck war der Star an jedem politischen Anlass, viele Parlamentarier und vor allem Medienministerin Doris Leuthard himmelten ihn richtiggehend an, der SRG-Verwaltungsrat war ihm hörig. Niemand hat de Weck gebremst, ihm kritische Fragen gestellt. Mit dem Resultat, dass die SRG unter ihm an Macht enorm zulegte – parallel dazu aber an Rückhalt bei der Bevölkerung verlor.

Im Herbst dieses Jahres ist de Weck still als SRG-Generaldirektor zurückgetreten und hat sich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen.

Gesellschaft

Grösse und Verletzlichkeit

Von Claudia Schumacher

Für jede Frau, die in diesem Jahr einen «me too»-Hashtag setzte, um ihre Erfahrungen mit sexueller Belästigung auszusprechen und damit ihren eigenen Mut gegen das Schweigen zu stemmen, ist es ein schönes Zeichen: Das amerikanische *Time Magazine* kürt die #MeToo-Frauen zur «Person des Jahres». Es ist eine Verneigung vor ihrer Grösse und ihrer Verletzlichkeit. Und eine Anerkennung dieser Sexismus-Debatte, welche uns alle erfasst hat. Sie ist notwendig, wichtig und gut.

Man darf vermuten, dass es auch innerhalb der *Time*-Redaktion Menschen gab, die lieber eine andere «Person des Jahres» auf dem Cover gesehen hätten. #MeToo, das war auch eine schrecklich nervige Debatte. Wie immer, wenn Frauen laut werden, hörte man, die seien doch hysterisch, humorlos und einfach viel zu emotional. Und ja, sicher gab es auch solche Frauen. Jede Graswurzelbewegung, jede offene Diskussion gibt auch den verschrobeneren Individuen eine Stimme. Selbst bei den Prominenten, in Hollywood, wo alles begann und wo der Mut der Frauen besonders gross war, gab es ungute Momente. Etwa, als Frontfeministin Lena Dunham einen Kollegen aus der Filmbranche, der der sexuellen Belästigung beschuldigt wurde, zuerst mit Überzeugung verteidigte – um dann ihre Verteidigung ebenso vehement zurückzu-



Fulminante Unterhaltung zum Jahresende: «Star Wars».

Kino

Betörendes Blendwerk

Was die Gralssuche für die Richard-Wagner-Fans, ist das Ringen zwischen dunkler und heller Seite der Macht für die «Star Wars»-Getreuen. Wagners musiktheatralisches Monstrum und George Lucas' galaktische Super-Saga sind komplexe Weltenschauen voll anrührender, tiefgründiger, lächerlicher Dramatik. Herrscher im Reich der Sinne. Und wie die Wagner-Gemeinde Jahr für Jahr im Sommer auf den Grünen Hügel pilgert, um sich herrliches Ohrensausen zu holen, ist die Hoch-Zeit der Sternenkrieger-Aficionados die Weihnachtszeit.

Faschingsbunte Jumbo-Helden

Jedes neue «Star Wars»-Abenteuer ist die Krönung zum Abschluss der Kinoseason. In diesem Jahr «The Last Jedi». Das bisher längste aller heissen «Star Wars»-Feuerwerke ist ein so betörendes Blendwerk, dass es die anderen Kino-Ereignisse des Jahres (fast) in den Schatten stellt. Jedenfalls alles, was im Genre der Pyrotechnik die Leinwand in Flammen setzte, von «Wonder Woman» über «Planet of the Apes» und «Valerian» bis zu «Thor: Rag-

narok» und «Justice League». Auf einmal wirken sie – bei allen qualitativen Unterschieden – wie reizvoll glimmender Müll voll faschingsbunter Jumbo-Helden und -Heldinnen, die auf den quietschbunten Halden Kosmos spielen.

Wer sich mal die Mühe macht, diese Filme des zu Ende gehenden Kinojahrs Revue passieren zu lassen, wird letztlich zu dieser deprimierenden Einsicht kommen. Und es ist so sicher wie das Amen in der Kirche, dass sich das im kommenden Jahr nicht ändern wird und die circensischen Kapriolen sich gegenseitig weiter zu übertrumpfen versuchen und exzellente Arthouse-Filme, wie etwa das Drama «Manchester by the Sea», das Anfang 2017 startete, nie das Scheinwerferlicht erreichen lassen. Tröstlich immerhin, dass das Kino der puren Unterhaltung am Jahresende noch mit Niveau abschliesst, mit Märchen wie «Paddington 2», «Coco» oder eben «Star Wars: The Last Jedi». Auch Teddy Paddington könnte ohne weiteres im Sternenkrieg mitmischen, in dieser wagnerianischen *Space*-Oper voll philharmonischer und visueller Effekte. *Wolfram Knorr*

Wenn man will, bot #MeToo also auch das: eine Schule des gelingenden Aufreissens.

nehmen. Begründung: Man könne beschuldigte Männer momentan nicht verteidigen, ohne damit die klagenden Frauen zu verhöhnern. Wie bitte? Sind jetzt alle Männer vogelfrei, auch die unschuldigen? Hoffentlich bleibt diese Frage für die meisten rein rhetorisch.

«Notiz an die Ratsmitglieder»

Dennoch waren die Menschen, die bei #MeToo am meisten nervten, nicht die Übereifrigen, sondern diejenigen – vor allem unter den Männern –, die sich der Diskussion verschlossen. Etwa mit Hilfe von karikierenden Fragen: «Was ist denn jetzt überhaupt noch erlaubt? Darf man Frauen gar kein Kompliment mehr machen?» Dumme Fragen wie diese wurden oft begleitet von noch blöderem Lachen: «Höhöhö.» Als wären sexuelle Gewalt und Machtmissbrauch keine ernstesten Themen. Und dann kam man ausgerechnet in der Schweiz, die sich mit Frauenfragen schon



Sind jetzt alle Männer vogelfrei? Ashley Judd, die den Weinstein-Skandal losgetreten hat.

schwer genug tut, auf die Idee, den Berner Politikern in einer «Notiz an die Ratsmitglieder» den Unterschied zwischen einem Flirt und sexueller Belästigung zu erklären.

Interessanterweise lachten darüber aber die gleichen Männer besonders laut, die doch gerade noch gefragt hatten, ob denn Frauen gegenüber jetzt gar nichts mehr erlaubt sei, oder wie? Dabei hätten doch diese Männer von so einer Notiz dankbar Notiz nehmen müssen.

Klar, das Berner Schreiben hat etwas «Sendung mit der Maus»-haftes. Vielleicht auch etwas Esoterisches, «Gschpürsch mi»-mässiges. Und doch ist es in seinen Definitionen angenehm klar. Man vergisst ja oft die grundlegenden Wahrheiten im Leben, und das geht gerade den verkopfteren Menschen so, zum Beispiel auch Politikern.

Was diese «Notiz» jedenfalls treffend unterstreicht, ist die Bedeutung der Gegenseitigkeit. Sie ist es, die den Flirt von der Belästigung unterscheidet. Heisst: Ein Mann, der sich mit positivem Ausgang einer Frau nähern will, muss diese erst einmal im Gefühl haben. Er muss spüren, ob sein Begehren auf Gegenseitigkeit beruht. Je mehr Männer sich dieser Erkenntnis öffnen, desto höher stehen unsere Chancen als Gesellschaft, die Ära des männlichen Vollpostens im Jahr 2018 zu beenden. Übrigens hat das alles einen netten Nebeneffekt: Ein Mann, der etwas Gefühl aufbringt für die Frau, die er begehrt, steigert seine Chance auf eine Gegenseitigkeit des Verlangens. Ganz ungemein sogar. Wenn man will, bot #MeToo im Jahr 2017 also auch das: eine Schule des gelingenden Aufreissens.

Küche

Neue Einfachheit

Spitzenküche ist wie Mode ein Abbild der Gesellschaft. Das lässt sich relativ gut ablesen aus der Liste der «World's 50 Best Restaurants», die seit 2002 im Auftrag eines britischen Kulinarikmagazins von Hunderten Juroren erstellt wird. Die Liste ist umstritten, aber einflussreich, und sie zeigt gut den Zustand der kulinarischen Welt.

An der Spitze der Liste gab es immer wieder Wechsel, aber zwei Restaurants dominierten sie lange: das «El Bulli» des Katalanen Ferran Adrià, der Produkte und Aromen in ihre molekulare Struktur zerlegte und alles in Frage stellte, was die klassische französische Hochküche ausmacht. Es folgte der Däne René Redzepi, ein Adrià-Schüler, der eine dogmatische Regionalisierung vorantrieb: Serviert wird nur, was in der Nähe des Restaurants lebt und wächst – selbst Moose, Flechten oder Waldameisen. Die frivole «Alles-ist-machbar»-Idee wurde abgelöst von der Anti-Globalisierungsbewegung.

Politisch relevante Frage

In diesem Jahr eroberte Daniel Humm, 41, die Spitze der Liste. Der Aargauer Auswanderer hat in zehn Jahren aus dem New Yorker Bistro «Eleven Madison Park» ein Restaurant von Weltruf gemacht. Mit seinem Geschäftspartner Will Guidara hat er eine simple, kraftvolle Leitlinie für seine Arbeit definiert: «Wir wollen das köstlichste, freundlichste Restaurant der Welt sein.»

Der Service im «EMP» ist nicht einfach nur freundlich und aufmerksam, er ist sogar zauberhaft. Das Essen ist auf sein Wesentlichstes reduziert: den Charakter des Produkts. Was nicht gebraucht wird, kommt nicht auf den Teller. Und weil die Gerichte von atemberaubender Schönheit sind, haben sie eine besondere Magie. Dass die Zutaten dabei aus dem Grossraum New York kommen, ist selbstverständlich; dass die jeweils am besten geeignete moderne oder traditionelle Kochtechnik zur Anwendung gelangt, ebenfalls. Aber wichtig sind nicht übergeordnete Konzepte, entscheidend sind grundlegende Restaurantqualitäten: Geschmack und Atmosphäre.

Humm stellt mit Gerichten wie «Sellerie und schwarzer Trüffel» auch eine gesellschaftlich und politisch relevante Frage: Worum geht es, was ist sinnvoll und wichtig? Was einfach klingt, ist es natürlich nicht, das beweist jede parlamentarische Budgetdebatte, jedes politische Programm.

David Schnapp

Gott und Politik

Die aufgeklärten westlichen Demokratien fussen auf christlichem Fundament. Will der Westen den Kampf gegen den Islamismus gewinnen, kann er nicht umhin, seine eigenen Werte und deren Geschichte anzuerkennen. *Von Gerhard Pfister*



«Die Welt befindet sich in einer religiösen Gärung»: Rubens' «Anbetung der Heiligen Drei Könige», 1634.

Das 21. Jahrhundert wird religiös sein, oder es wird nicht sein.» Diese Beurteilung von André Malraux hätten am Silvester des Jahres 1999 die meisten Menschen im Westen als lächerlich mittelalterlich abgetan. Der Zeitgeist wehte dem Ende der Geschichte entgegen, wie es Francis Fukuyama 1992 prophezeit hatte. Nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Ostblocks und der Sowjetunion glaubte Fukuyama, dass nun Demokratie und Marktwirtschaft sich global durchsetzen würden; ein Zeitalter des Friedens und Wohlstands werde die marxistische Vision vom Ende der Geschichte durch den Kommunismus nun mit dem Kapitalismus ersetzen.

Es stimmt, der Mauerfall 1989 war eine Zeitenwende. Aber die Widerlegung von Fukuyama durch die Geschichte erfolgte schon zwölf Jahre später: 9/11, der Sturz der Twin Towers in New York am 11. September 2001, wurde zur Ikone einer wiederum neuen Zeit. Der einfachen ideologischen Symmetrie des Kalten Krieges folgten die neunziger Jahre als chaotische Unübersichtlichkeit. Dann kam die neue Asymmetrie der Kriege, des Terrorismus und die islamistische Ideologie des Kampfs gegen den Westen, gegen die christlichen Kreuzritter, die Demokratie, die Aufklärung – die westlichen Werte und das Gesellschaftsmodell, das sich global hatte durchsetzen können und eine Attraktivität entwickelt hatte, die auch das rückständige Gottesstaat-Modell islamischer Staaten in Bedrängnis brachte. Islamisten reagierten darauf mit Terrorismus. Zuerst und immer noch hauptsächlich gegen Muslime in islamischen Staaten, später aber stärker gegen den Westen: in Europa und den USA.

Ideologie der Terroristen

Der Terrorismus der Islamisten trifft auf eine Zivilisation, die nicht versteht, weshalb sie angegriffen wird. Die überrascht ist, die von den Träumereien eines Fukuyama eingullt ist. Wenn man vergleicht, wie Staatsmänner und -frauen des Westens im Kalten Krieg sich dem sozialistischen Gegner entgegenstellten, dem Terrorismus der Linken, dem sowjetischen Imperialismus, und wie hilflos heutige führende Politiker agieren, kommt man nicht umhin, daran zu zweifeln, dass dieses Mal der Westen den Kampf gewinnen wird. Wo ist der Helmut Schmidt, der in der Nacht, als er den Einsatzbefehl in Mogadischu geben musste, seine Kanzlerschaft riskierte, gleichzeitig mit Intellektuellen über die Ideologie der Terroristen diskutieren wollte? Vergleicht man das mit den hilflosen Bedauernsäußerungen der gegenwärtigen Kanzlerin nach den Attentaten in Deutschland, nachdem sie in einer beispiellos naiven Spontanhandlung ungefähr tausend potenzielle Terrorismusverdächtige ohne Registrierung nach Deutschland einreisen liess, dann vermisst man Schmidt umso mehr.

Und jetzt? Was hat das alles mit dem Titel dieses Artikels, «Gott und Politik», zu tun? Mehr, als die westeuropäischen Spitzenpolitiker leisten können. Die islamistische Ideologie erweist sich eben deshalb als so gefährlich, weil sie den Westen an seiner empfindlichsten Stelle trifft: der Verwechslung von Liberalismus mit Gleichgültigkeit. Der Verwechslung von Laizität mit religiöser Inkompetenz. Der Verwechslung von Freiheit mit Kulturrelativismus. Der hetzerische Vorwurf der islamistischen Terroristen, der Westen glaube ja an nichts mehr und gehöre deshalb bekämpft, ist so zutreffend wie einst der Vorwurf der linken RAF, der Westen beute die Arbeiterklasse aus. Deshalb sollte es Aufgabe der Politik sein, Antworten zu liefern. Es genügt nicht, den Zibelemärit mit Betonklötzen zu schützen. Es braucht inhaltliche Antworten, Gegenkonzepte, Kompetenz. Und hier kommt Malraux ins Spiel.

Wer negiert, dass die westliche demokratische Gesellschaft und ihr freiheitliches Konzept auf den Grundlagen des christlichen Abendlandes stehen, der verkennt den christlichen Impetus der Aufklärung. Kant und seine Gefährten waren nicht antichristlich, sondern antikirchlich, im Namen der christlichen Vernunft. Die Würde jedes Menschen bestand für sie in seiner einzigartigen Gott-Ebenbildlichkeit. Daraus begründet sich seine Freiheit. Das ist das christliche Menschenbild – und nur das christliche. Wer das bestreitet, der möge Staaten nennen, deren Demokratie der westlichen gleichkommt und die nicht vom Christentum geprägt sind.

In diesem Sinne kann man durchaus behaupten, dass die Verehrung des christlichen Gottes im Westen dazu führte, dass der Mensch befreit wurde, dass Demokratien entstanden. Das christliche Gottesbild begründete die Demokratie. Ich blende nicht aus, dass im Namen des Christentums jahrhundertlang antichristliche, unmenschliche Taten verübt wurden. Ich betone nur, dass die Entwicklung zu mehr Humanität über die Jahrhunderte allein im christlich geprägten Kulturraum möglich war.

In einem Interview sagte Peter Scholl-Latour ziemlich genau vor fünf Jahren: «Die Welt befindet sich in einer religiösen Gärung. Europa bildet da eine Ausnahme, und es ist eine unserer Schwächen, dass wir den Sinn für die Religion verloren haben. Es ist ein erstaunliches Phänomen, dass es – vor allem in Ostdeutschland – immer mehr bekennende Atheisten gibt. Dagegen besinnt man sich in Russland viel eher der christlichen Wurzeln. Dabei stand das Land viel länger und viel radikaler unter der kommunistischen Zwangsherrschaft. Die wiederaufgebaute Erlöserkirche, in der die Punkband Pussy Riot ihren Unfug aufführte, war von Stalin gesprengt worden! Diese dummen Mädchen führten ihren Tanz an einem Ort auf, der für Tausende von orthodoxen Geistlichen steht, die durch den Kommunismus ihr Leben verloren.»

Vor fast zwanzig Jahren lancierte der CDU-Politiker Friedrich Merz eine Diskussion über eine «Leitkultur». Er war seiner Zeit voraus. «Demokratische Gesellschaften sind zerbrechlich. Das Leben ohne übergreifende Wahrheiten, ein Leben mit Risiko, Unbehagen und Unsicherheit, das ist der Preis der Freiheit. Die Demokratie lebt von der beständigen Selbstüberprüfung und Erneuerung ihrer Grundwerte und Normen. Reflexion ist Daueraufgabe, um die Grundwerte nicht zu vergessen, aber auch um sie in Bezug auf gewandelte Verhältnisse anwendbar zu machen. In dieser Weise könnte man auch den umstrittenen Begriff Leitkultur verstehen. Leitkultur – das ist das grosse Selbstgespräch und die grosse Selbstverständigung der Gesellschaft mit sich selbst über die eigenen Grundlagen und Ziele, darüber, wie sie ist und wo sie hinwill. Nur so entsteht moderne Identität. Werte in der Politik müssen deshalb immer wieder neu ausgehandelt werden. Politik darf keine Leitkultur vorschreiben. Und eine Gesellschaft darf keine Leitkultur befehlen. Sondern sie muss dafür sorgen, dass in einer Gesellschaft der Rahmen da ist, innerhalb dessen man diskutieren, verhandeln, entscheiden darf, welche Regeln in unserer Gesellschaft das friedliche Zusammenleben ermöglichen sollen.»

Sinngebung und Orientierung

Friedrich Merz wurde von Kanzlerin Merkel seinerzeit weggedrängt. Aber im Juli dieses Jahres bekannte sie sich im Wahlprogramm der CDU/CSU zu einer «freiheitlichen Leitkultur». Letzte Woche stellte der SPD-Aussenminister Sigmar Gabriel die Frage in den Raum, ob seine Partei sich nicht mit der Leitkultur auseinandersetzen sollte. Wer meint, Sinngebung und Orientierung seien keine Aufgabe der Politik, macht es sich zu leicht. Unsere Gesellschaft und unser Staat leben von einer Voraussetzung, die sie nicht selbst begründen können und die sie nicht selbst geschaffen haben: der christlichen Kultur und Religion. Diese Herkunft führt nicht zu einem Gottesstaat, sondern zum Gegenteil, der Demokratie. Will der Westen den Kampf gegen den Islamismus gewinnen, kommt er nicht umhin, seine eigenen Werte und deren Geschichte anzuerkennen. Helmut Schmidt wusste es: Der Kampf gegen den Terrorismus ist nicht nur mit Waffen zu gewinnen, sondern auch mit Haltung und Werten. Das 21. Jahrhundert des Westens wird religiös sein. Oder es wird nicht sein. Keine Religion ist eben auch keine Lösung.



Gerhard Pfister ist Nationalrat (ZG) und CVP-Präsident.

«Der Kuchen wird grösser»

Der Ökonom und Verhaltensforscher Ernst Fehr findet, dass die Ökonomie nach der Finanzkrise viel aus Fehlern gelernt hat. Zürich sieht er auf Weltniveau.

Von Beat Gygi

Das Gebäude in Zürich wirkt viel weniger spektakulär, als man es erwarten würde, wenn man an sein wissenschaftliches Innenleben denkt. Ernst Fehr, spezialisiert auf ökonomische Verhaltensforschung, zählt auf internationaler Ebene zu den bekanntesten und meistzitierten Ökonomen. Er ist 1956 in Vorarlberg geboren, seine Ausbildung in Volkswirtschaftslehre machte er in Wien und an der London School of Economics, 1994 wurde er in Zürich ordentlicher Professor für Mikroökonomik und experimentelle Wirtschaftsforschung, hinzu kamen Engagements an Hochschulen wie dem Massachusetts Institute of Technology (MIT) oder der New York University. Er ist zudem Direktor des UBS International Center of Economics in Society. In seiner Zeit wurde die ökonomische Fakultät der Universität Zürich erheblich aus- und umgebaut.

Herr Fehr, welches Ereignis war für Sie als Ökonomen im Jahr 2017 besonders markant?

Die Wahl Donald Trumps zum amerikanischen Präsidenten erfolgte zwar kurz vorher, war aber auch für das Jahr 2017 einschneidend. Weitverbreitete wirtschaftspolitische Vorstellungen der letzten dreissig Jahre, nach denen die Öffnung der Grenzen und die Globalisierung Wohlstand bringen, wurden von einem zentralen Akteur über den Haufen geworfen.

Hängen die Wahlergebnisse mit der Wirtschaft zusammen?

Ja, vor allem in den USA liessen sich die Verlierer der wirtschaftlichen Globalisierung während der Wahlen stark mobilisieren. Das amerikanische Beispiel zeigt, dass eine gewisse soziale Abfederung des internationalen Wettbewerbs geboten ist.

Hat das Thema Verteilung an Bedeutung gewonnen?

Eindeutig. Verteilung ist heute ein grosses Thema in der Ökonomie. In meiner Studienzeit in den siebziger Jahren wurden Verteilungsfragen ebenfalls prominent behandelt. Nachher sind diese Themen aber praktisch verschwunden, und erst seit etwa zehn Jahren ziehen sie wieder mehr Aufmerksamkeit auf sich. Das gilt für die Vermögensverteilung wie auch für die Einkommensverteilung.

Haben denn die Probleme in dieser Hinsicht zugenommen?

Es gibt mittlerweile sehr gute ökonomische Untersuchungen, die an den Arbeits-

märkten eine Tendenz zur Polarisierung anzeigen. Es deutet sich eine Art Zweiteilung der Gesellschaft an, in der ein beträchtlicher Teil der Menschen schlechtbezahlte Jobs der unteren Qualifikationsstufen ausübt, während eine andere gewichtige Gruppe dank guter Ausbildung anspruchsvolle Arbeit verrichtet und sehr gut verdient. Dazwischen steht die Mittelklasse, die in Gefahr ist, wegrationalisiert zu werden.

Hat man heute einfach bessere Daten, oder hat sich die Polarisierung in jüngerer Zeit tatsächlich verstärkt?

Es gibt heute sicher generell eine solidere empirische Grundlage, aber die Studien etwa des Zürcher Ökonomen David Dorn und seines amerikanischen Kollegen David

«Es zeichnet sich in Europa ein bemerkenswerter Aufschwung ab.»

Autor zeigen starke Veränderungen in der jüngeren Zeit. Vor allem die Konkurrenz durch chinesische Importe hat in den USA viele Firmen und Arbeitsplätze weggefegt.

Sind das nicht vor allem amerikanische Probleme?

Die Befunde beruhen zunächst tatsächlich auf amerikanischen Daten. Aber die weiteren Arbeiten im Anschluss an die Studien von Dorn und Autor zeigen, dass diese Zusammenhänge auch für andere Staaten gelten.

Die Finanzkrise hat 2008 die Wirtschaftswissenschaften hart getroffen; viele warfen den Ökonomen vor, sie hätten die Probleme nicht kommen sehen. Wie hat die Ökonomie diesen Schlag verarbeitet?

Ein Mangel war damals sicher, dass die Makroökonomie die Finanzmärkte zu wenig in die Analyse einbezogen hatte, auch die Immobilienmärkte wurden zu wenig berücksichtigt. Das ist mittlerweile korrigiert worden, und die wirtschaftswissenschaftliche Forschung zu diesen Fragen wurde stark ausgeweitet. Und es ist nicht so, dass damals niemand gewarnt hatte. Der Ökonom Robert Shiller hatte schon Jahre vorher auf Überhitzungserscheinungen im US-Häusermarkt und auf Überbewertungen am Kapitalmarkt hingewiesen. Aber ja, die Wissenschaftler, die makroökonomisch den Ton angegeben hatten, haben die Krise nicht kommen sehen.

Hat man in der Ökonomie dazugelernt?

Enorm viel, zum Beispiel mit der Integration der Finanzmarktforschung in die moderne Makroökonomie.

Und gleichwohl besteht der Eindruck, dass mit expansiver Geldpolitik und Nullzinsen jetzt ein riesiges Experiment abläuft, das die Ökonomen praktisch den Notenbanken überlassen.

Das Problem ist, dass wir diese Art von Geldpolitik noch nie in einem solchen Masse und über eine so lange Dauer erlebt haben. Die Ausweitung der Geldmenge hat vor allem in Europa jahrelang wenig spürbare Wirkung auf die Konjunktur gehabt, aber jetzt zeichnet sich doch ein bemerkenswerter Aufschwung ab. Das Wirtschaftswachstum erfasst zurzeit fast alle Länder, was hoffen lässt, dass die amerikanische Notenbank die expansive Geldpolitik bald zurückfahren wird.

Beurteilen Sie das Wirken der Notenbanken positiv?

Im Moment, ja. Es gibt in der Wirtschaftspolitik ja häufig den Gegensatz zwischen kurzfristiger und langfristiger Sicht. Wir wissen, dass Zinsen von null zu verzerrten Entscheiden und Investitionen führen, aber wenn die Notenbanken nicht eingegriffen hätten – wer weiss, welche Schäden entstanden wären. In der Finanzkrise war das oberste Ziel, eine Weltwirtschaftskrise wie in den dreissiger Jahren zu verhindern.

Dann war die Ökonomie in der Krisenbekämpfung also erfolgreich?

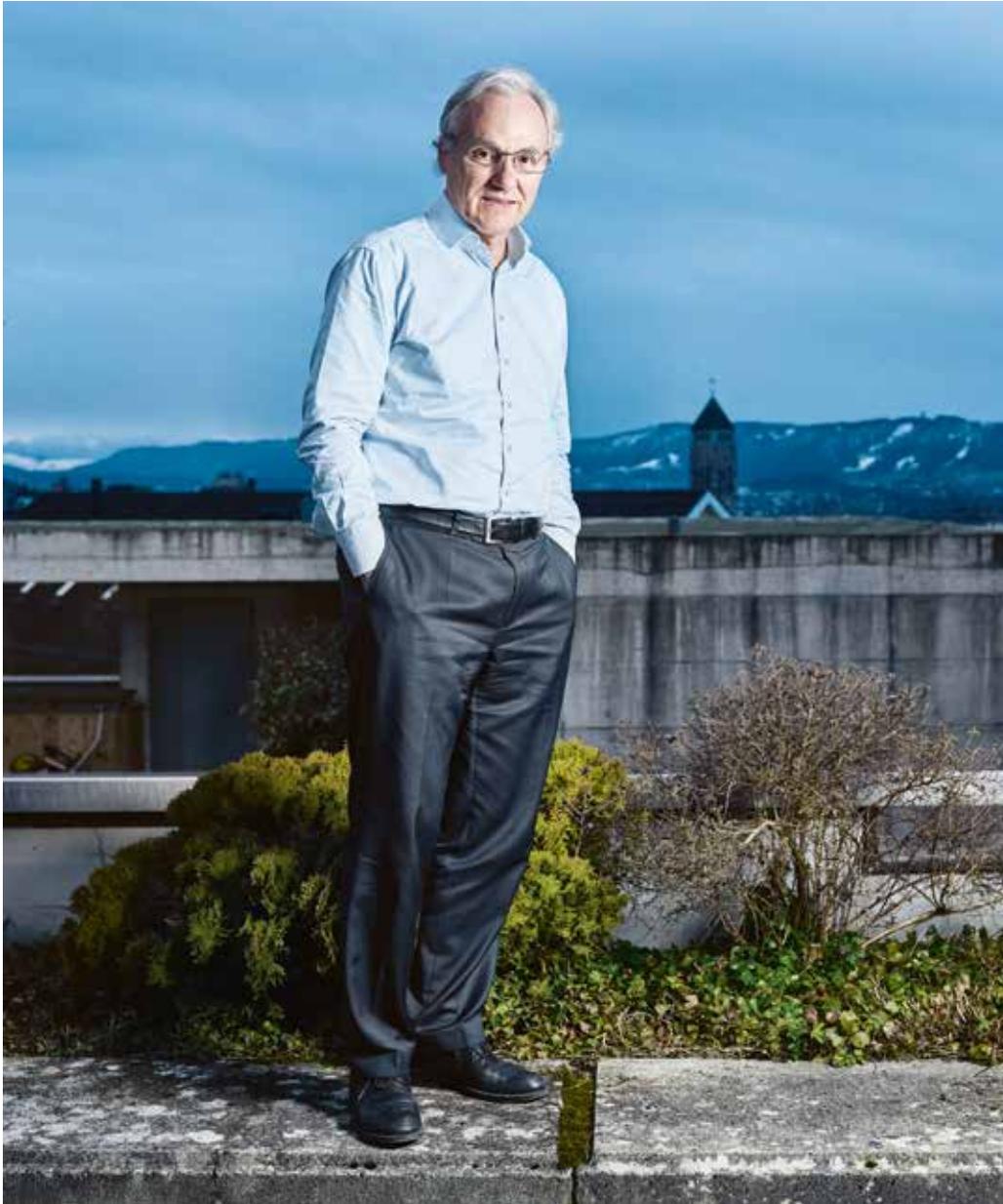
In dem Sinne war sie erfolgreich. Es war ja auch ein Glücksfall, dass mit Ben Bernanke ein Mann an der Spitze der US-Notenbank war, der zu den führenden Experten beim Thema Grosse Depression zählt. Bernanke wusste, wie verhängnisvoll Deflation und rasante Realloohnerhöhungen in der Grossen Depression waren.

Etliche Ökonomen sagen, Zyklen mit Boom und anschliessendem Zusammenbruch seien typisch für die Wirtschaft. Jetzt baue sich einfach die nächste Blase auf, die dann auch platzen werde.

Ich sehe von der Konjunktur her kurzfristig keine grossen Gefahren.

Hat die ökonomische Abteilung der Universität Zürich ihre Strategie nach der Finanzkrise angepasst? In welche Richtung gehen Sie?

Die Richtung, die wir verfolgen, ist allein definiert durch hohe Qualität. Natürlich haben



«Ich sehe von der Konjunktur her kurzfristig keine grossen Gefahren»: Wissenschaftler Fehr.

wir eine Strategie in dem Sinn, dass wir uns auf wichtige Bereiche konzentrieren. Aber unser wichtigstes Ziel ist es, von einer guten deutschsprachigen Fakultät zu einem international angesehenen Departement zu werden, das in Lehre und Forschung auf höchstem Niveau mitspielt.

Was haben Sie geändert?

Wir haben eine Graduate School gegründet, die in der Schweiz als Musterbeispiel gelten kann. Das herkömmliche Lehrstuhlssystem, in dem die Professoren grosse Macht gegenüber den Doktoranden hatten, wurde ersetzt durch einen neuen Rahmen, in dem die Doktorandenausbildung ein gemeinsames Anliegen der Professoren ist und diese untereinander um die besten Doktoranden konkurrieren. Mit unserer Graduate School haben wir also Wettbewerb eingeführt, die Studenten können ihren Professor frei wählen und sind nicht mehr abhängig von einem bestimmten Lehrstuhlinhaber als

Doktorvater. Mittlerweile haben wir jährlich über 500 Bewerbungen für 15 bis 17 offene Doktorandenstellen.

Sie wählen dann die Besten aus?

Ja, mit der Graduate School haben wir uns sozusagen den Weltmarkt erschlossen. Die Reputation unseres Departements steigt erstens, weil wir bessere Studenten bekommen, und zweitens, weil auch die Qualität der Lehre zunimmt. Wir schafften es nämlich, Wissenschaftler der internationalen Spitzenliga anzuziehen, Leute aus Chicago, Stanford, San Diego und anderen Spitzenhochschulen.

Das ist wohl auch eine Frage des Geldes.

Geld spielt in dem Sinne eine Rolle, als wir allein mit kantonalen Mitteln diesen Ausbau des Departements gar nicht hätten durchführen können. Die Förderung durch die UBS hat eine grosse Rolle gespielt. Dank den UBS-Geldern konnten wir sieben Professorenstellen schaffen, und zwar ohne dass die Bank die Auswahl beeinflusst hätte.

Um welche Summen geht es?

Die Gesamtsumme, die über zehn Jahre hinweg dem Departement zufließt, beträgt rund 100 Millionen Franken. Davon sind 65 Millionen zur Schaffung neuer Professuren bestimmt. Für uns ist das ein Meilenstein, das ist wie wenn man plötzlich ein Auto mit viel mehr PS hat. Wir haben die Drittmittel aber auch kombiniert mit inneren Reformen der Fakultät.

Was wurde umgebaut?

Die Reformen bestehen in der Abschaffung des alten Lehrstuhlsystems, das den Professoren erhebliche Macht, Privilegien und Ressourcen verliehen hatte, über die sie über die ganze Zeitspanne ihrer Anstellung nach freien Stücken verfügen konnten. Es war nicht einfach, alle Kollegen davon zu überzeugen, dass das neue System eine gute Lösung ist.

Den klassischen Einzelkämpfer-Professor gibt es also nicht mehr?

Nein. Früher bildete jeder Professor mit seiner Gruppe eine Art eigenständige Insel, heute ist es so, dass die Professoren des ganzen Departements die Betreuung der insgesamt 60 bis 70 Graduate Students, also der Doktoranden, gemeinsam wahrnehmen. Es gibt eine kollektive Verantwortung des ganzen Departements dafür, dass die Doktorandenausbildung – wie auch die Master- und Bachelorausbildung – auf das höchste Niveau gebracht wird.

Gibt es Grössennachteile?

Von Grössennachteilen müsste man sprechen, wenn einzelne Studenten durchs Raster fallen würden, aber momentan gibt es nur Vorteile. Das alte Doktorandenprogramm war ja eine Art Flickenteppich frei zusammengesuchter Kurse – die Qualität des Chefs bestimmte auch die Qualität der Ausbildung. Jetzt hat jeder Student die Chance auf eine gute Ausbildung. Schlechte Professoren kriegen gar keine Doktoranden mehr.

Ist denn die Vielfalt der Themen und Ideen im neuen System noch gross genug?

Die Vielfalt ist erheblich grösser geworden. Es gibt mehrere auf bestimmte Gebiete spezialisierte Gruppen, die sich gegenseitig rege austauschen.

Wieweit fühlt man sich in Ihrem Departement verpflichtet, etwas für die Schweiz zu leisten?

Unser Engagement geht in zwei Richtungen. Zum einen ist uns die Ausbildung der Studierenden ein grosses Anliegen, weil diese dann in die Wissenschaft oder in wichtige Positionen in Wirtschaft und Verwaltung gehen. Zum andern wollen wir den Transfer von Wissen in die Gesellschaft fördern, unter anderem mit Hilfe des UBS Center of Economics in Society an unserer Fakultät. Wir führen immer wieder öffentliche Veranstal-

tungen zu wichtigen Themen mit Spitzenwissenschaftlern durch, jüngst etwa «Economics of Populism». Und unsere Professoren sind in den Medien zum Teil sehr präsent. Zudem ist der Reputationsgewinn unseres Departements auch für die Schweiz wertvoll, wenn Zürich den Ruf als internationaler Hub in Forschung und Lehre in den Wirtschaftswissenschaften hat.

Worin sehen Ökonomen eigentlich ihre wichtigste Aufgabe?

Aus meiner Sicht steht im Zentrum, dass wir verlässliches Wissen erzeugen. Beide Worte sind wichtig: «Wissen» und «verlässlich». Dieses Wissen soll dazu beitragen, bessere Lösungen zu finden für die Wirtschaftspolitik, für Ausbildungswege, allgemein für gesellschaftliche Entscheidungen. Und wir müssen auch auf ungenutzte Chancen hinweisen.

Wo liegen diese?

Ich engagiere mich zum Beispiel stark in der Forschung über frühkindliche Betreuung. Wenn es uns gelingt, die untersten zwanzig Prozent der Kinder im Pisa-Ranking in ihren Lern- und Selbstregulierungsfähigkeiten auf ein höheres Niveau zu bringen, dann hat das beträchtliche positive Auswirkungen auf die Schweizer Volkswirtschaft.

Wie sieht die Vernachlässigung der Kinder aus?

Dies betrifft primär die bildungsfernen Gruppen, und zwar in jedem Land. Die Schweiz steht mit ihrem Ausbildungssystem mit hervorragenden Volksschulen, Sekundarschulen und Hochschulen gut da, aber auch da gibt es noch ungenutzte Möglichkeiten. Es bringt viel, wenn man sich auf die Gruppe mit den grössten Mängeln in der Bildung konzentriert.

Ist das Ziel eine Art Chancengleichheit?

Ja, aber mit einem wichtigen Unterschied zu den üblichen Massnahmen. Denn diese drücken häufig auf die Effizienz des gesamten Systems. Die Steuerprogression etwa verringert die Leistungsbereitschaft der Bürger, oder bildlich gesagt: Der Kuchen wird kleiner. Investiert man hingegen in frühkindliche Betreuung, profitiert die ganze Gesellschaft davon, weil die Kinder später mehr leisten: Der Kuchen wird grösser.

Ist die Aussicht auf sozialen Aufstieg für die einzelnen Familien nicht Anreiz genug, die Kinder zu fördern?

Oft nicht. Es hängt sehr viel von den jeweiligen Eltern ab, die in vielen Fällen bildungsfern sind und sich zu wenig überlegen, wie hoch die Erträge aus Bildung eigentlich sind. Untersuchungen in Entwicklungsländern zeigen, dass es oft

schon reicht, die Eltern darüber zu informieren. Dass beispielsweise eine Person einmal in der Woche bei der Familie vorbeikommt und mit der Mutter redet, kann viel wert sein.

Das brächte eine Ausweitung der Sozialpolitik.

Das wäre sicher eine Ausweitung der Sozialpolitik, aber eben nicht in der Art der Sozialhilfe, wo man im Nachhinein repariert, was vorher falsch lief. Das ist ja ein reiner Transfer, bei dem wenig Output geschaffen wird. Was ich vorschlage, ist hingegen eine Investition, die zukünftige Erträge verspricht. Diese Renditen sind weit höher, als man sie sonst in der Sozialpolitik erzielen kann.

Wieweit beruht die Ökonomie eigentlich auf Werthaltungen?

In der Ökonomie ist in jüngerer Zeit die empirische Forschung, die statistische Analyse, stark weiterentwickelt worden. In unserer Studienzeit hatten wir noch die Auseinandersetzung zwischen Keynesianismus und Monetarismus, das gibt es heute kaum mehr. In diesem Sinn ist die Ideologie aus der modernen Ökonomie verschwunden. Es dominiert die solide empirische Forschung, die Datenanalyse. Wir sind viel wissenschaftlicher geworden – ganz im Sinne der Produktion von verlässlichem Wissen.

Das tönt fast nach Industrialisierung.

Das Neue in den Wirtschaftswissenschaften ist die Möglichkeit der kontrollierten Experimente. Da gibt es jeweils eine Gruppe von Probanden, die eine bestimmte Behandlung erfährt, und daneben eine Kont-

«Ich engagiere mich zum Beispiel stark in der Forschung über frühkindliche Betreuung.»

rollgruppe ohne Behandlung – fast wie in der medizinischen Forschung. Mit solchen Experimenten lässt sich testen, welche Wirkung eine bestimmte wirtschaftspolitische Massnahme haben könnte. Die Entwicklungsökonomie wurde auf diese Weise geradezu revolutioniert. Umfangreiche Untersuchungen in Indonesien zeigen beispielsweise, wie man die Korruption bekämpfen kann, wenn grosse Subventionssummen im Spiel sind.

Was treibt Ökonomen denn vor allem an?

Bewusst oder unbewusst sind die Volkswirte häufig Leute, die etwas verbessern wollen. Ich verwende nicht das Wort «Weltverbesserer», aber man sucht Anreize zur Verbesserung des Gesundheitssystems oder der Altersvorsorge, man entwirft Spielregeln für die Kontrolle der öffentlichen Ausgaben, Ratschläge für lohnende Bildungsinvestitionen. Die Volkswirtschaftslehre kümmert

sich eben um das Wohl der ganzen Volkswirtschaft, das ist sicher eine gewisse Werthaltung.

Und wie steht die Freiheit dazu?

Die ist wichtig. Sonst wäre das Konzept der Pareto-Effizienz in der Ökonomie nicht derart zentral. Im Grunde entspricht das ja dem Einstimmigkeitsprinzip nach dem Motto: «Wenn man niemanden besserstellen kann, ohne jemand anders schlechterzustellen, dann braucht es besondere Rechtfertigungen für einen Eingriff.» Im ganzen Bemühen um die Verbesserung des gesamtwirtschaftlichen Wohls sollte man also die gesamtwirtschaftlichen Gewinne so verteilen, dass alle davon profitieren.

Aber die Leute mit sanfter Hand zu lenken, etwa bei der Prävention von Krankheiten, ist das in Ordnung?

Menschen sind eben nicht perfekt rationale Wesen. Zwar handelt niemand vorsätzlich unvernünftig, aber es gibt im menschlichen Verhalten oft eine Trägheit, mit der man viele Fehlurteile und Versäumnisse erklären kann. Menschen haben eben eine beschränkte Aufmerksamkeit. Es gibt eine neue Forschungsrichtung in der Ökonomie, die diese Aufmerksamkeitsbeschränkung zu berücksichtigen sucht. Was wir wahrnehmen und die Art, wie wir etwas wahrnehmen, die ganze Wahrnehmungspsychologie, ist von den Ökonomen noch nicht sorgfältig genug angeschaut worden. Das wird eine spannende Sache.

Ist die Werbewirtschaft nicht auf diesem Weg?

Doch. Marketingforscher kennen zum Beispiel den Begriff des «Consideration sets». Das heisst: Menschen betrachten immer nur eine Teilmenge, einen bestimmten Ausschnitt all der Möglichkeiten, die sie eigentlich haben. Es gibt im Marketing zwar sehr viele empirische Einsichten, aber es fehlt ein übergreifendes Modell, das die Determinanten und Konsequenzen beschränkter Aufmerksamkeit erfasst.

Mit der Neuroökonomie können Sie ja quasi versuchen, den Leuten ins Hirn zu schauen.

Es ist fast unglaublich, was sich da in unseren Studien zeigt. Wenn man bei Versuchspersonen bestimmte Hirnareale stimuliert, kann man deren Ehrlichkeit bei der Befolgung sozialer Normen erhöhen. Wenn man die Anregung der Neuronen reduziert, sinkt die Bereitschaft, die Normen einzuhalten. Das deutet darauf hin, dass es so etwas wie eine biologische Grundlage für das Einhalten von Normen gibt, abseits von bewussten Gedanken und Prozessen. Die Ökonomie handelt zwar weitgehend vom Abwägen bei Entscheidungen, aber ich bin überzeugt davon, dass in den Menschen vieles auch unbewusst abläuft. ○

Und Trump hat doch recht

Die Amerikaner anerkennen Jerusalem als Israels Hauptstadt. Präsident Trump macht einen grossen Fehler seines Vorgängers Barack Obama ungeschehen. *Von Alan Dershowitz*

Es war lange ein Grundsatz amerikanischer Aussenpolitik, ein Veto gegen jede Resolution des Uno-Sicherheitsrates einzulegen, welche die heiligsten Stätten des Judentums in Jerusalem als illegal besetztes Territorium bezeichnete. Doch Barack Obama brach im Dezember vergangenen Jahres mit dieser Politik, als er eine entsprechende Resolution passieren liess.

Er tat dies nicht im Interesse der USA oder des Friedens. Der scheidende Präsident tat es in einem Anfall von Trotz und als Akt persönlicher Rache an Israels Premierminister Benjamin Netanjahu.

Ausserdem verfolgte er das Ziel, die Hände des neugewählten Präsidenten Donald Trump zu binden. Dieser aber hat nun das Richtige getan, als er den Vereinten Nationen mitteilte, dass die USA diese Resolution ablehnten.

Selbst wenn sich der Status quo nun verändert haben sollte, sollten wir den wahren Schuldigen benennen: Obama, der feige abwartete, bis er im Begriff war, aus dem Amt zu scheiden, um mit Netanjahu abzurechnen. Trump hingegen verdient Lob dafür, dass er in den Verhandlungen zwischen Israel und den Palästinensern das Gleichgewicht wiederhergestellt hat. Obama war es gewesen, der den Frieden erschwert hatte. Trump hat ihn wieder plausibler gemacht.

Die skandalös einseitige Uno-Resolution bedeutete unter anderem, dass der Bau einer Gebets-Plaza an der Klagemauer – der heiligsten Stätte des Judentums – eine «flagrante Verletzung des Völkerrechts» darstellt. Die Resolution beschränkte sich somit nicht auf das Westjordanland, wie Obama später zu glauben machen suchte. Sie traf ins Herz Israels.

Vor dem 4. Juni 1967 durften Juden nicht an der Klagemauer beten. Sie durften nicht an der Hebräischen Universität auf dem Skopusberg studieren. Sie konnten sich nicht im jüdischen Hadassah-Spital behandeln lassen. Juden konnten nicht im jüdischen Viertel von Jerusalem wohnen, wo ihre Vorfahren seit Tausenden von Jahren ihre Häuser und Synagogen gebaut hatten.

Diese «judenreinen» Vorschriften waren von Jordanien eingeführt worden, jenem Land, das in Israels Unabhängigkeitskrieg von 1948 das Westjordanland militärisch erobert und illegal besetzt hatte. Doch dieses Gebiet war von den Vereinten Nationen für einen künftigen arabischen Staat bereitgestellt worden.

Die jordanische Regierung zerstörte alle Erinnerungen an das Judentum, einschliesslich Synagogen, Schulen und Friedhöfe – deren Grabsteine als Pissoirs benutzt wurden. Zwischen 1948 und 1967 gab es keine einzige Uno-Resolution, die die jordanische Besatzung und die kulturelle Verwüstung verurteilte.

Nachdem Israel das Gebiet zurückgewonnen und für Juden wieder zum Gebet, zum Studium, zur medizinischen Behandlung und zum Leben geöffnet hatte, nahmen die USA



Lasst ihn uns loben: Trump an der Klagemauer.

die offizielle Haltung ein, dass sie die legitimen Ansprüche Israels auf das jüdische Jerusalem nicht anerkennen würden.

Stattdessen sollte der Status der Stadt, einschliesslich der anderen befreiten Gebiete, in Verhandlungen bestimmt werden. Bis dahin gelte der Status quo. Das ist der Grund, weshalb die USA sich weigerten, irgendeinen Teil Jerusalems, einschliesslich des Westteils, als Teil von Israel anzuerkennen. Das ist der Grund, weshalb kein in Jerusalem geborener US-Bürger «Jerusalem, Israel» als Geburtsort in seinen Pass eintragen lassen darf.

Aber selbst dieser historische Status quo wurde mit der Resolution vom vergangenen Dezember verändert. Denn die Uno bestimmte plötzlich, dass auch die 1967 von Jordanien eroberten jüdischen Teile Jerusalems nicht

Teil Israels seien. Stattdessen seien sie illegal von Israel besetzt, jede Bautätigkeit dort verstosse gegen das Völkerrecht.

Aber wenn das der neue Status quo ist, welchen Anreiz haben die Palästinenser dann, überhaupt in Verhandlungen einzutreten? Und falls doch, könnten sie diese jüdischen – und für Juden heiligen und unverhandelbaren – Gebiete als Faustpfand für israelische Konzessionen einsetzen.

Trumps Entscheidung, Jerusalem als Israels Hauptstadt anzuerkennen, stellt wieder ein angemessenes Gleichgewicht her. Dass die USA Jerusalem bisher nicht anerkannten, beruhte auf der Annahme, dass nichts am Status quo dieser Stadt verändert werden dürfe. Doch die Resolution tat genau dies.

Ironischerweise betete auch Obama

Praktisch die gesamte internationale Gemeinschaft akzeptiert, dass jeder vernünftige Frieden in der Region Israels legitime Ansprüche auf diese und andere Gebiete Jerusalems anerkennen muss. Daher gibt es keinen Grund, einer Uno-Resolution zu gestatten, aus jedem Juden, der seinen Fuss in diese historischen jüdischen Gebiete setzt, einen Kriminellen zu machen. (Ironischerweise hat auch Präsident Obama an der Klagemauer gebetet, die er als illegal besetzt erachtet.)

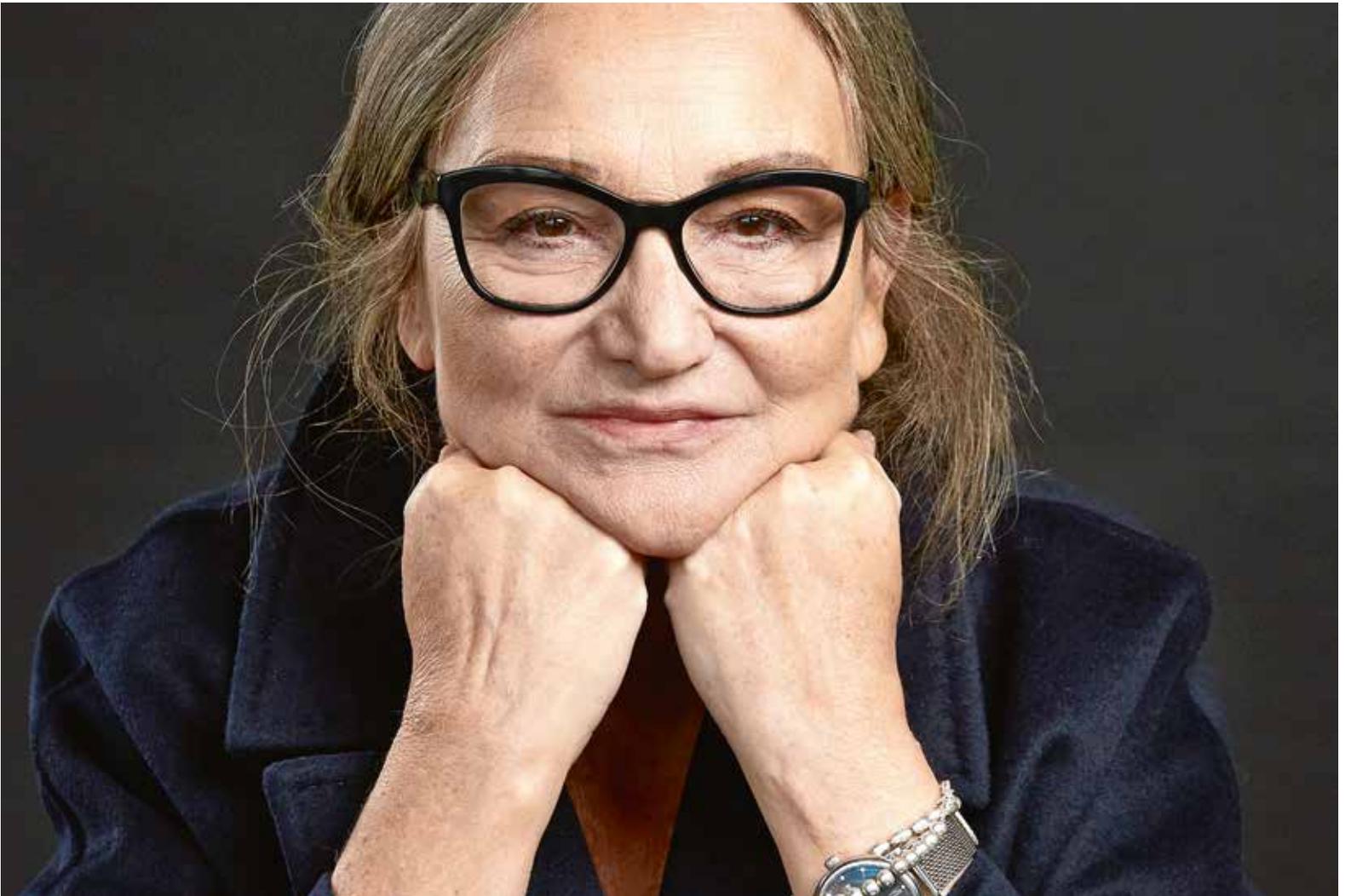
Die Vereinten Nationen, angestiftet von Obama, haben jegliche israelische Präsenz in umstrittenen Teilen Jerusalems, einschliesslich jener, deren jüdische Herkunft ausser Frage steht, zu einem dauerhaften internationalen Verbrechen erklärt. Donald Trump hatte daher jedes Recht, sich von den Fesseln zu befreien, die ihm sein Vorgänger angelegt hatte, und den Schaden zu beheben, den dieser angerichtet hatte.

Einige haben argumentiert, dass eine Anerkennung Jerusalems Gewalttaten arabischer Terroristen provozieren werde. Aber keine Entscheidung der USA darf je von einer möglichen Gewaltandrohung beeinflusst werden. Terroristen dürfen kein Vetorecht über Amerikas Politik haben. Gäben die Amerikaner Drohungen nach, würden sie nur andere dazu ermutigen, auf alle Friedenspläne ebenfalls mit Gewalt zu reagieren.

Lasst uns daher Donald Trump loben, der das Richtige getan hat, indem er Obamas falsche Entscheidung ungeschehen machte.



Alan Dershowitz ist einer der prominentesten Rechtsanwälte in den USA. Der emeritierte Harvard-Professor arbeitete unter anderem auch mit den Juristen von Nelson Mandela zusammen. Dershowitz ist 79 Jahre alt und wohnt in New York City.



«Unsichtbar ist nur, wer sich so fühlt»: Autorin Früh.

«Man kann beruflich gut und nett sein»

Katja Früh, eine der erfolgreichsten Drehbuchautorinnen und Regisseurinnen des Schweizer Fernsehens, über ihren Vater Kurt Früh, die Macht der Quote und #MeToo.

Von Franziska K. Müller

Wenn sie einen Raum betritt, lässt ihre Präsenz die Menschen aufblicken. «Die Mode und die Persönlichkeit helfen beim Älterwerden», sagt Katja Früh, 64. Untrennbar zu ihrer eigenen Person gehört auch der Spass an der Arbeit; der scharfe Blick, mit dem die Autorin neuerdings weibliche Schwachstellen in ihrer Altersgruppe seziert: das eng gewordene Prada-Kleid, die lange nicht mehr getragenen Stiletto – der ständige Kampf gegen ein Selbst, das am liebsten ausgeleierte Pyjamas tragen würde und eine Vorliebe für Kochsendungen und Caramelglace entwickelt hat. «Einmal dachten wir freien und selbstbestimmten Frauen, wir kämpften für uns. Und was haben wir nun davon? Salat und Gemüsebrühe!», sagt Katja Früh.

Frau Früh, fast im Pensionsalter, verbringen Sie heute auch einmal Nachmittage

mit Nichtstun. Dass geschäftig sein muss, wer etwas gelten will, wissen Sie gleichzeitig nur zu gut. Wie beantworten Sie heute die Frage, die der Titel Ihres Buches ist, «Bin ich jemand?»?

Der Buchtitel ist ironisch gemeint, denn diese Frage treibt mich nicht besonders um. Jeder Mensch ist jemand. Menschen in unserem Business haben aber vor allem einen starken Drang, etwas Besonderes zu sein. Das nervt mich zunehmend.

Ein Jemand lebt in der dauernden Panik, irgendwann ein Niemand zu sein – ein Umstand, der auch Ihrem Vater, dem grossen Kurt Früh, Probleme bereitete. War das sein Niedergang?

Mein Vater hat eher an sich selbst gelitten. Der Erfolg, den er mitunter hatte, tat ihm gut, manchmal etwas zu gut, auf jeden Fall konnte er seine nagenden Selbstzweifel be-

ruhigen – zeitweise. Der Niedergang, wie Sie es nennen, hatte wohl mehr mit seinen Krankheiten und Süchten zu tun als mit fehlender Anerkennung. Aber sicher: Schön war es für ihn nicht, dass er in seinen letzten Jahren vergessen wurde.

Ihr Vater wurde mit Kassenschlagern wie «Bäckerei Zürrer» oder «Polizischt Wäckerli» berühmt, kämpfte aber zeit seines Lebens um Anerkennung im Feuilleton. Auch Sie stören sich an den Bezeichnungen «Heimatfilm» und «Dialektkomödie». Warum eigentlich?

Unter einem Heimatfilm versteht man eine Geschichte, die die Heimat verklärt und das Heimatgefühl stärkt. Ein solcher Film ist niemals kritisch und zeigt die Heimat nur von ihrer Sonnenseite. Das ist erstens langweilig und zweitens verlogen. Hier hat Heimat den Beigeschmack des Nationalismus – und da bin ich sehr empfindlich. Der Begriff Dialekt-

komödie ist weniger schlimm, aber auch da wird suggeriert, dass der Dialekt das Wichtige der Geschichte ist, dass die Produktion fürs «Volk» bestimmt ist, also für die einfacher gestrickten Menschen. Zudem haben ganz bestimmte, traditionalistische Kreise die Dialektkomödie für sich gepachtet, und schon darum müsste man sie umtaufen. Patrick Frey und ich nennen unsere Stücke «Problemkomödien», damit nicht die Idee aufkommt, dass Komödie und Dialekt automatisch harmlos sind.

Und doch setzt sich langsam durch, wofür auch Ihr Vater gekämpft hat?

Ja, es gibt eine neue Generation, die ganz selbstverständlich gute Filme auf Schweizerdeutsch dreht, und das ohne Heimatgeschmack. Einfach weil es unsere Sprache ist.

Ihr langjähriger Arbeitspartner Patrick Frey sagte einmal über Sie: «Es gelingt ihr wie kaum jemandem in der Schweiz, die Emotionalität und das Ungewöhnliche im Alltag aufzuzeigen – ohne platt zu sein.» Was ist guter Humor für Sie?

Nichts gegen Spass, aber guter Humor hat doch auch mit Intelligenz zu tun, mit scharfer Beobachtung und einem bestimmten Blick auf die Welt. Je genauer der Humor eine Situation trifft, in der vielleicht auch ein Wiedererkennen möglich ist, desto lustiger wird es.

Nach der Absetzung von «Lüthi und Blanc» gab es nur kurze Zeit eine Nachfolge-Soap. Sie sagten: «Sterben Schweizer Serien, ist der Aufschwung der ganzen Filmbranche gefährdet.» Wie würden Sie den heutigen Zustand der Branche beschreiben?

So wie immer. Zu wenig Geld, zu viel Neid, zu wenig Kinoeintritte. Serienproduktionen wie «Lüthi und Blanc» schaffen eben auch viele Ausbildungsplätze für Junge. Da lernt man das Erzählen filmischer Geschichten, was wichtig ist und einer Filmbranche guttut. Allerdings gibt es auch andere interessante Ansätze: Ich unterrichte an der Filmschule der ZHDK, was mich richtig glücklich macht und mich – der neuen Generation wegen – hoffnungsvoll in die Zukunft blicken lässt. Es sei denn, die «No Billag»-Initiative wird angenommen: Dann ist natürlich Schluss.

Sie beschreiben in Ihrem Buch die Anfänge Ihres Engagements beim Radio. Man hatte Zeit und Geld wie Heu, und die Truppe durfte zehn Tage lang im «Hilton» residieren, wenn der Chef dies angemessen und künstlerisch aufbauend fand. War das gut oder schlecht?

Die Begriffe «Quoten» und «Gebührenzahler» existierten damals nicht. Ich bin schon der Meinung, dass wirklich gute, kreative Arbeit auch Freiheit braucht. Ein gewisses Mass davon jedenfalls. Unbeschwert sein und ausprobieren dürfen, das

kann tatsächlich zu sehr guten Ergebnissen führen. Das heisst aber nicht, dass man zehn Tage lang im «Hilton» wohnen muss. Das ist sehr lange her und hat sich gründlich geändert. Heute ist Sparen angesagt, und obwohl ich die Gründe dafür bestens verstehe, erlaube ich mir ab und zu ein bisschen Wehmut, wenn ich an diese Jubelzeit zurückdenke.

Ihre jüngeren Theaterproduktionen drehen sich um Sterbehilfe, um ein geriatrisches Quartett, das eine Alters-WG aufbauen will, und um die Abnutzungserscheinungen in langjährigen Beziehungen. Haben Sie der Leidenschaft und den High Heels mit zunehmendem Alter abgeschworen?

Für Schuhe interessiere ich mich noch immer und für die Liebe auch. Unsere «Bettgeschich-

«Hier hat Heimat den Beigeschmack des Nationalismus – und da bin ich sehr empfindlich.»

te für zwei Personen» ist übrigens ziemlich jung besetzt. Die Probleme der beiden Figuren sind aber eigentlich universell. Junge wie Alte können sich also damit identifizieren. Den Kern des Stücks bilden zwei Menschen, die sich lieben – und alles falsch machen. Das Thema Alter hat mich übrigens schon immer fasziniert, mit dreissig schrieb ich sieben Jahre lang Hörspiele über und für Achtzigjährige. Andererseits hat das Thema Sterbehilfe – weil in meinem Umfeld erlebt – heute eine andere Dringlichkeit bekommen. Ebenso wie der Traum von einer Alters-WG.

Ältere Schauspielerinnen klagen darüber, dass sie ab vierzig keine Rollen mehr kriegen: Sind die Machtverhältnisse im Showbiz so ungerecht, wie man uns im Rahmen der #MeToo-Debatte glauben machen will?

Unsichtbar ist nur, wer sich so fühlt. Für Schauspielerinnen ist das Altern aber kein Zuckerschlecken. Das war natürlich schon früher so, bei den klassischen Autoren. Da gab es vor allem Männerrollen, ein paar wenige für junge schöne Frauen, und die älteren Damen durften vielleicht noch die Amme spielen. Auch sonst läuft etwas schief in unserem Business. Die Machtverhältnisse sind extrem ungleich. Die #MeToo-Debatte will uns also nichts glauben machen: Es ist einfach höchste Zeit, dass es sie gibt. Gefährlich ist nur, dass es zu einer doppelmoralischen Hetze kommt, welche die wirklich Mächtigen ausspart: zum Beispiel Donald Trump.

Sie veröffentlichen in Ihrem Buch einen «Brief einer Schauspielerin», in dem diese einen Regisseur anklagt, sie gedemütigt zu haben. Es geht nicht um körperliche, sondern um psychische Übergriffe. Kommt das häufiger vor?

Ja, und die Realität ist in Tat und Wahrheit schlimmer als in meinem «Brief einer Schau-

spielerin». Wenn jemand ein Casting hat, und der Regisseur sitzt da und beurteilt ihn, ist das schon von Natur aus eine demütigende Situation. Als Schauspieler, egal ob Mann oder Frau, lässt man sich sehr tief in die Seele blicken. Das muss ein Regisseur wissen und sich danach verhalten. Aber ich habe oft den Eindruck, dass es Regisseure und Produzenten gibt, die ihre Machtposition zu sehr geniessen.

Sie haben auch als Schauspielerin angefangen, diesen Beruf aber schnell an den Nagel gehängt. Als Regisseurin geniessen Sie Macht: Gehen Frauen mit solchen Positionen anders um als Männer, oder haben Frauen einfach keine Lust, ihre Überlegenheit auf der sexuellen Ebene auszuspielen?

Dieser Macht war und bin ich mir gar nicht richtig bewusst.

Sagen das nicht alle?

Auch als Regisseurin hat man Angst. Gesteht man sich diese Tatsache ein, ist die Gefahr eines Machtmissbrauchs weniger gross. Mir wurde im Beruf manchmal vorgeworfen, ich sei zu nett. Dann antwortete ich: «Man kann beruflich gut und nett sein. Das ist meine tiefste Überzeugung.»

Welche Themen der nationalen Politik, aber auch der Weltpolitik im Jahr 2017 würden Ihrer Ansicht nach die beste Vorlage für eine Komödie liefern?

Das würde ich Ihnen bestimmt nicht verraten, denn nach solchen Ideen suchen alle. Und in Sachen Plagiat habe ich schon sehr unangenehme Erfahrungen gemacht. Nur so viel: Je schlechter die Welt, desto mehr Stoff für die Geschichtschreiber. Patrick Frey und ich arbeiten zurzeit an zwei Theaterstücken; das eine dreht sich um Überforderung und Depression, das andere ist zu einem politischen Thema – aber das verraten wir noch nicht. ○

SATURDAY NIGHT POKER

presented by

SWISS CASINOS

Pfäffikon SZ • St. Gallen • Schaffhausen • Zürich

Pop-Helden unserer Kinder

Die Jugend von heute streamt Musik aus digitalen Wolken und kennt Madonna bestenfalls vom Hörensagen. Wer sind ihre Stars? Nachhilfeunterricht für die Generation der CD-Gruftis.

Von Thomas Renggli

Beim Versuch, die Welt der eigenen Kinder zu verstehen, stösst man regelmässig an Grenzen. Um die Frage zu beantworten, ob man noch die gleiche Sprache spricht, gibt es allerdings deutliche Anhaltspunkte – zum Beispiel der Fussballklub, zu dem sich der Nachwuchs bekennt, oder die Musik, die laut aus dem Kinderzimmer dröhnt.

Bereits nach der ersten Woche im Kindergarten war die elterliche Einflussnahme in Richtung FCZ beim vierjährigen Thomas verpufft. «Hopp, Sangg Gallä», sagte der Filius in breitem Ostschweizer Dialekt. Und Tochter Mascha, 7, hörte anfänglich zwar hin, als ihr der Vater «Ob-la-di Ob-la-da» von den Beatles vorspielte. «Yellow Submarine» weckte dank den Comicfiguren auf dem Cover immerhin kurzfristig ihr Interesse. Doch auf dem Pausenplatz der Primarschule lockt man damit keinen Knirpse vom Spielplatz weg. Also machte ich mich auf die Suche nach den Trendsettern in unserer Nachbarschaft – wobei das Wort Trendsetter (wie ich hören musste) heillos veraltet ist. Im Zeitalter der Digitalisierung heisst das «Influencer».

In diesem Fall handelt es sich um Noelle, 12, und Eliot, 10. Beide aus gutbürgerlicher Nachbarschaft, aber dank ihren Familien durchaus repräsentativ für die globalisierte Jugend.

Noelle kennt dank ihrem tschechischen Grossvater auch die Realität des wilden Ostens. Eliot ist ein Kind von schwedischen Eltern – und damit konfrontiert mit dem rauen Charme der Stockholmer Vorstadtkultur. Die beiden erklären, was die Generation der CD-Gruftis höchstens vom Hörensagen kennt.

Zara Larsson. Für Eliot ist es Ehrensache, dass auch eine schwedische Landsfrau weit oben auf seiner Playlist steht: Zara Larsson. Die 20-jährige Stockholmerin verzaubert die Kids in ganz Europa – auch weil ihre Karriere perfekt ins Schema der neuen Medienwelt passt. Mit elf Jahren sorgte sie in der schwedischen Casting-Show «Talang» für Furore. Ein Video des Finalauftritts wurde zum Youtube-Hit und über 15 Millionen Mal angeklickt. Doch Larsson ist mehr als ein One-Hit-Wonder. Ihr 2017 veröffentlichtes zweites Album schaffte es in Schweden (wie schon ihr Erstling) auf Platz eins der Hitparade. Auch in Australien, Dänemark, Finnland, Neuseeland, den Niederlanden, Norwegen und Grossbritannien stürmte sie die Top Ten. Bei ihrem Konzert in Zürich versetzte sie ihre Schweizer Fans Anfang November in Ekstase.

Tori Kelly. Wie Larsson ist die 25-jährige Kalifornierin ein Kind der Castingshows. Zum globalen Star wurde sie aber erst durch ihre selbstinszenierten Auftritte auf YouTube. Mit einer Coverversion des Songs «Thinkin' 'Bout You» von Frank Ocean erreichte sie 24 Millionen Zugriffe. Kelly ist auch auf der Bühne eine Attraktion. Unter anderem trat sie schon als Supporting-Act von Ed Sheeran und Jewel auf. Und nach dem Tod von Prince gehörte sie am 13. Oktober 2016 in Saint-Paul zum Line-up am Tribute-Konzert zu Ehren des Superstars.

Shawn Mendes. Von der Popikone Madonna hat Eliot «irgendwo schon gehört». Der talentierte Fussballer nennt sie zunächst aber «Maradona». Sattelfest ist er dagegen, was die Musik von Shawn Mendes betrifft. Der 19-jährige Kanadier aus Toronto gehört zu den grossen Stars der Rentnergeneration. Obwohl seine Songs im Radio und Fernsehen anfänglich kaum gespielt wurden, erreichte er beim Videoportal Vine 3,8 Millionen Anhänger. Mit den Videos zu seinen Liedern «Show You» und «Something Big» knackte er auf YouTube die Marke von 10 Millionen Aufrufen. Noelles Lieblingslied von Mendes heisst:



«Switzerland zero points»: Charlie Puth, Lil Pump, Avicii.

«Treat You Better». Eliot kann dies grundsätzlich nachvollziehen, findet den Song mittlerweile aber «nicht mehr so cool».

The Score. Die Indie-Pop-Band aus New York schaffte den Eingang in die Gehörgänge der Jugend über die britische Supermarktkette Asda. Diese wählte das Lied «Oh My Love» als Soundtrack für ihre Werbekampagne 2015. Der Song, der auf der iPhone-Playlist von Eliot weit oben steht, heisst «Unstoppable» – veröffentlicht 2015 auf einer EP, was schon fast nostalgische Gefühle hochkommen lässt. Das Zwischenstück zwischen Single und Langspielplatte stand schon im vorsintflutlichen Vinyl-Zeitalter hoch im Kurs. Eliot sagt über The Score: «Die Band gefällt mir, weil sie erfreuende Musik macht.» Noelle sieht es mit der Weisheit einer Sechstklässlerin etwas differenzierter: «Es gibt Lieder, die gefallen allen. Und plötzlich hört man sie trotzdem nicht mehr.»

Avicii. Der schwedische DJ Tim Bergling gehört ebenfalls in die Kategorie der Feelgood-Barden im Online-Zeitalter. Er tritt unter diversen Künstlernamen auf – darunter Avicii. Das Wort ist eine Ableitung vom buddhistischen Ausdruck für «Hölle»: Avici. Weil dieser Name beim Netzwerk Myspace allerdings schon vergeben war, setzte Bergling kurzerhand ein zweites «i» dahinter. Der Song «Without You» aus dem Jahre 2016 war Avicis siebenter Nummer-eins-Hit in Schweden. In der Interpretation des schwedischen Singer-



Mehr als ein Onehit-Wonder: Zara Larsson.

Songwriters Sandro Cavazza avancierte er durch das Selfmade-Video eines Fans auch auf den Schweizer Pausenplätzen zum Reisser. Das freut die Eltern. Der adrett frisierte Avicii hat trotz des Namens wenig Diabolisches an sich.

Kollegah & Farid Bang. Gleiches lässt sich von den bösen Buben des deutschen Raps nicht sagen. Kollegah & Farid Bang schafften es in der Schweiz mit «Ave Maria» in die Charts – und damit auf die Playlist von SRF 3. Die Ausstrahlung des Songs mit sexistischen und vulgären Textpassagen wurde zum Politikum. SVP-Nationalrätin Natalie Rickli zeigte sich tief schockiert. Es sei nicht nachvollziehbar, dass SRF den Song ausgestrahlt habe, sagte die Verfechterin der «No Billag»-Initiative. Support erhielt sie vom anderen Ende des politischen Spektrums: «Das Lied ist grauenhaft. Es gibt Grenzen, auch wenn es um Kultur geht», kommentierte SP-Nationalrätin Chantal Galladé. Die Mutter von Noelle, Michaela Kneup, pflichtet ihr bei: «So etwas kommt bei uns nicht ins Haus.»

Musical.ly. Dass Rap aber selbst in bürgerlichen Familien zum guten Ton gehört, zeigt die Social-Media-App Musical.ly. Damit vernetzten sich die sogenannten «Muser». Sie filmen sich mit der eigenen Handykamera zu einem Playback-Song. Dabei tanzen und gestikulieren sie – bewegen die Lippen und schneiden Grimassen. So lassen sich Videos zu allen möglichen Musikstücken oder Filmsequenzen erstellen. Zugänglich sind die Eigenproduktionen nur für die als Freunde verlinkten «Muser». Musical.ly wurde 2014 von den Chinesen Louis Yang

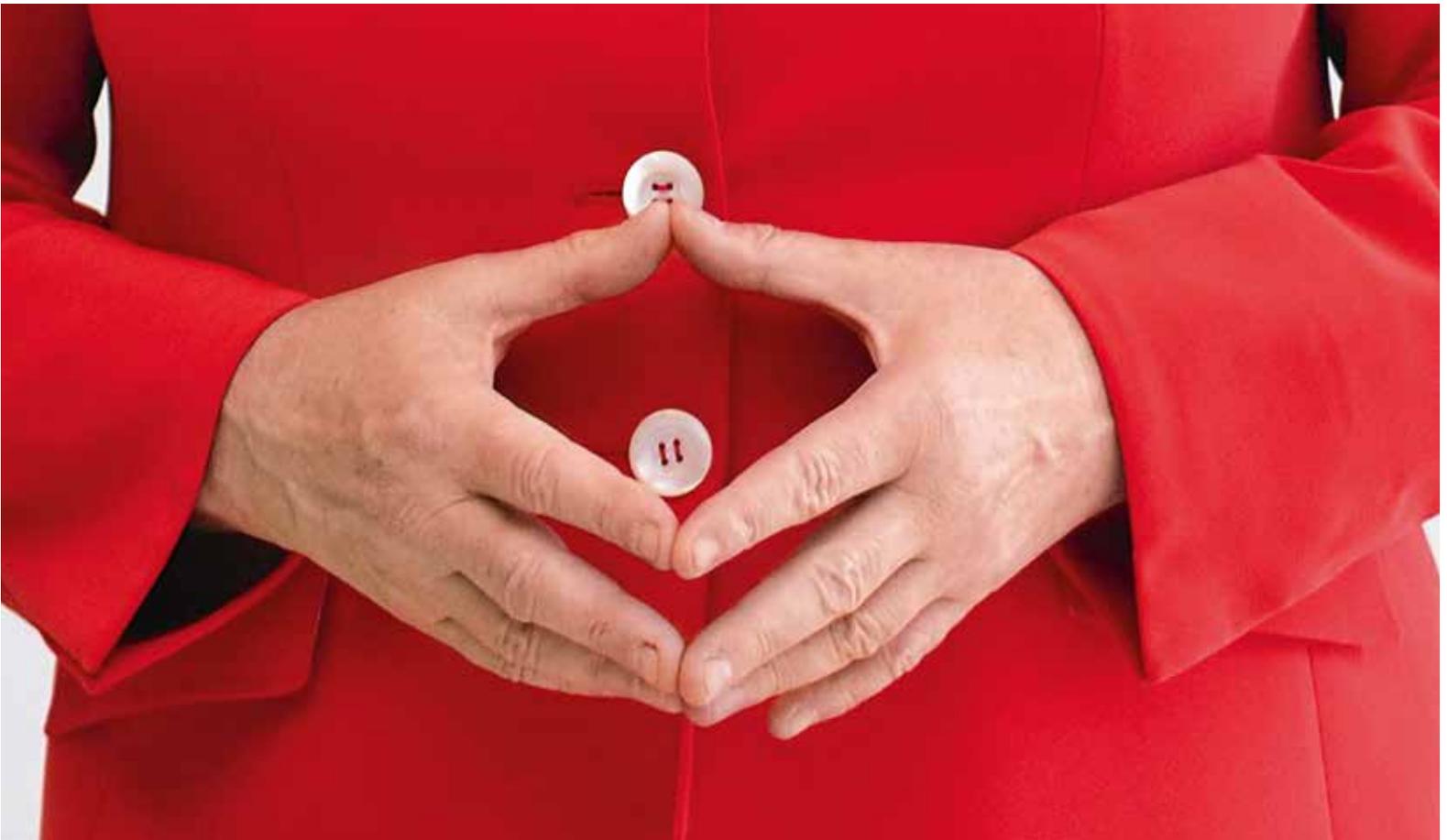
und Alex Zhu entwickelt. Schon zwei Jahre später hatte die Plattform weltweit 140 Millionen Benutzer. Vor ein paar Monaten wurde sie für rund eine Milliarde Dollar vom chinesischen Medienunternehmen Beijing Bytedance Technology gekauft. Noelle verbindet mit dieser App auch schmerzhaft Erinnerungen. Weil sie das Passwort vergessen hatte, stand sie vorübergehend im Abseits – glücklicherweise aber nur virtuell. Ihre Mutter konnte den Zugang reaktivieren.

Charlie Puth. Das Attribut «mega-in» erhält der amerikanische Singer-Songwriter Charlie Puth sowohl von Noelle als auch von Eliot. Der junge Mann trägt eine Narbe im Gesicht – herrührend von einem Hundebiss in der frühen Kindheit. Die darauf zurückzuführende markante Augenbraue dient im Orbit der sozialen Netzwerke als Verkaufsargument. Puth, ein Absolvent des renommierten Berklee College of Music in Boston, ist ein typisches Youtube-Kind. Seine Karriere lancierte er durch das Hochladen von Coversongs. Vor allem seine akustische Version des Adele-Hits «Someone Like You» verhalf ihm zu globaler Bekanntheit.

Lil Pump. Der 17-jährige Jüngling aus Miami wirkt mit seinen roten Dreadlocks wie ein unehelicher Enkel von Bob Marley. Seinen ersten Song, einen sogenannten Freestyle-Rap-Track, veröffentlichte er 2016 im Eigenverfahren auf dem Online-Musikdienst Soundcloud. Dort erlangte er schnell grosse Popularität. Seine Singles «D Rose» und «Boss» wurden 2017 über 70 Millionen Mal abgespielt. Dieser Erfolg verhalf Lil Pump, der mit bürgerlichem Namen Gazy Garcia heisst, zu einem Vertrag mit Warner Bros. Sein aktueller Song «Gucci Gang» erreichte in den amerikanischen «Billboard Hot 100» den dritten Platz. Noelle rümpft darüber schnöde die Nase. Ihr achtjähriger Bruder Jerome aber findet das Stück den «absoluten Burner».

Bligg. Das heimische Musikschaffen hat bei der Jugend keinen leichten Stand. Noelle hält zwar fest, dass sie jeden Tag Radio höre, aber «eigentlich nur um zehn vor acht, wenn «ABC SRF 3» läuft». Einsehen mit unseren Künstlern hat Eliot. Auf seinem (leicht antiquierten) iPhone 4s (aus dem väterlichen Elektroabfall) bringt er Mundart-Rapper Bligg an die musikalische Oberfläche und spielt «Manhattan» ab. In der Wohnzimmer-Jury erhält der Song durchaus Anerkennung. Aber in der freien Wildbahn der Digital natives hätte er es schwer. Die Miene von Noelle lässt nur einen Schluss zu: Auf dem Pausenplatz des Leecher-Schulhauses in Ebmatingen gäbe es dafür «null Punkte». Oder mit anderen Worten: «Switzerland zero points, Suisse zéro points, Svizzera zero punti.» ○





«... dann ist das nicht mein Land.»

Merkel ohne Ende

Eine Analyse in Zitaten. Von Markus M. Ronner

1 — Der Anfang vom Ende

«Die Ereignisse haben gezeigt, dass sich die Aufnahme und <Integration> einer riesigen Zahl von Flüchtlingen als sehr viel schwieriger erwiesen hat, als Frau Merkel uns mit ihrem <Wir schaffen das!> einreden wollte.»

Sahra Wagenknecht, Linken-Fraktionschefin

«Der Merkel-Satz <Wir schaffen das!> sollte zwar die Menschen ermutigen, zugleich aber war er eine Art gefährlicher Selbsthypnose, mit der die gewaltigen Probleme, die der Zustrom von einer Million Migranten unweigerlich mit sich bringt, ausgeblendet wurden.»

Otto Schily, Rechtsanwalt und Bundesinnenminister unter Gerhard Schröder

«Die folgenreichste Entscheidung, die ein deutscher Bundeskanzler je getroffen hat, die Öffnung der deutschen Grenze für Flüchtlinge, traf Angela Merkel einsam, im Gedränge von lauter unwichtigen Terminen, auf dem Rücksitz von Limousinen oder im Geknatter von Rotorblättern und ohne wirkliche Beratung mit irgendjemandem. Bei Bismarck und Adenauer war undenkbar, dass sie in wichti-

gen Momenten der Geschichte ihre Entscheidungs- und Geisteskraft durch unnötiges, geradezu frivoles Herumgereise schwächten.»

Thilo Sarrazin, Volkswirt, Politiker und Autor

«Ich würde wieder so handeln wie im September 2015, als Deutschland Flüchtlinge ohne Registrierung einreisen liess. Deutschland hat in einer humanitären Notlage entschieden, die Grenzen nicht zu schliessen, so dass die Menschen, die wollten, zu uns kommen konnten.»

Angela Merkel, deutsche Noch-Kanzlerin

«Merkel beteuert, sie hätte gar nicht anders entscheiden können, sie bestreitet also faktisch, überhaupt entschieden zu haben.»

Otto Schily

«Frau Merkel hat die Leistungsfähigkeit der staatlichen Strukturen und die Bereitschaft der Bevölkerung, dauerhaft Einschränkungen ihrer Lebensführung hinzunehmen, masslos überschätzt. Die von ihr verbreitete angebliche <positive Grundhaltung> mit ihrem endlosen <Wir schaffen das!> hat es in Wahrheit nie gegeben. Es war nur die Begeisterung einer

kleinen, lauten Minderheit und ängstliches Abwarten der übrigen Deutschen.»

Rainer Wendt, Bundesvorsitzender der Deutschen Polizeigewerkschaft

«Frau Merkel hatte einfach nicht das demokratische Mandat, ein Land so zu verändern, wie das der Fall ist, wenn innert kurzer Zeit Abermillionen islamische Einwanderer im Land sind. Immerhin hatte sich Merkel beim Amtseid verpflichtet, Schaden vom deutschen Volk abzuwenden. Das hat sie nicht getan.»

Rüdiger Safranski, Publizist

«Die Annahme von Frau Merkel, das Problem sei gelöst, wenn man eine Million Flüchtlinge aufnehme, war blanker Unsinn.»

Walter Laqueur, deutsch-israelisch-amerikanischer Historiker und Autor

«Ein Jahr nach Merkels Einladung an die Mühseligen und Beladenen dieser Welt und ziemlich genau nach einem Vierteljahrhundert der historischen deutschen Revolution, die zur Einheit führte, liegen die Ergebnisse ihrer Flüchtlingspolitik wie der riesige Scher-

benhaufen eines missglückten Grossversuchs über den politischen, einstmals «blühenden Landschaften» [Helmut Kohl].»

*Matthias Matussek,
deutscher Publizist und Buchautor*

«Eine offene Gesellschaft bedarf nicht offener Grenzen. Eine Gesellschaft, die ihre Eigentumsrechte nicht zu schützen weiss, gräbt am Fundament, auf dem das erfolgreiche Sozialmodell entstanden ist.»

Kaspar Villiger, Schweizer Alt-Bundesrat

«Wenn eine Staatschefin wie Angela Merkel sagt: «Wir können die Grenzen gar nicht mehr kontrollieren», reiht sie sich ein unter die zerfallenden Staaten wie jene in Afrika. Ein Brite oder ein Franzose würde das nie sagen. Ein Schweizer schon gar nicht.»

Rüdiger Safranski

2 — Das Ende von Europa?

«Wir alle sind extrem besorgt über die Konsequenzen von Merkels Willkommengesten. Jetzt möchten Milliarden von Menschen auf der ganzen Welt gerne in Europa leben. Tun wir nichts dagegen, wird Europa überrannt und zerstört werden.»

*Roger Scruton, britischer Autor
und Philosoph*

«Wir haben mit all unseren Prophezeiungen in Sachen katastrophale Merkel-Flüchtlingspolitik recht bekommen!»

*Horst Seehofer, Noch-CSU-Chef und
Bald-nicht-mehr-Ministerpräsident von Bayern*

«Ich kann nicht umhin, Frau Merkel uneuropäisches Verhalten und simples Denken vorzuwerfen.»

*Jean-Claude Juncker, luxemburgischer
Noch-EU-Regierungschef*



Selfie mit Kanzlerin: Berlin, 2015.

«Wenn wir jetzt anfangen, uns noch entschuldigen zu müssen, dass wir in Notsituationen ein freundliches Gesicht zeigen, dann ist das nicht mein Land.»

Angela Merkel, deutsche Noch-Kanzlerin

«Frau Merkel ist eine tragische Figur. Sie scheitert gerade an der Lösung der Probleme, die sie selber geschaffen hat. Aber sie würde eher ein Dirndl zum Staatsempfang anziehen, als dass sie zugeben würde, dass sie etwas Schwerwiegendes verbockt hat.»

Henryk M. Broder, deutscher Politpublizist

«Seit September 2015 behaupten Kanzlerin Merkel und alle, die ihr Glauben schenken, unverdrossen, die Flüchtlinge seien weniger kriminell als die Deutschen. Dass mit den Flüchtlingen auch todbringende Terroristen kamen, wissen wir inzwischen. Und wir wissen auch, dass unter den Flüchtlingen nur die wenigsten für den deutschen Arbeitsmarkt taugen; das sagt einem nahezu jeder Unternehmer, den man trifft.»

Thilo Sarrazin

«Der Terror wird nicht enden, solange wir uns hartnäckig der Realität verweigern. Die lautet: Der gewalttätige Islamismus hat direkt mit dem Islam zu tun. Wenn es stimmt, dass eine Handvoll irrer Muslime in rasender Kadenz eine ganze friedliebende Religion pervertiert – wo bleibt dann eigentlich der Aufschrei der überwältigten Masse der «friedliebenden» Muslime? Ob nach Madrid, Cannes, Paris, Brüssel, London oder Hamburg – seit Jahren warten wir vergeblich darauf. Warum? Weil islamischer Extremismus kein Randphänomen ist, sondern sich bis tief hinein in die Gesellschaft der modernen Muslime erstreckt. Mit der Behauptung, muslimische Terroristen seien ein Fremdkörper im Haus des Islam, verweigern sich Europas Eliten der Realität. Der vielbeschworene Sieg über den gewalttätigen Islam hat so keine Chance auf Erfolg!»

Urs Gehriger, Weltwoche-Auslandchef

«Ich habe es aufgegeben, mit meinen Freunden und Bekannten über die Folgen der unkontrollierten Einwanderung und der sogenannten Willkommenskultur von Merkel zu diskutieren. Sollen sie doch glauben, dass die «Schutzsuchenden» in kürzester Zeit zu Facharbeitern ausgebildet werden können, dass «wir» sie brauchen, um «demografische Verluste» auszugleichen, dass vor allem muslimische Zuwanderer «eine Chance für Deutschland» sind, weil wir «viele menschliche Werte wie Gastfreundschaft und Toleranz von ihnen lernen können.»

Henryk M. Broder

«Von den weltweit 500 Millionen sind mindestens 50 Millionen Muslime bereit, Gewalt zu akzeptieren, um den Islam zu verteidigen. Zwar lebt nicht jeder, der Gewalt befürwortet, diese auch direkt aus. Aber die Bedrohung geht auch von denen aus, die Radikale unterstützen, sie ermutigen, ihnen Unterschlupf bieten oder einfach den Mund halten, wenn sie Radikalisierung beobachten und Anschlagpläne vermuten.»

*Ruud Koopmans,
niederländischer Migrationsexperte*

>>>

Coop ist international die nachhaltigste Detailhändlerin.
April 2017

Corporate Responsibility Prime
rated by eekom rleslaifich

Taten statt Worte Nr. 280



Starke Sache: Wir sorgen beim Roten Kreuz für volle Pakete.

Seit über 20 Jahren pflegen wir eine enge und intensive Partnerschaft mit dem Schweizerischen Roten Kreuz (SRK). Das SRK bringt unsere Spenden zur richtigen Zeit an den richtigen Ort. So erreichen wir Menschen in Not auf der ganzen Welt – auch in der Schweiz: Für die Aktion «2 x Weihnachten» spenden wir jährlich Waren im Wert von 500 000 Franken.

taten-statt-worte.ch

Schweizerisches Rotes Kreuz



coop

Für mich und dich.

«Das Werk der islamischen Texte und Ideen, die wir über die Jahrhunderte als heilig erklärt haben, erzürnt heute die gesamte Welt.»

Abd al Fattah as-Sisi, ägyptischer Präsident

«Nach jedem noch so verheerenden Terrorakt ist es das gleiche Spiel: Deutschlands von Merkel ritualisierte Politik und seine Medien verdrängen das Motiv der muslimischen Täter – obwohl dieses auf der Hand liegt: Sie hassen uns!» *James Delingpole, britischer Publizist*

3 — Vergebliches Aufbäumen

«Wenn man wie Angela Merkel zu lange im Amt ist, wird die Macht zu selbstverständlich, und der Kontakt zur Basis und die Bodenhaftung gehen verloren.»

Gerhard Schwarz, schweizerisch-österreichischer Ökonom und Publizist

«Sie denkt also nicht an Rücktritt! Alle Parteien ausser der Linken und der AfD überschlagen sich geradezu in Koalitionsangeboten an die Union. Merkel meint, sie könne einfach nur Koalitionsbereite wählen – egal, wer dann unter ihr mitregiert. Doch in der Bundestagswahl wurde die Kanzlerin praktisch abgewählt. Sie hat das Land gespalten und überfordert und komplett die Kontrolle verloren. Aber nach dem schlechtesten Ergebnis seit 1942 hat sie doch tatsächlich gesagt, sie könne nicht erken-



«Dienst für Deutschland»: Merkel.

«Ich habe unendlich viel darüber nachgedacht. Die Entscheidung für eine vierte Kandidatur ist nach elf Jahren alles andere als trivial. Die Menschen hätten in diesen Zeiten wenig Verständnis, wenn ich jetzt nicht noch einmal meine ganze Erfahrung und das, was mir an Glauben und Talenten gegeben ist, in die Waagschale werfen würde, um meinen Dienst für Deutschland zu tun. Die Wahl wird schwierig, es wird Angriffe von rechts und von links geben. Europäisch und international drohen Anfechtungen für unsere Werte und für unsere Art zu leben.»

Angela Merkel, deutsche Virtuosin des eigenen Machterhalts

nen, dass sie irgendwelche Fehler gemacht habe. Ob sie wirklich nicht bemerkt hat, dass mit dieser Wahlpleite der Beginn des langen Abschieds von Angela Merkel eingeleitet worden ist? Sie wird jetzt nur noch als ein Schatten ihrer selbst agieren können.» *Thilo Sarrazin*

4 — «Jamaika» am Ende

«Doch nicht einmal die krachende Niederlage bei den Bundestagswahlen konnte Merkel etwas anhaben. Bei ihr steht das Mysterium ihrer lange währenden Macht im Vordergrund. «In der Ruhe liegt die Macht», sagt sie und meint damit die Macht, der die Anzahl der Wählerstimmen egal ist, solange sich machterhaltende Koalitionspartner finden – einerlei, aus welcher Partei, allenfalls auch aus einem Parteienquartett wie «Jamaika.»»

Michael Dobbs, Baron Dobbs, britischer Politiker

«Das allerdings hätte sie nicht gedacht: Nach ihrer vernichtenden Niederlage bei der Bundestagswahl ist die Merkel auch mit ihren «Jamaika»-Sondierungen grandios gescheitert.»

Alice Weidel, Co-Vorsitzende der AfD-Bundestagsfraktion

«Die Ära Merkel wäre auch zu Ende gegangen, wenn «Jamaika» geklappt hätte.»

Bernd Ulrich, Stv. Chefredaktor der Zeit

«Also ich wäre an unserer Demokratie verzweifelt, wenn es dieser Königin im Paralleluniversum gelungen wäre, eine Koalition aus diesem Parteienquartett zu murksen. Nun sind Neuwahlen ohne all diese verbrauchten Masken eine der grössten Chancen auf einen wirklichen Neubeginn. Der FDP sei Dank!» *Matthias Matussek*

«Es ist besser, nicht zu regieren, als falsch zu regieren.»

Christian Lindner, FDP-Bundesvorsitzender und «Jamaika»-Verhinderer

«Heimlich beneiden führende CSU-Politiker Lindner um seine Chuzpe. Ihr gesundheitlich angeschlagener und nun zurücktretender bayerischer Ministerpräsident Seehofer hat sich, was er jetzt wohl bedauert, bis zuletzt in bedingungsloser Treue an Merkel gefesselt.»

Roland Tichy, deutscher Publizist

«So ist die CSU durch Seehofers Verhalten zum Hofhund der CDU geworden. Er kläfft und fletscht die Zähne. Aber Frauchen hält ihn fest an der Kette. Hätte er sich losgerissen und wäre der FDP zu Hilfe gekommen, wäre es an den Grünen gewesen, die «Jamaika»-Sondierungen scheitern zu lassen.» *Thilo Sarrazin*

5 — Dunkle Wolken

«Es gibt sie also doch noch; die späte politische Gerechtigkeit. Merkels Ende als Kanzlerin wird eingeläutet, obwohl ihre Abwahl im Sep-



Lob des Nichtregierens: FDP-Chef Lindner.

«Den Lindner machen wir auch noch zum Guido!» (Womit Guido Westerwelle, der glücklose Lindner-Vorgänger, gemeint ist, der von Merkel buchstäblich zur Ergebnislosigkeit gebrochen worden war.)

Angela Merkel, wütend über den

«Jamaika»-Verhinderer Christian Lindner

tember 2017 nur eine halbe war und sie alles versucht hat, ihrem Ende zu trotzen. Das Nein der FDP gegen «Jamaika» wird die politische Landschaft umpflügen, auch und gerade personell. Es werden die fallen, die schon nach der Bundestagswahl hätten fallen müssen.»

Christoph Schwennicke, deutscher Chefredaktor des Magazins Cicero

«Die «Kanzlerdämmerung» ist schon öfter herbeigeschrieben worden. Diesmal könnte sie tatsächlich eintreten. Der Autoritäts- und Glaubwürdigkeitsverlust der Kanzlerin ist enorm. Wie will sie daheim regieren und auf der Bühne der Weltpolitik agieren, wenn sie nicht einmal in der Lage ist, sich im kleinen Kreis durchzusetzen? Sie sei, erklärte Regierungssprecher Seibert, «fest entschlossen, Deutschland gut durch schwierige Zeiten zu führen». Ja, was denn sonst? Wofür wird sie bezahlt? Was hat sie eigentlich die letzten zwölf Jahre gemacht? Doch nicht etwa regiert?» *Henryk M. Broder*

«Frank-Walter Steinmeier wird als Bundespräsident Neuwahlen bis zum Äussersten hinauszögern und hoffen, dass eine Grosse Koalition CDU/CSU/SPD unter Merkel zustande kommt. Inzwischen hat sich der Parteivorstand der Sozialdemokraten tatsächlich einstimmig für «ergebnisoffene Gespräche» mit der Union ausgesprochen. Bei Merkel habe ich jedoch die Einschätzung, dass sie, wie es auch weitergeht, unbeugsam weitermacht. Sie wird weder aufgeben noch zurücktreten.» *Thilo Sarrazin*

«Vergessen wir nicht, dass die jetzt offenbar angestrebte «grosse» Koalition eher ein «Koalitionchen» ist.»

Wolfgang Merkel, Politikwissenschaftler und Mitglied der SPD-Grundwertekommission

«Im Fall einer erneuten Regierungsbildung mit der Kanzlerin und mit bangem Blick auf die europaweit darbenende Sozialdemokratie wird die SPD «Trophäen» vorweisen müssen. Und dies wird Merkel noch weiter auf einen Linkskurs zwingen – und das in einer strategischen Lage, da die CDU andauernden Angriffen von der AfD und Teilen der FDP ausgesetzt ist. Das ist alles andere als gut für die Kanzlerin.» *Bernd Ulrich*

«Angela Merkel, an der das Odium des Scheiterns hängt, muss wohl am Ende als Wahlverliererin tatsächlich mit den Sozialdemokraten regieren, die wegen ihres katastrophalen Scheiterns und Stimmenverlustes in der zurückliegenden Koalition mit Merkel eigentlich eine Ruhepause in der Opposition gegen Merkel einlegen wollten. Die neue alte grosse Koalition, die nicht mehr gross ist, sondern auf ein Es-reicht-vielleicht-schon-noch geschrumpft ist, trägt den Ludergeruch notorischer Verlierer und Gestrigkeit in den zerkratschten Anzügen, die am Po glänzen vom ewigen Herumgerutsche auf den wechselnden Stühlen der immer gleichen, zusehends schwindenden Merkel-Macht. Inzwischen wird die SPD von Meinungsforschern als «U-20-Partei» gehandelt; weniger als 20 Prozent sind jämmerlich für eine Partei, für die das Doppelte einst möglich war.» *Roland Tichy*

«So muss sich also die SPD, ob es ihr gefällt oder nicht, erneut dem Würgegriff einer Kanzlerin aussetzen, von der sie immer wieder links überholt wird, wenn es machtpolitisch gerade passt.» *Thilo Sarrazin*

«Immerhin sind die Hürden bei den Sozialdemokraten geringer als bei der FDP. Die SPD-Minister sitzen noch auf der Regierungsbank und müssten die Koalition mit der CDU/CSU einfach fortsetzen. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass es in der gesamten deutschen Politlandschaft einen grossen Wunsch nach Veränderung gegenüber dem gibt, was mit Angela Merkel im Zusammenhang steht. Wenn es eine Gemeinsamkeit gibt, dann die, dass wir alle mit dem Bisherigen nicht einverstanden sind und dringend Veränderungen herbeisehnen.» *Christian Lindner*

6 — Merkel ade!

«Warum fordert denn die SPD, sozusagen als Bedingung ihrer an sich unerwünschten Teilnahme als Koalitionspartner, nicht eine Rotation im Kanzleramt? Dann wäre man Frau Merkel nach einer bestimmten, möglichst kurzen Zeitspanne endlich los!» *Wolfgang Merkel*

«Merkwürdigerweise ist von der CDU in diesen Tagen kaum die Rede. Das hat ihren Grund:

Unter Angela Merkel hat sie programmatisch aufgehört zu existieren. Ihre Programmatik gleicht einer Qualle, die in der vorherrschenden Meeresströmung gestaltlos dahintreibt und sich von extremen Kräften kurzfristig in jede nur denkbare Form pressen lässt.»

Thilo Sarrazin

«Merkel erinnert inzwischen an die Insekten, die sogar noch den Atomkrieg überleben. Sie bleibt einfach immer übrig. Dabei ist das Ende immer jämmerlich. Warum schafft es kein bedeutender Staatsmann – und auch keine Staatsfrau –, den richtigen Moment für einen Abgang in Würde abzapfen? Nun auch Angela Merkel. Weil sie nicht rechtzeitig von der Macht hat lassen können, wird sie nun erleben, wie ihr die Macht zwischen den Fingern zerrinnt.»

Jakob Augstein, deutscher Chefredaktor der Wochenzeitung Der Freitag

Markus M. Ronner ist Publizist und Autor mit erfolgreicher Laufbahn. Er arbeitete zum Teil in leitender Stellung für das Echo der Zeit, Die Weltwoche, Die Welt und andere namhafte Publikationen. Der promovierte Theologe ist auch Herausgeber mehrerer zeitkritischer Aphorismen- und Zitate-Bücher. Unter anderem war er als Ghostwriter für den bekannten deutschen Entertainer Thomas Gottschalk tätig.

Unternehmerin des Jahres:

Martullo-Blocher

schlägt alle.

Diese Woche:
Die besten Chefs 2017.



www.handelszeitung.ch | Jeden Donnerstag neu am Kiosk | Magazin als mobile App für iPad und iPhone | Kostenloser Newsletter

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

Handelszeitung



Wörter und Unwörter des Jahres

Politik ist immer auch ein Kampf um Begriffe. Wer hat die Deutungshoheit im Land? Wer kann seinen Gegner geschickter sprachlich isolieren? Welche Wörter haben 2017 Medien und Gesellschaft umgetrieben? *Von Peter Keller*

Bitcoin — Dollar, Franken, Euro scheinen passé. Die Börse tanzt um die neue Kryptowährung Bitcoin. Wer Anfang Jahr für 10 000 Franken Bitcoins erwarb, hat heute 190 000 Franken auf dem Konto: macht ein Plus von 1900 Prozent. Ob wir hier eine beispiellose Spekulationsblase erleben oder ob digitale Währungen das Papiergeld als Zahlungsmittel ablösen werden – man weiss es nicht. Bitcoin ist jedenfalls seit 2017 in aller Munde und gehört somit definitiv zu den Wörtern des Jahres.

Catexit — Der auch sprachlich verunglückte Versuch, dem Brexit einen katalonischen Austritt aus Spanien folgen zu lassen.

Digitalisierung — Aktuelle Lieblingsmodewort in Politik, Medien und Wirtschaft, um wahlweise Panik oder Aktivismus zu verbreiten oder um wie Volkswirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann einen staatlichen «Aktionsplan Digitalisierung», sprich Hunderte Millionen Franken Steuergelder, zu fordern. Zur Erinnerung: Die Industrialisierung und die Umwandlung der Welt zur Dienstleistungsgesellschaft fand auch ohne bundesrätlichen Aktionsplan statt. Zur Erinnerung 2: Wer erst jetzt von der Digitalisierung spricht, den bestraft das Leben. Das Internet in der heutigen Form entstand bereits in den 1970er Jahren.

Fake News — Nach dem Kindergärtlerprinzip «Ich war es nicht, du aber auch» sich gegenseitig vorgeworfene Verbreitung von Meinungen und Fakten, die einem nicht passen.

Flüchtlinge — Alles, was es irgendwie schafft, mit Schleppern, weggeworfenen Dokumenten und der Hilfe von Nichtregierungsorganisationen illegal nach Europa zu kommen – und vor allem zu bleiben.

Freundschaftsvertrag — Ein Unwort wurde bereits von höchster europäischer Ebene dingfest gemacht: Bei seiner Kurzvisite in der Schweiz bezeichnete EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker das vom Bundesrat angestrebte «Rahmenabkommen» als «schreckliches Unwort». Ihm schwebt dagegen eine andere Kreation vor. Viel lieber möchte der Luxemburger von einem «Freundschaftsvertrag» zwischen der Schweiz und der Europäischen Union sprechen. Damit qualifiziert sich Juncker allerdings selber als Unwort-Schöpfer. Mit Freundschaft hätte ein solcher Vertrag nichts zu tun, denn die Schweiz müsste künftig EU-Recht (fremdes Recht) übernehmen und sich dem Europäischen Gerichtshof (fremden Richtern) unterstellen. Auch als Vertrag kann man dieses, wie soll man es nennen, Kolonialverhältnis nur schwerlich bezeichnen. Das Wesen des Vertrages besteht darin, einen Zustand für beide Seiten festzuschreiben, etwa zwischen Mieter und Vermieter. Das Rahmenabkommen würde aber bedeuten, dass die europäische Rechtsfortentwicklung von der Schweiz übernommen werden muss, und sollte sie sich dem widersetzen, dürfen die EU-Richter «Ausgleichsmassnahmen» (EU-Sprech für Strafen) gegenüber unserem Land

verhängen. Eine dynamische Rechtsentwicklung und Rechtsübernahme liefern auf das Recht des Stärkeren heraus: Spuren muss immer der Kleinere.

Hornkuh-Initiative — Glückliche Schweiz: In welchem Land sonst kann die Bevölkerung über eine spezielle Prämie für «landwirtschaftliche Nutztiere» mit Hörnern (Ziegen, Kühe und Stiere) an der Urne abstimmen?

GroKo — siehe Jamaika

Grüner Güggel — Dass die Grünen die neuen Frömmel sind, zeigt exemplarisch das Label «Grüner Güggel» verschiedener Schweizer Kirchgemeinden. So setzt etwa die reformierte Kirche Meilen mit dieser Umweltinitiative ein Zeichen «unseres kirchlichen Engagements für den nachhaltigen Umgang mit Ressourcen und zur Erhaltung der Schöpfung». Den «Grünen Güggel» erhalten jene Pfarreien, die vorbildlich Energie sparen oder Massnahmen in der «Büroökologie» und der «Umgebungsgestaltung» angehen. Unterstützung leistet dabei der Verein Oeku Kirche und Umwelt, dessen neuheidnisches Credo lautet: «Schöpfungsleitlinien halten die wichtigsten Grundsätze für das umweltgerechte Gemeindeleben fest.» Man könnte das Zertifikat auch für andere Bereiche abwandeln, etwa in die «Grüne Felge» für sparsame Autos oder den «Grünen Griffel», mit dem ein besonders ökokorrekt erzählwerk ausgezeichnet würde.



Jamaika — Kenia, Jamaika, GroKo ... die deutsche Selbstfindungsphase der Regierungsbildung kommt reichlich exotisch daher. Eine Koalition gemäss den jamaikanischen Staatsfarben Schwarz-Gelb-Grün (CDU, FDP, Grüne) ist gescheitert. Von aussen betrachtet, mutete die deutsche Sehnsucht nach einer Karibikinsel, die vor allem für Kiffen, Reggae und Beachpartys bekannt ist, etwas seltsam an für ein Land, das stolz ist auf seine Ingenieure und seine Exportwirtschaft. Bleibt noch die Wiederauflage der grossen Koalition aus CDU und SPD, bekannt als «GroKo». Dass dieses Kürzel auch die Assoziation «Grosses Kotzen» in Kauf nimmt, dürfte nicht nur AfD-Wähler in ihrem Merkel-Verdruss bestätigen.

Krawalltouristen — Die aus ganz Europa (auch der Schweiz) anreisenden «Linksaktivisten», die beim G-20-Gipfel in Hamburg verschiedene Stadtteile verwüsteten, um gegen die freiheitliche Wirtschaftsordnung namens Kapitalismus zu protestieren.

Leichte Sprache — Eine Basler Schule verschickt seit neuestem Elternbriefe nur noch in «leichter Sprache», da besonders Migrantenfamilien Mühe hätten mit der deutschen Sprache. «Ey Mann, Eltern-gespräch um 19 mit Sohn ☺ Mustafa.»

#MeToo — Der diesjährige Oscar «Wort des Jahres» wird wohl definitiv an Harvey Weinstein gehen. Rund hundert Frauen machten öffentlich, dass sie vom amerikanischen Filmproduzenten («Pulp Fiction», «Der englische Patient», «Der Herr der Ringe») sexuell belästigt oder genötigt wurden. Seine Vorlieben für junge Schauspielerinnen waren in Hollywood offenbar schon länger ein Tuschelthema, doch die linksliberale Kulturschickeria deckte die Eskapaden des bekennenden Demokraten

und Unterstützers Hillary Clintons. Unter dem Hashtag «me too» meldeten weltweit Betroffene selbsterlebte sexuelle Übergriffe.

Nationalitäten-Nennung — Auf diese verzichtet künftig die Zürcher Stadtpolizei bei der Meldung von Straftaten. So will es die links-grüne Mehrheit in Parlament und Regierung, um rassistischen Vorurteilen vorzubeugen beziehungsweise die überproportionale Vertretung bestimmter Volksgruppen in den Kriminalstatistiken zu vertuschen.

No Billag — So heisst die Volksinitiative zur Abschaffung der staatlichen Fernseh- und Radiogebühren für die SRG. Die Gegner warnen, damit ginge im Land der unabhängige Qualitätsjournalismus verloren. Die Unabhängigkeit der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalt besteht darin, dass sie zu 75 Prozent von Zwangsgebühren abhängig ist und sich gemäss einer Studie fast drei Viertel aller SRG-Journalisten politisch im linken Spektrum verorten.

Rahmenabkommen — Tarnt sich neuerdings als «Freundschaftsvertrag».

Reset-Knopf — In seiner Bewerbungsphase als Bundesrat versprach der Tessiner FDP-Politiker Ignazio Cassis, er wolle den Reset-Knopf drücken und die Verhandlungen um das Rahmenabkommen aussetzen. Er akzep-

tiere keine fremden Richter und auch keine automatische Rechtsübernahme für die Schweiz. Nun, da Cassis Aussenminister geworden ist, scheint er Mühe zu haben, auf seiner politischen Tastatur besagten Reset-Knopf zu finden. Gelegenheit dazu hätte er bereits gehabt, als der Bundesrat der EU weitere 1,3 Milliarden Franken (Kohäsionsmilliarde) zusagte, ohne eine wirkliche Gegenleistung – zum Beispiel den Verzicht auf ein Rahmenabkommen – auszuhandeln.

Tamynique — Die schwesterliche Verbrüderung der beiden Vornamen Tamy (Glaser) und Dominique (Rinderknecht) – das gemäss *Blick* «berühmteste lesbische Paar» der Schweiz.

Trumpisierung — Das Böse hat einen Namen und eine Frisur: Donald Trump. Ein «gnadenloser Vereinfacher und Populist» habe die US-Wahlen gewonnen, dräute der *Tages-Anzeiger* und warnt, auch der europäischen Politik drohe eine «Trumpisierung». Im «Club» des Schweizer Fernsehens diskutierte man über die «Trumpisierung der Medien». Selbst bei den Auswüchsen des Profi-Fussballs muss der wachsblonde US-Präsident als böse Chiffre erhalten. Die Uefa wolle eine Welt, wie es ihr gefalle, heisst es auf einer deutschen Nachrichtenseite: «Ohne Rücksicht auf Regeln, Gesetze, Gepflogenheiten, Verhandlungsbereitschaft.» Trotz drohender «Trumpisierung» gewann in Frankreich allerdings nicht Marine Le Pen, sondern der neue Heilsbringer Emmanuel Macron die Wahlen. Dass er nebenbei die herkömmlichen Parteien links und rechts pulverisiert und einen auf ihn zugeschnittenen Machtapparat geschaffen hat, brachte auch ihm den Begriff «Macronisierung» ein. In der Regel ist die Endung «-isierung» allerdings den politisch unkorrekten Politikern des rechten Spektrums vorbehalten: Berlusconi-isierung, Blocherisierung, Orbani-isierung.

«Als Chef ist man nicht Wellness-Berater»

Adrian Amstutz, Klartexter, tritt als SVP-Fraktionschef ab. Hier zieht er Bilanz über seine menschlichen und politischen Erfahrungen im Bundeshaus. Er verrät, wer für ihn der klügste Linke ist, wer den besten Humor hat und warum er die Sexismus-Debatte für «Quatsch» hält. *Von Philipp Gut*

Er kennt das Bundeshaus und seine illustren Bewohner aus intimer Nähe. Seit vierzehn Jahren sitzt Adrian Amstutz, 64, im Nationalrat, in den letzten sechs Jahren führte er die grösste Parlamentsfraktion mit eiserner Hand. Der Berner Oberländer Bauunternehmer war Weltcupsieger im Fallschirmspringen und hält nichts von Mätzchen und falscher Höflichkeit. «Lieber ehrlich unanständig als unehrlich anständig», lautet sein Motto. Es müsse erlaubt sein, eine Lüge «Lüge» zu nennen, auch wenn sie von einer Bundesrätin komme, sagt Amstutz in Anspielung auf ein legendäres «Arena»-Duell mit Simonetta Sommaruga (SP). Das Mikrofon ist offen.

Herr Amstutz, worüber haben Sie sich in diesem Jahr am meisten gefreut?

Dass ich einen Wandel feststelle bei den Besuchern im Bundeshaus, namentlich bei den Jugendlichen. Brandete einem früher eine Anti-SVP-Haltung, ja geradezu Hass entgegen – zum Teil auch von den Lehrern gesteuert –, so nehme ich heute eher eine unterstützende Stimmung wahr. Das nährt die Hoffnung, dass sich die Politik in einigen Jahren insbesondere in Sachen EU-Unterwürfigkeit, Massenzuwanderung und Asylwesen ändern wird.

Was hat Sie besonders geärgert?

Das Parlament, das nach wie vor diese Anti-SVP-Haltung lebt. Es ist offenbar noch nicht dort, wo die jungen Menschen bereits sind.

Sie sitzen seit 2003 im Nationalrat. Wie hat sich der Bundeshausbetrieb in dieser Zeit verändert?

Das Bundeshaus war immer ähnlich aufgestellt – ähnlich kompliziert. Wir bereiten die Geschäfte stundenlang in den Kommissionen vor und reden dann im Parlament nochmals stundenlang über das genau Gleiche. Dabei könnten wir mit demselben Resultat viel schneller abstimmen.

Das Parlament liefert Show-Debatten?

«Show-Debatten» ist nicht der richtige Ausdruck. Die Vorarbeiten werden ja in Kommissionen und dann an den Fraktionssitzungen geleistet, die Positionen sind eingenommen. Viel zu oft werden die Statements nur heruntergelesen. Wir haben eine zunehmende Professionalisie-

rung des Parlaments im negativen Sinn. Die Sitzungen nehmen mehr Zeit in Anspruch, weil immer mehr Parlamentarier von diesem Mandat leben und Sitzungsgelder kassieren wollen.

Wenn die Meinungen doch gemacht sind, warum braucht es die Debatten überhaupt?

Das hat damit zu tun, dass die Kommis-

sionssitzungen geheim sind. Man muss dann nochmals öffentlich die Argumente darlegen. Es würde viel bringen, wenn die Kommissionssitzungen öffentlich wären. Auch die Bundesratssitzungen sollten öffentlich sein. Mit der Geheimhaltung ist es doch ein Theater: Heikle Informationen gelangen zu den Medien, bevor das Protokoll



«Wir sind noch immer viel zu brav»: SVP-Politiker Amstutz.

geschrieben ist. Von der Geheimhaltung halte ich nichts, wir leben in einer offenen Demokratie. Warum sollte die Wählerschaft nicht wissen, wie ein Geschäft zustande gekommen ist?

Sie haben sechs Jahre lang die grösste Bundeshausfraktion präsiert. Welches war der schwierigste Moment?

Die Bundesratswahlen 2015 waren schwierig. Wir wussten, dass die Linke einen Angriff plante. Das konnten wir mit unserer Dreierkandidatur aus allen drei Sprachregionen und mit einer breiten Auswahl an Kandidaten verhindern.

Ist es denn überhaupt so wichtig, einen Bundesrat zu haben?

Ja, es hat Vor- und Nachteile. Den direkten

Draht nutzen alle Bundesratsparteien, um ihre Anliegen in den Bundesrat zu tragen. Gerade in diesem Bereich sind wir im Vergleich zu den anderen Parteien immer noch viel zu brav.

Die SVP ist zu anständig?

Wir sind zurückhaltend, wohl auch weil wir dauernd im Fokus stehen. Ich wünschte mir, dass wir da noch einen Zacken zulegen, um gleich lange Spiesse zu schaffen. Unsere SVP-Bundesräte sollten ihre Haltung auch gegen aussen klarmachen.

Sie halten Ueli Maurer und Guy Parmelin für Leisetreter?

Sie halten sich strikt an das Kollegialitätsprinzip. Das Problem ist: Wenn die anderen Bundesräte sich nicht daran halten, machst du stets *Zweite*. Andere Bundesräte machen ihre Projekte schon vor der Bundesratssitzung in den Sonntagszeitungen publik, bringen damit ihre Partei auf Kurs und schaffen Sachzwänge.

Sie sind Mitglied der Sicherheitskommission. Ist Verteidigungsminister Parmelin auf Kurs?

Ja. Er macht sehr gute Arbeit. Das Problem bei der Armee ist, dass wir einen «Krieg der Sterne» haben: Boden gegen Luft, Bürokrati-

Kollegialitätsprinzip? «Wenn die anderen Bundesräte sich nicht daran halten, machst du stets *Zweite*.»

ten gegen Frontleute. Die öffentliche Diskussion über die Sicherheit der Menschen in unserem Land wird von allen Verantwortlichen nur mit gefährlich angezogener Handbremse geführt. Die Verantwortlichen müssen aus den Schützengräben steigen und öffentlich klar kommunizieren, was notwendig ist, um den Schutz der Menschen in der Schweiz sicherzustellen.

An der Spitze des Verteidigungsdepartements standen fast immer SVP-Bundesräte. Mit deren Leistung können Sie nicht zufrieden sein.

Bin ich auch nicht. Es war aber immer die Mitte-links-Parlamentsmehrheit, die unsere Bundesräte auf diesen Kurs gezwungen hat. Bei der ersten grossen Armee reform unter Adolf Ogi hat man begonnen, die Armee von der Bevölkerung zu entfremden. Das war der grösste Fehler: der Rückzug aus der Fläche, der Rückzug auf die Waffenplätze und in die Kasernen – mit dem Resultat, dass die allermeisten Menschen in der Schweiz ihre Armee nicht mehr spüren. Man hat die grossen Manöver abgeschafft. Man hat das Personal abgebaut und die regionalen und kantonalen Strukturen aufgelöst. Damit hat man viel Motivation zerstört. Wenn früher das Berner Oberländer Regiment einrückte, wusste man genau, wer in den WK musste. Wer nicht ging und zu Hause herumlungert

te oder in der Beiz hockte, der fiel auf. Heute ist das alles anonym.

Welches war der grösste Triumph, den Sie als Fraktionschef gefeiert haben?

Ich wehre mich dagegen, irgendeinen Erfolg als Fraktionschef für mich zu verbuchen. Das wäre anmassend. Als Sportler und ehemaliger Coach der Fallschirm-Nationalmannschaft weiss ich genau, dass ein Coach ohne Mannschaft einfach nichts ist.

Man kann das Amt des Fraktionschefs verschieden interpretieren: als Einpeitscher gegen innen, aber auch als eine Art Aussenminister, der auf die anderen Fraktionen zugeht und Allianzen schmiedet. Sie gelten eher als Feldweibel. Sind Sie damit einverstanden?

Es braucht beides, und ich bin der Meinung, dass mir dies oft gelungen ist. Als Chef ist man ja nicht der Wellness-Berater der Fraktion, sondern deren Präsident. Von mir wurde erwartet, dass ich die Fraktion dem Wählerauftrag gemäss führe. Das heisst nicht, dass ich ständig Kompromisse schliesse und billige Erfolge feiere. Die CVP macht das die ganze Zeit. Und wo ist sie heute? Es ist keine Kunst, zur Mehrheit zu gehören, wenn man ständig schaut, woher der Wind im Saal weht, und dann mitbläst. Die SVP ist nicht im Bundeshaus, um es *gäbig* zu haben. Da halte ich es mit Wilhelm Tell, der hätte es auch *gäbig* haben können, er hätte nur diesen Gesslerhut grüssen müssen. Er wollte es eben nicht *gäbig* haben, zugunsten von Land und Leuten. Das ist mein Leitbild.

Die SVP läuft mit ihren Kernanliegen immer wieder auf. Woran liegt das?

Die Masseneinwanderungsinitiative ist ein Paradebeispiel. Sie war der grösste Erfolg mit der Volksmehrheit – und zugleich die grösste Niederlage im Parlament, weil sich die anderen Parteien keinen Deut um den Volksauftrag scherten. Es ist keine Light-Umsetzung, es ist eine Verweigerung der Umsetzung und damit ein klarer Verfassungsbruch. Die Linken haben eine andere politische Zielsetzung, und die Mitteparteien wollten uns Verrecken nicht, dass die SVP einen Erfolg ins Trockene bringt.

Wenn Sie es selbstkritisch anschauen: Welche Verantwortung trägt die SVP dafür, dass sie als grösste Fraktion oft nicht durchkommt?

Wenn wir es aus einer gewissen Distanz anschauen, ist unsere Quote nicht so schlecht. Aber in den Kernanliegen – Freiheit, Neutralität, Unabhängigkeit –, da können wir keine Kompromisse machen. Wir können nicht ein bisschen in die EU und damit die Freiheit und die Unabhängigkeit unseres Landes verscherbeln.

Die jüngsten europapolitischen Signale von FDP und CVP gehen eher in die andere Richtung. >>>



Manschwadroniert. Es fängt schon bei den Begriffen an. Nehmen Sie die verschlei-
ernd betitelte «Kohäsionsmilliarde». Es
sind 1,3 Milliarden Franken, ganze 300
Millionen werden kommunikativ bewusst
einfach unterschlagen. Petra Gössi ver-
langte, wenn die Schweiz zahle, müsse die
Guillotineklausel der EU fallen. Kurz dar-
auf galt das nicht mehr. Offenbar wurde sie
von den Edelfreisinnigen im Hintergrund,
von Strippenziehern wie Walter Kielholz
sowie der Economiesuisse, der NZZ und so
weiter zurückgepfiffen. Ein Beispiel, wie
die Edelfreisinnigen die Partei führen, ist
auch «18-Prozent-Müller». Philipp Müller
würde heute noch gipsen, wenn er, bevor
er Nationalrat wurde, die Zuwanderung
nicht hätte begrenzen wollen. Heute sieht
der gleiche «18-Prozent-Müller» bei 24,5
Prozent Ausländeranteil offenbar keine
Probleme mehr. Er half sogar an vorderster
Front, den Volksauftrag zur Massenein-
wanderungsinitiative mit einem Verfas-
sungsbruch auszuhebeln.

Wo liegen die grössten Schwächen der SVP?

Dass wir zusammen mit der FDP noch zu
viele Abweichler haben. Wir haben im
Nationalrat auf dem Papier zusammen
eine bürgerliche Mehrheit von 101 Stim-
men. Da braucht es nur zwei, und dann
kippt die ganze Herrlichkeit auf die linke
Seite. Bei der FDP sind es bei heiklen
Geschäften in der Regel sechs bis zehn, die
anders stimmen, bei uns hat es leider auch
manchmal zwei, drei. Das ist Verrat an der
Wählerschaft. In solchen Fällen wird der
Amstutz ein bisschen lauter. Es kann nicht
sein, dass einzelne Abweichler die Frak-
tion ins Messer laufen lassen und damit
den Linken helfen.

Die persönliche Meinung zählt für Sie nicht?

Wer das Gefühl hat, er sei wegen sich selber
gewählt worden, der unterliegt einem
grundlegenden Irrtum. Jeder, der im Bun-
deshaus politisiert, ist gewählt worden,
weil man seine Partei mit ihren Verspre-
chungen im Bundeshaus will. Wenn der
Fraktionschef nicht eingreift, wenn einer
gegen die eigene Fraktion stimmt – das
wäre einem Fussballtrainer vergleichbar,
der nichts sagt, wenn ein Spieler ständig
Eigentore schießt.

**Die SVP rühmt sich der Themenführer-
schaft in Ausländerfragen. Schaut man
genauer hin, bleibt die Wirkung be-
schränkt. Bei über 90 Prozent der Asyl-
bewerber steht nicht einmal die Identität
fest. Trotzdem dürfen viele bleiben. Oder
Dublin: Gemäss diesem Abkommen sind
praktisch alle, die auf dem Landweg
kommen, illegale Migranten. Dennoch
lassen wir Zehntausende herein. Dieses**

Asylsystem ist doch morsch bis in die Grundfesten.

Einverstanden. Aber was wäre ohne den
Dauerdruck der SVP? Sie müssen Mehrhei-
ten haben. Und da gibt es nur eine Lösung:
mehr SVP. Beim Asylwesen unterstützt uns
nicht einmal die FDP.

Gibt es eigentlich Freundschaften in der Politik?

Das ist sehr unterschiedlich. Ich habe gute
Freunde im Parlament. Vorab in der eigenen
Partei, doch es geht auch über die Partei-
grenzen hinaus. Geschäftsabhängig gibt es

Bundesrat? «Gott sei Dank ist dieser Kelch an mir vorübergegangen.»

auch *echli Räbel*, aber das ist ja klar. Ich bin
halt emotional. Wenn es nötig ist, sage ich
dem Büsi auch einmal *Chatz*. Ich bin kein Di-
plomat, aber ich will auch keiner sein. Ich
sage jeweils: «Ich habe im Bundeshaus mit
niemandem ein Problem. Aber es gibt ein
paar, die mit mir ein Problem haben.»

Welchen Politiker ausserhalb der SVP be- wundern Sie?

Ich bewundere keinen Politiker. Bewunde-
rung für Politiker ist völlig fehl am Platz.

Wer ist der klügste Linke im Parlament?

Corrado Pardini.

Wer hat den besten Humor?

Toni Brunner.

CVP-Präsident Gerhard Pfister vergleicht die Berner Sessionen mit Klassenlagern. Man macht Blödsinn, trinkt, schleicht sich nachts in den Mädchenschlag. Ist das so?

Er ist offenbar zu viel mit seinen CVP-Frak-
tionskollegen unterwegs.

Gibt es ein Sexismus-Problem im Bundes- haus, oder hat eher die Stunde der Schein- heiligen geschlagen?

Vor allem die Stunde der Scheinheiligen.
Diese Sexismus-Debatte ist absoluter
Quatsch. Wenn einer Frau etwas passiert,
das für sie nicht tolerierbar ist, dann gibt es
eine Anzeige. Oder sie sagt klar, wer wann
was gemacht hat.

Wie beurteilen Sie die Leistung des Gesamt- bundesrats?

Welche Leistung? Etwa die der ständigen
Unterwerfung vor den EU-Funktionären
oder die der fehlgeleiteten Asylpolitik oder
gar die Mithilfe zum Verfassungsbruch oder
die der Demontage der Schweizer Armee?
Die Arbeit ist ungenügend.

Die SVP hackt in jüngster Zeit auf Bundes- präsidentin Doris Leuthard herum. Könnte es sein, dass die CVP-Magistratin zu mäch- tig, zu beliebt geworden ist?

Doris Leuthard hat auch ein paar Dinge rich-
tig gemacht. Ich bin ihr zum Beispiel dank-
bar, dass sie geholfen hat, den neuen Gott-

hardtunnel und den neuen Strassenfonds
durchzuziehen. Sie hat aus meiner Sicht
aber auch ein paar Sachen kreuzfalsch ge-
macht: Die ganze Energiestrategie, die wird
unserer Bevölkerung in zehn, zwanzig Jah-
ren auch finanziell um die Ohren fliegen.

Bleibt das Bundesratsamt ein Ziel für Sie?

Um Gottes willen, nein. Das war einmal eine
Möglichkeit, die ich in Betracht gezogen
hatte. Gott sei Dank ist dieser Kelch an mir
vorübergegangen. Mir wäre es nicht wohl in
diesem Gremium mit meiner Art zu politi-
sieren – und den anderen sechs auch nicht.

Was haben Sie in Bern in Sachen Menschen- kenntnis gelernt?

Viel. Es hat zu viele, die rechts blinken und
links abbiegen. Das ist einfach unehrlich.
Das Zweite ist eine gewisse Scheinhöflich-
keit. Ich halte nichts von Floskeln wie: «Der
Amstutz ist nicht anständig.» Ich habe da
meine Devise: Ich bin lieber unanständig
ehrlich als unehrlich anständig. Ich sage,
was ich denke, wo nötig, halt auch einer
Bundesrätin.

Und Positives?

Das gibt es selbstverständlich. Man kann un-
terschiedliche Meinungen haben und doch
gut miteinander auskommen. Ich schmunz-
le heute darüber, wie ich mich im Laufe der
Jahre beharrlich gegen alle unkomfortablen
Kleidervorschriften durchgesetzt habe.

Sie waren Weltcupsieger und Schweizer Meister im Fallschirmspringen. Sind Sie etwas lebensmüde?

Nein, im Gegenteil! Ich liebe das Leben, dar-
um lebe ich es so intensiv. Ich habe das Leben
ausgekostet. In einem Jahr werde ich 65.
Wenn mir etwas passieren würde, könnte
ich sagen: «Es ist schön gewesen.» Klar habe
ich auch Schwein gehabt. Der Herrgott
meinte es gut mit mir, auch wenn ich aus der
Kirche ausgetreten bin. Mit dem Herrgott
habe ich absolut keine Probleme, im Gegen-
teil, aber mit seinem Bodenpersonal.

Man hört, Sie seien draufgängerisch gewesen.

Wir haben die Grenzen schon ausgelotet.
Eine Zeitlang war ich Testspringer bei der
Armee für neue Fallschirme, als die Gleit-
fallschirme aufkamen – das war ein Quan-
tensprung. Verschiedene Produkte wurden
getestet, mit schweren Rucksäcken und in
extremen Fluglagen. Mehrmals musste ich
den Notschirm betätigen.

Worum geht es beim Fallschirmspringen? Um Zielgenauigkeit?

Unter anderem. Es geht auch um Freifall-
figuren. Es gibt verschiedene Disziplinen. Es
ist wie in jedem Sport: Die Erfolgreichsten
sind letztlich nicht die Talentiertesten, son-
dern die Beharrlichsten. Das ist eine Eigen-
schaft, die ich im Sport gelernt habe und die
mir im Beruf und in der Politik sehr dienlich
war. Nur Beharrlichkeit führt zum Ziel. ○

Faszinierende Donau-Kreuzfahrten

mit dem Luxus-Suitenschiff MS Thurgau Ultra ❄️❄️❄️❄️❄️

Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 2500.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs



**Jetzt Katalog 2018
bestellen!**

Reise 1: Glanzlichter der Donau Passau–Budapest–Passau

8 Tage ab Fr. 990.-

(Rabatt Fr. 1100.- abgezogen, Mini Suite, Vollpension)

- 1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Busfahrt ab Einsteigeort nach Passau. Einschiffung und «Leinen los!».
- 2. Tag Melk–Wien** Ausflug* zum Benediktinerkloster Stift Melk. In Wien Konzertbesuch* oder ind. Besuch des Praters.
- 3. Tag Wien** Rundfahrt/-gang* durch die Kaiserstadt mit Stephansdom. Ausflug* zum Barockschloss Schönbrunn.
- 4. Tag Budapest** Ausflug* nach Budapest mit Rundfahrt/-gang. Spaziergang* mit Markthalle und St. Stephan Basilika. Romantische Lichterrundfahrt* am Abend.
- 5. Tag Budapest–Visegrád** Ausflug* in die Pusztas mit traditioneller Reitvorführung. Rundgang* in Visegrád mit Weinprobe.
- 6. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang* mit imposanter Burg und wunderschöner Altstadt. Ausflug* zum prachtvollen Schloss Hof.
- 7. Tag Dürnstein** Rundgang* mit Weinverkostung.
- 8. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung nach dem Frühstück. Busrückfahrt und individuelle Heimreise.

Reisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt

22.06.–29.06.	500	24.08.–31.08.	500
29.06.–06.07.	500	14.09.–21.09.	500
20.07.–27.07.	600	21.09.–28.09.	500
27.07.–03.08.	600	12.10.–19.10.	800
17.08.–24.08.	500	19.10.–26.10.	1100

Deluxe Suite (ca. 22 m²) mit franz. Balkon



Reise 2: 8-Länderfahrt zum Donaudelta Passau–Donaudelta–Passau

15 Tage ab Fr. 1490.-

(Rabatt Fr. 2500.- abgezogen, 2-Bettkabine Hauptdeck, VP)

- 1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Busfahrt ab Einsteigeort nach Passau. Einschiffung und «Leinen los!».
- 2. Tag Wien** Rundfahrt/-gang* durch die Kaiserstadt.
- 3. Tag Pustza** Ausflug* mit traditioneller Reitvorführung
- 4. Tag Belgrad** Rundfahrt* mit Festung Kalemegdan.
- 5. Tag Eisernes Tor** Flusstag, Erholung an Bord.
- 6. Tag Bukarest** Ausflug* nach Bukarest mit Rundfahrt/-gang.
- 7. Tag Donaudelta** Ab Tulcea Rundfahrt* mit Ausflugsbooten, optional Delta intensiv* mit kleinen Ausflugsbooten. Ausflug* Schwarzes Meer, Rundgang und Abendessen in Constanta.
- 8. Tag Rousse** Erlebnisreiche Rundfahrt/-gang.*
- 9. Tag Eisernes Tor** Eindrucksvolle Passage.
- 10. Tag Belgrad–Novi Sad** Rundfahrt/-gang.*
- 11. Tag Mohács** Ausflug* nach Pécs.
- 12. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang.* Freie Zeit.
- 13. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang.* Altstadt Rundgang.
- 14. Tag Weissenkirchen** Busfahrt zum Benediktinerstift Melk.* Ausflug* zur mittelalterlichen Burgruine Aggstein.
- 15. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung nach dem Frühstück. Busrückfahrt und individuelle Heimreise.

Reisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt

08.06.–22.06.	1000	03.08.–17.08.	1000	28.09.–12.10.	1300
06.07.–20.07.	1000	31.08.–14.09.	1000	26.10.–09.11.	2500

Pelikangruppe im Donaudelta



- **Prächtiges Budapest**
- **Spektakulärer Taldurchbruch «Eisernes Tor»**
- **Einmaliges Suitenschiff**

MS Thurgau Ultra***** – by Thurgau Travel

Luxusschiff mit 53 Suiten und 7 Kabinen für 120 Gäste. Suiten mit Dusche/WC, Föhn, TV, Radio, Telefon und ind. regulierbarer Klimaanlage. Mittel- und Oberdeck mit franz. Balkon, Minibar und Safe. Mini Suiten (ca. 14 m²) und 2-Bettkabinen (ca. 12 m²) auf Hauptdeck mit nicht zu öffnenden Fenstern. Die Junior Suiten sind ca. 15.5 m² gross. Deluxe Suiten (ca. 22 m²) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (ca. 30 m²) mit getrenntem Wohn-/Schlafbereich und Balkon. Panorama-Restaurant, Panorama-Salon/Theatron, Wiener Café, Shop, Wellness/Fitness, Sonnendeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. **Nichtraucherschiff** (ausser Smoker's Lounge und Sonnendeck). *Reederei/Partnerfirma: River Advice*

Preise p. P. in Fr. (vor Rabattabzug)

	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck	1990	3990
Mini Suite Hauptdeck	2090	4090
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2390	4690
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	2590	5090
Deluxe Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2790	5490
Deluxe Suite Oberdeck, franz. Balkon	2990	5890
Queen Suite Oberdeck (ca. 30 m ²), mit Balkon	3490	6890
Zuschläge Alleinbenutzung	auf Anfrage	
Ausflugspaket (6/11 Ausflüge)	175	360
Zuschlag Ausflug Donaudelta intensiv	–	40
Ausflug Schwarzes Meer	–	55
Annulations-/Extrarückreiseversicherung	66	189

Leistungen: Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Bustransfer Zürich/St. Margrethen–Passau v.v., alle Schleusen- und Hafengebühren, Thurgau Travel Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen.

Weitere Reisen mit MS Thurgau Ultra*****

- «Basler Fasnacht» mit Morgenstrach, **3 Tage ab Fr. 540.-**
- Basel–Amsterdam–Basel, **9 Tage ab Fr. 1190.-**
- Basel–Regensburg–Passau v.v., **9 Tage ab Fr. 890.-**
- **NEU** Basel–Cochem–Trier–Basel, **9 Tage ab Fr. 1490.-**
- Basel–Holland–Flandern–Basel, **15 Tage ab Fr. 2790.-**
- **NEU** Basel–Speyer–Cochem–Basel, **6 Tage ab Fr. 490.-**

*Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | + Fak. Ausflug vorab und an Bord buchbar | * Alternativer Ausflug an Bord wählbar | ° Gegen Aufpreis zum Ausflugspaket vorab buchbar | Programmänderungen vorbehalten

Neue Website – Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

«Die Kinder wollen sein wie Hischer»

Der Kanadier Wayne Gretzky, 56, war der wohl beste und einflussreichste Eishockeyspieler der Geschichte. Ausgerechnet einem Schweizer traut er zu, sein Nachfolger zu werden. Die *Weltwoche* traf «The Great One» in Toronto. Von Thomas Renggli

Wo er auftritt, bilden sich Mensentrauben. Würde er für jedes Selfie stehen bleiben und jeden Autogrammwunsch erfüllen, er käme vermutlich nicht mehr zum Essen und Schlafen. Wayne Gretzky ist auch mit 56 Jahren noch die wichtigste Instanz im Eishockey. Er verkörpert für seinen Sport das, was Pelé für den Fussball oder Muhammad Ali fürs Boxen darstellt. Er ist eine Ausnahmeerscheinung, die für einige der herausragenden Momente der Sportgeschichte steht, aber weit über die Grenzen des Sports hinausstrahlt. Wayne Gretzky ist eine Figur der Zeitgeschichte.

Mit den Edmonton Oilers gewann er viermal den Stanley Cup. Als er 1999 zurücktrat, hielt er in der National Hockey League 61 persönliche Rekorde – einige sind Marken für die Ewigkeit: 894 Tore, 2857 Punkte – 215 Punkte in einer einzigen Saison. Seine Rückennummer, die 99, ist als einzige für alle Klubs und Zeiten gesperrt. In Toronto wurde seinetwegen sogar die Stadtplanung verändert. Damit seine Sport-Bar «Wayne Gretzky's» an der Adresse «99 Blue Jays Way» steht, passte man die Reihenfolge der Hausnummern unkompliziert an. Am Blue Jays Way folgt auf die 37 die 99 – und vis-à-vis steht das Haus mit der Nummer 38.

Nach einem eher verunglückten Abstecher in den Süden der USA als Mitbesitzer und Headcoach der Phoenix Coyotes zog sich Gretzky vorübergehend aus dem Eishockeygeschäft zurück. Seit diesem Jahr fungiert er bei den Edmonton Oilers als Berater und Vizevorsitzender der Oilers Entertainment Group. Die *Weltwoche* traf Gretzky vor dem Gastspiel der Oilers bei den Toronto Maple Leafs im Air Canada Centre. «The Great One» erwies sich als charmanter, weltoffener und bescheidener Gesprächspartner.

Mr Gretzky, es heisst, Sie seien in Kanada bekannter als die Niagarafälle oder der Sankt-Lorenz-Strom – und für die nationale Identifikation wichtiger als das Ahornblatt. Wie lebt es sich mit diesem Status?

Sie übertreiben. Ich hatte auch viel Glück in meinem Leben. Ich wuchs zur richtigen Zeit auf – und am richtigen Ort. Ich wurde in einem Land geboren, in dem Eishockey zum nationalen Kulturgut gehört. In Kanada lieben die Menschen dieses Spiel. Alles, was meine Familie heute hat, die Orte, an die ich reisen durfte, alle interessanten Menschen, die ich kennengelernt habe: All das verdanke ich dem Eishockey. Ich liebe diesen Sport, und die Menschen in Kanada lieben ihn noch mehr als ich. Diesen Umständen verdanke ich meinen Status.

Wo Sie auftauchen, sammeln sich sofort Menschenmassen an. Jeder will mit Ihnen sprechen, etwas von Ihnen wissen, Ihnen auf die Schultern klopfen. Ist das nicht gelegentlich ermüdend?

Nein. Das gehört zum Geschäft. Die Leute sind freundlich. Viele hier sind Eishockeyfans. Und sie wollen mich kennenlernen, meine Hand schütteln, mit mir ein paar Worte wechseln. Das war bei mir in meiner Kindheit genau gleich. Ich hatte auch meine Idole: Spieler wie Gordie Howe oder Bobby

Orr. Auch für mich war es ein Traum, diese Helden kennenzulernen.

Als Sie zurücktraten, hielten Sie 61 Rekorde. Manche werden wohl nie gebrochen. Wie wichtig sind Ihnen diese Zahlen?

Ich denke nicht so sehr an diese Zahlen. Als ich spielte, versuchte ich jeden Abend das Beste zu geben. Da spielen persönliche Statistiken keine Rolle. Ich weiss, dass ich auch viele schlechte Partien hatte. Je besser du wirst, desto grösser sind die Erwartungen und der Druck.

Aber ich war immer mit ganzem Herzen bei der Sache und habe alles für den Erfolg gemacht.

Aber 61 Rekorde sind ein stolzer Wert.

(Lacht) Ja, das ist ziemlich gut. Es hätte definitiv schlechter laufen können.

Die Ausgabe 1984/1985 der Edmonton Oilers wurde in einer öffentlichen Umfrage zur besten Mannschaft aller Zeiten gewählt. Was bedeutet das für Sie?

Das ist eine enorme Ehre. Es gab so viele gute Mannschaften in der Geschichte. Dass 3,6 Millionen Fans für uns gestimmt haben, macht die Wahl noch spezieller. So viele Menschen können sich wohl nicht irren. Es war damals unsere dritte Finalserie nacheinander, und wir schlugen die Philadelphia Flyers 4:1. Ich wurde zum wertvollsten Spieler der Play-offs gewählt und erreichte in der entscheidenden Meisterschaftsphase die Rekordmarke von 47 Scorerpunkten. Das sind Meilensteine. Aber wenn du den Stanley Cup in den Händen hältst, rückt das in den Hintergrund. Um diese Trophäe zu gewinnen, muss das Team perfekt funktionieren. Wir hatten damals eine aussergewöhnliche Gruppe – mit aussergewöhnlichen Persönlichkeiten: Mark Messier, Paul Coffey, Glenn Anderson, Grant Fuhr, Esa Tikkanen, Jari Kurri. Und was diese Mannschaft am meisten auszeichnete: Alle Spieler waren extrem uneigennützig. Jeder ordnete sich dem Kollektiv unter. Nur so waren auch meine Leistungen möglich. Das perfekte Teamwork und der Zusammenhalt untereinander sind für mich die schönsten Erinnerungen an damals.

Sie sind seit diesem Jahr Partner und Vizevorsitzender der Oilers Entertainment Group – also wieder zurück in jener Organisation, in der Sie die grössten Erfolge feierten. Wie fühlt sich das an?

Ich liebe Eishockey immer noch. Ich war glücklich, als mich Bob Nicholson [der Präsident der Oilers Entertainment Group, die Red.] zurück an Bord der Oilers holte. Bob ist der perfekte Mann für diese Aufgabe, und es ist eine grosse Freude, wieder in Edmonton zu sein. Die Stadt bedeutet mir viel. Und es macht mich stolz, mitzuhelfen, wieder ein grosses Team aufzubauen. Der *coaching staff* ist hervorragend besetzt. Und bei den Jungen hat es einige aussergewöhnliche Spieler wie Connor McDavid, Leon Draisaitl oder Torhüter Nick Ellis. Die Oilers machen mir Spass. Ich geniesse es, die Spiele im Stadion zu verfolgen und um die Mannschaft herum zu sein. Ich bin dankbar, dass mir die Möglichkeit gegeben wurde, nach Edmonton zurückzukehren.

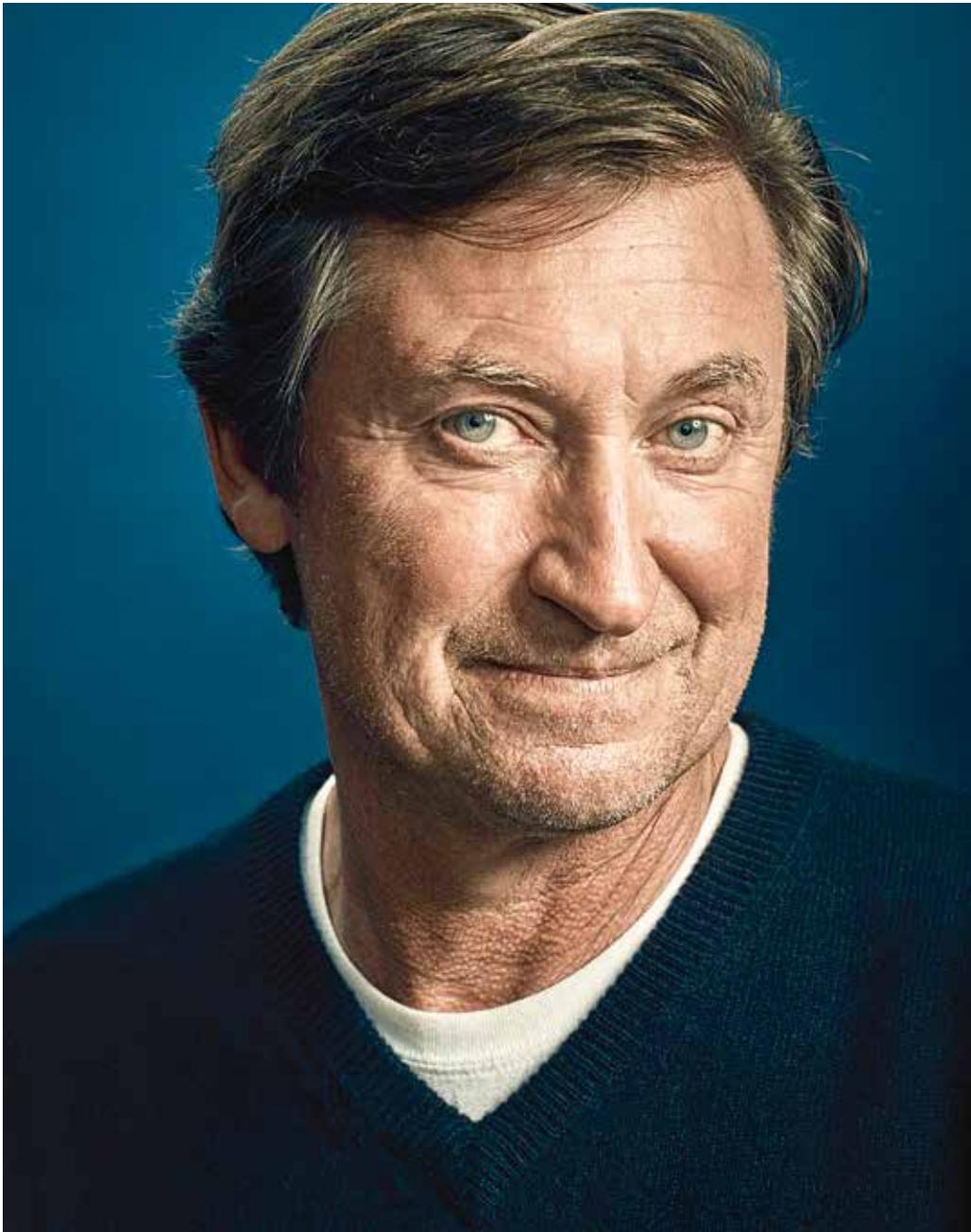
Sie leben wieder in Edmonton?

Ja, teilweise. Und teilweise in Kalifornien. Der Eishockeysport hat sich enorm entwickelt – auch durch die rigorosere Anwen-



«Blanker Hass»: Gretzky, Bykow, 1987.

«Dank den Russen ist der Sport nun besser.»



«Sorry, ich habe nie in der Schweiz gespielt»: Eishockey-Legende Gretzky.

derung von Regeln und die Nulltoleranz gegenüber Vergehen wie Halten oder Behinderung. Wie beurteilen Sie das?

Das ist sehr positiv. Diese Veränderungen haben dem Eishockeysport extrem geholfen – ihn erstens attraktiver und zweitens sicherer gemacht. Da hat der Commissioner der NHL [Gary Bettman, die Red.] grossartige Arbeit geleistet. Er ist mit einer klaren Strategie vorgegangen, hat Fachleute einbezogen, das Spiel analysiert und alle Details in die Überlegungen einbezogen. Gewisse Dinge müssen wir ändern, gewisse loswerden: alles, um das Spiel besser zu machen. Heute ist das Tempo höher, die Spieler sind physisch stärker und die Ausrüstungen besser als zu meiner Zeit. Doch in zwanzig Jahren wird das Spiel nochmals besser sein. Die sportlichen Innovationen und die neuen taktischen und technischen

Entwicklungen bringen das Eishockey immer weiter vorwärts. Spieler und Coaches entwickeln sich ständig. Das erhöht die Attraktivität: für die Spieler, aber vor allem für die Fans.

Wäre Wayne Gretzky heute dank der neuen Regeln der noch bessere Spieler?

(Lacht) Das weiss ich nicht, ich hätte jedoch gerne mit diesen Regeln gespielt: weniger Halten, Haken und Behinderung. Aber ich will mich nicht beklagen. Auch zu meiner Zeit war das Spiel grossartig.

Sie hatten in Edmonton in der Person von Marty McSorley einen bärenstarken Bodyguard, der jeweils die Fäuste sprechen liess, wenn Ihnen zu nahe getreten wurde ...

... ich hatte mehrere Bodyguards. Das war eine andere Zeit. Und die Gepflogenheiten im Rink waren anders. Damals hatte jedes Team ein paar grosse, böse Spieler, die auf

die Kleinen aufpassten [Gretzky misst 183 Zentimeter, die Red.].

Wie war Ihr Verhältnis als Künstler zu diesen Raubeinen à la McSorley?

Sehr gut. Jeder in unserer Mannschaft hatte seine Rolle und brachte den anderen Respekt entgegen. Ich habe McSorley viel zu verdanken. Das ist mir bewusst. Ohne ihn hätte ich nie diese Freiheiten gehabt. Und er wiederum war stolz, dass er diese Arbeit für mich erledigen konnte. Bis heute sind wir sehr gute Freunde geblieben.

Zu Ihrer Zeit war die Schweiz für die NHL ein weisser Flecken auf der Landkarte. Haben Sie je in der Schweiz gespielt?

Ja, ich glaube auf unserer Exhibition-Tour während des Lockouts 1994 mit den «Ninety Nine All Stars», als wir in fünf Ländern auftraten. Aber halt, nein! Das war in Norwegen. Sorry, ich habe nie in der Schweiz gespielt.

Seither hat sich das Ansehen des Schweizer Eishockeys in Nordamerika deutlich verbessert. In dieser Saison sind zwölf Schweizer in der NHL engagiert. Was ist der Grund für die gesteigerte Wertschätzung?

Es ist vor allem die Erfahrung. Man hat sich diesen Status und den Respekt Schritt für Schritt erarbeitet. Spieler wie Streit, Josi oder Niederreiter haben viel für diese Entwicklung gemacht. Handkehrum profitieren die Schweizer in der heimischen Liga auch von der Arbeit der nordamerikanischen Trainer: Chris McSorley [der Bruder von Marty McSorley, die Red.] leistet in Genf grossartige Arbeit. Marc Crawford und Bob Hartley haben im Schweizer Eishockey ebenfalls ihre Spuren hinterlassen. Wenn Coaches von diesem Format in einem Land arbeiten, wird das bei uns zur Kenntnis genommen. Sie halfen das Schweizer Eishockey zu verbessern und legten die Basis dafür, dass in Zukunft noch mehr junge Schweizer den Sprung in die NHL schaffen.

Welche Schweizer würden Sie verpflichten?

Ich überlasse Ihnen die Wahl. Ich möchte nicht, dass jemand böse auf mich wird.

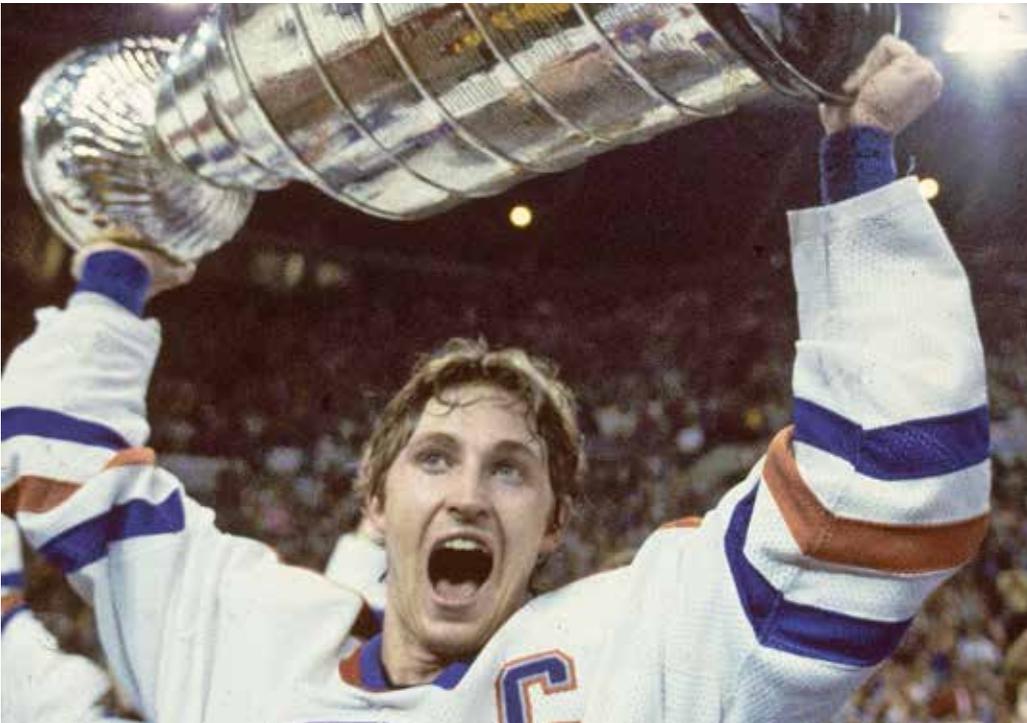
Wie beurteilen Sie Nico Hischier?

Er ist wirklich gut, sehr gut. Es macht Spass und ist aufregend, ihm zuzuschauen. Wegen solcher Spieler lieben wir das Eishockey. Grundsätzlich macht es Spass, so viel Talent und Klasse aus unterschiedlichsten Eishockey-Kulturen in der NHL zu sehen. Die meisten NHL-Spieler wachsen noch immer in Nordamerika auf. Doch die Europäer bringen frischen Wind in die Liga. Sie erweitern die spielerische Dimension, öffnen den Horizont. Hischier ist ein perfektes Beispiel dafür. Heute sagen unsere Kinder: «Wir wollen sein wie Nico.» Und das ist gut für das ganze Spiel.

Kann Hischier so gut werden wie Wayne Gretzky?

Ich hoffe es.

>>>



«Alles für den Erfolg gemacht»: Edmonton-Oilers-Star Gretzky mit dem Stanley Cup, 1988.

Hat er die spielerischen Eigenschaften für eine derartige Karriere?

Darum geht es nicht unbedingt. Ich schaue in der Beurteilung eines Jungen nicht zuerst auf sein Können. Das setze ich in gewissem Sinne voraus. Es gibt viele talentierte Spieler. Der Unterschied besteht in der Arbeitsethik und Disziplin. Und da ist Hischer ein grosses Vorbild. Er nimmt seine Verantwortung wahr und kümmert sich um das ganze Team. Er spielt mit Herz. Das ist die wichtigste Qualität überhaupt. Egal, in welchem Sport: Football, Basketball, Cricket, Eishockey. Wenn ein Spieler ohne Herz spielt, will ich ihn nicht in meinem Team. Aber Nico Hischer spielt «mit dem Herzen in den Händen» – wie wir hier sagen. Und solche Spieler liebe ich.

Wer ist der beste Spieler der Gegenwart?

Sidney Crosby. Er ist allen einen Schritt voraus – und hebt sein Team auf eine andere Stufe. Er hat sich diese Position verdient. Die Pittsburgh Penguins führte er zu drei Stanley-Cup-Siegen. 2016 und 2017 wurde er als wertvollster Spieler der Play-offs ausgezeichnet. Mit Kanada gewann er 2010 und 2014 Olympia-Gold. Auston Matthews von den Toronto Maple Leafs und Connor McDavid jagen Crosby. Irgendwann werden sie vielleicht so gut wie Crosby. Aber solange sie ihn nicht einholen, ist Crosby der König im Schloss.

Und wer ist der grösste Sportler der Geschichte?

Roger Federer zählt zweifellos zu den grössten Athleten der Geschichte – über alle Sportarten gesehen. Der Boxer Muhammad Ali gehört in diese Kategorie und der Basketballer Michael Jordan.

Und Wayne Gretzky?

Nein. Es liegt nicht an mir, so etwas zu sagen. **Zu Ihrer Zeit gehörte der Vergleich zwischen der Sowjetunion und Kanada zu den epischen Duellen des Sports: mit dem Canada Cup 1987 als denkwürdigem Höhepunkt.**

Das war im Kalten Krieg – und heute kaum mehr vorstellbar. Es war der Vergleich zwischen den politischen Systemen Kapitalismus und Kommunismus. Die Sowjetunion wurde als die böse Macht dargestellt. Und wir kannten die russischen Spieler nicht. Wir empfanden sie sozusagen als Roboter aus einer anderen Welt. Wir dachten, ihr

System sei nicht gut. Und sie seien keine guten Menschen.

Wurde Ihnen das so gesagt?

Das war ungefähr das, was uns an den Schulen beigebracht wurde. Das Weltbild war damals ganz anders. Wenn jemand in Finnland oder in der Schweiz lebte, war er ein guter Mensch. Wenn jemand in der Tschechoslowakei oder in der Sowjetunion lebte, konnte er nicht gut sein. Doch als US-Präsident Ronald Reagan und der sowjetische Generalsekretär Michail Gorbatschow dafür sorgten, dass die Mauer fiel, merkten wir sehr schnell: Diese Sowjet-Kids wie Larionow, Fetissow oder Fjodorow sind wunderbare Menschen. Und sie haben die gleichen Träume und Ziele wie wir. Sie wollten die Besten sein und in der NHL spielen. Wir haben von ihnen profitiert.

Machten die Russen die NHL besser?

Definitiv. Ihre Kreativität, Inspiration und technische Klasse hoben unser Spiel auf ein höheres Niveau. Auch Spieler wie Owetschkin oder Malkin haben das nordamerikanische Eishockey enorm weitergebracht. Dank ihnen ist der Sport nun besser.

Zurück zum Canada Cup 1987. In neun Spielen buchten Sie damals drei Tore und achtzehn Assists – an der Seite von Mario Lemieux. Wenn wir von den Edmonton Oilers 1984 als bester Mannschaft sprechen, wurde da nicht die kanadische Auswahl von damals vergessen?

Halt: Edmonton wurde als bestes NHL-Team der Geschichte ausgewählt. Ich gebe Ihnen recht: Die kanadische Auswahl von 1987 war vielleicht die beste der Geschichte – unter anderem mit Lemieux, Mark Messier, Ray Bourque, Paul Coffey, Grant Fuhr



«Vieles ist zufällig»: Gretzky (r.) mit Gattin Janet Jones (z.v.r.), Kindern und Freunden.

und mir. Vielleicht wird sie aber noch über-
troffen von der kanadischen Auswahl von
1972, die gegen die Sowjetunion die legen-
däre «Summit Series» durch einen Treffer
34 Sekunden vor Schluss im letzten Spiel
gewann. Darüber könnten wir stunden-
lang diskutieren.

**Auf der sowjetischen Seite standen 1987
Spieler wie Krutow, Makarow, Fetissow
oder Bykow. Sie waren auch Botschafter
des sowjetischen Machtapparats. War
Eishockey damals mehr als ein Spiel?**

Ja, absolut. Das war damals blanker Hass
– sozusagen oktroyierter Hass. Wir muss-
ten die Sowjets hassen, und die Sowjets
mussten uns hassen.

**Sie sind selber indirekt ein Kind der
Sowjetunion. Ihr Grossvater väterlicher-
seits, Anthony Gretzky [Ciarenci Hrecki],
stammt aus Weissrussland ...**

... und meine Grossmutter stammt aus
Warschau.

**Sind diese Wurzeln ein Grund für Ihr Eis-
hockey-Genie?**

Das sagte auf jeden Fall immer mein Vater
Walter. Vielleicht ist es so. Meine Ge-
schichte zeigt auch, dass vieles zufällig
ist. Wäre mein Grossvater nicht nach Ka-
nada ausgewandert, hätte ich im Canada
Cup 1987 vielleicht für die Sowjetunion
gespielt.

**Bedauern Sie es, dass die NHL den Spiel-
betrieb für die Olympischen Winterspiele
2018 nicht unterbricht und so die besten
Spieler in Südkorea fehlen werden?**

Das ist schade. Und die National Hockey
League weiss, was ich denke. Ich war immer
ein Olympia-Mann. Dort machst du Erfah-
rungen, die es sonst im Sport nicht gibt. Als
Spieler war ich 1998 in Nagano dabei, und als
Manager gehörte ich 2002 in Salt Lake City
zum kanadischen Gold-Team. Der sportli-
che Einfluss dieser olympischen Vergleiche
ist für die NHL nur positiv. Ich hoffe sehr,
dass wir 2022 in China wieder dabei sind.
Für die neue Generation mit Matthews und
McDavid wäre das sehr wichtig.

**Sie waren vier Saisons Headcoach der
Phoenix Coyotes. Würden Sie nochmals als
Trainer arbeiten?**

Nein, damit habe ich abgeschlossen. Ich bin
zufrieden, so wie es jetzt ist. Ich geniesse
meine Kinder und meine neue Aufgabe bei
den Oilers. Ich geniesse das Leben.

Wayne Gretzky bedankt sich für das Ge-
spräch und sagt: «Wir sehen uns das nächste
Mal, wenn du in Kanada bist.» Nach einem
festen Händedruck schreitet er auf eine im-
provisierte Bühne, um vor laufenden Fern-
sehkameras über das «Centennial Greatest
Team» der Edmonton Oilers zu sprechen.

Auch seine früheren Teamkollegen Kevin
Lowe, Paul Coffey und Mike Krushelnyski
sind für diesen Anlass nach Toronto geflogen.
Gretzky nimmt ganz auf der rechten Seite
Platz. Doch als die Reporter Gelegenheit zu
direkten Fragen an die Protagonisten erhal-
ten, steht er im Zentrum. Alle Kameras und
Mikrofone sind auf ihn gerichtet, jeder will
ihn sprechen hören. «Wo Wayne ist, wollen
alle sein. Er interessiert noch immer mehr als
die heutigen Stars», sagt sein Freund Bob
Nicholson.

Danach schaut sich Gretzky das Spiel der
Oilers gegen die Toronto Maple Leafs im Air
Canada Centre an. Die Stimmung im mit
20 000 Zuschauern ausverkauften Stadion ist
grossartig – und allein die Intonierung der ka-
nadischen Nationalhymne durch eine lokale
Sängerin das Eintrittsgeld wert. Der kanadi-
sche Enthusiasmus für den Eishockeysport
scheint grenzenlos. Was Wayne Gretzky da-
nach von der Ehrenloge hoch über dem Eis aus
sieht, muss ihm allerdings ein wenig zu
denken geben. Die Oilers verlieren 0:1. Der
hochgelobte Jungstar Connor McDavid bleibt
unsichtbar. Bei Toronto fehlt Auston
Matthews, weil er am Vorabend in einen kra-
chenden Check gelaufen ist. Wayne Gretzky
wartet noch immer auf seinen Nachfolger.
Und das wird sich nicht so schnell ändern.
«The Great One» gibt es nur einmal. ○

Berchtoldstag-Veranstaltung

Dienstag, 2. Januar 2018, 10.30 Uhr, Schulhaus Egg, 8620 Wetzikon

Christoph Blocher

Würdigung grosser Zürcher Oberländer Persönlichkeiten



**Jakob
Stutz**
(1801–1877)
«Verehrter,
verfemter
Volksdichter»



**Adolf
Guyer-Zeller**
(1839–1899)
«Wirtschafts-
pionier und
Eisenbahnkönig»



**Robert
Grimm**
(1881–1958)
«Marxist und
Revolutionär»

Bild: Schweizerisches Sozialarchiv

und ihre Bedeutung für die heutige Schweiz

Türöffnung: 09.30 Uhr – Beginn: 10.30 Uhr. Eintritt frei. Im Anschluss an die Veranstaltung wird ein kleiner Imbiss offeriert.

Anfahrt öV: ab Bahnhof Wetzikon ZH, Bus VZO Linien 850/851/853 bis Haltestelle Schloss oder Linie 857 bis Haltestelle Spital; 5 Minuten Fussweg bis zur Halle ausgeschildert.

Parkplätze: bei der Kunsteisbahn Wetzikon, Rapperswilerstrasse 63, 8620 Wetzikon; ab 09.15 Uhr regelmässiger Bus-Shuttle-Betrieb bis zum Veranstaltungsort (frühzeitige Anreise empfohlen).

Weitere Informationen: SVP Bezirk Hinwil, www.svp-oberland.ch

Alle sind
eingeladen!



«Geist der Moderne»

Kacem El Ghazzali ist in kurzer Zeit zu einem der meistbeachteten Flüchtlinge der Schweiz avanciert. Der marokkanische Blogger verdankt dies seinen klaren Worten zum Islam – und der «hochnäsigen Diskussionsverweigerung» der Zürcher SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr. *Von Philipp Gut*

Den Namen von Kacem El Ghazzali, 27, kannte vor wenigen Monaten noch kaum jemand. Am Ende dieses Jahres ist er der vielleicht bekannteste Flüchtling des Landes. Der marokkanische Blogger und Freidenker ist in seiner Heimat verfolgt worden. Die Religionskritik von Karl Marx hat ihn geprägt, mit Voltaire, Rousseau und Kant entdeckte er die Philosophen der Aufklärung im 18. Jahrhundert. Das Verblüffende sei gewesen, dass sie für ihn nicht einfach eine historische Lektüre darstellten, sondern «unsere Realität, unseren Alltag» beschrieben hätten, sagt El Ghazzali. Von der Schweiz hörte er erstmals im Französischunterricht, im Zusammenhang mit Henry Dunant und dem Roten Kreuz. Unter den Linken in Marokko sei das Land aber gar nicht beliebt gewesen: Die Schweiz habe einen «schlechten Ruf» gehabt, wegen des Bankgeheimnisses. Heute verlaufen die Fronten anders: Der Flüchtling, der am Tag unseres Gesprächs den Schweizer Pass erhielt, ist zu einem Feindbild der hiesigen Linken geworden. Was ist da passiert?

Herr El Ghazzali, Sie sind vor einigen Jahren als Flüchtling in die Schweiz gekommen – und heute eine prominente Stimme in diesem Land.

Ich bin nicht sicher, ob ich wirklich so bekannt bin. In gewissen Kreisen ist das aber schon der Fall. Besonders Menschen, die sich für Politik und die Debatte über den Islam interessieren, haben meine Geschichte mitbekommen. Ich staune selber darüber, wie schnell das gegangen ist. Das Ganze fing mit dem Interview im *Bund* an, dann kam Jacqueline Fehr, und das Interview wurde tausendfach in den sozialen Medien geteilt. Die Reaktionen darauf zeigen eine gewisse Mentalität: Leute wie Frau Fehr waren überrascht und irritiert, von welcher Seite die Kritik am Islam kam. **Sie sind zwischen die Fronten geraten. Angefeindet werden Sie nicht nur von Islamisten, sondern auch von linken Schweizer Politikern, Künstlern und Intellektuellen. Wie deuten Sie diese Angriffe?**

Der Fakt, dass auch Araber und Muslime oder Ex-Muslime Islamkritik üben, ist offenbar für viele in Europa neu und unerwartet. In der islamischen Welt gibt es schon lange kritische Stimmen. Sie kommen nicht von rechts, sondern mehrheitlich von links. Gewisse Linke in der Schweiz

müssen sich jetzt fragen, woher diese Unterschiede zwischen ihnen und den Linken in Marokko, im Iran, in Tunesien kommen.

Gehen wir noch etwas näher auf Ihre Auseinandersetzung mit Jacqueline Fehr ein. Wie kommt eine Zürcher SP-Regierungs-

rade von der Linken erwarte ich eine dialektische Debatte, eine Auseinandersetzung mit dem Thema, nicht diese hochnäsige Diskussionsverweigerung.

In Ihrer Jugend waren Sie Marxist. Würden Sie sich immer noch als links bezeichnen?



«Linke und Islamisten haben gemeinsame Feindbilder»: Kacem El Ghazzali.

rätin dazu, auf einem Flüchtling herumzuhacken? Was ist da genau vorgegangen zwischen Ihnen und Frau Fehr?

Meinerseits eigentlich nichts. Ich habe mich einfach als freier Mensch und Bürger zum Islam geäußert, was sie als «Wettern gegen den Islam» bezeichnet hat. Dabei gibt es keine Stelle in dem ganzen Interview, wo ich gegen irgendjemanden oder irgendetwas gewettert hätte. Es ist wie ein Reflex: Wenn man das Thema Islam kritisch betrachtet, saust die Keule der Islamophobie nieder. Jede Kritik – nicht nur am Islam –, die der Weltanschauung gewisser Linken widerspricht, ist unerwünscht. Man greift zu Sprechverboten und übt sich in Political Correctness. Ge-

Der Marxismus hat mich geprägt, insbesondere seine Religionskritik. Ich würde mich heute aber nicht mehr als Marxisten oder Sozialisten vorstellen. Ich sehe mich als parteiunabhängigen Liberalen. Die Stimme

«Ein Flüchtling soll gefälligst nicht sprechen und sicher nicht widersprechen. Das ist der Tenor.»

des Liberalismus ist wichtig nicht nur für die europäischen Gesellschaften, sondern auch für die Newcomer, die Migrantinnen. Man sollte ihnen nicht als potenziellen Wählern begegnen, sondern als Individuen, als freien Menschen. Wir müssen uns verabschieden

vom Karneval der Kulturen, der überall nur Minderheiten sieht. Die vielen gehässigen Reaktionen auf meine Kritik haben etwas Rassistentes: Ein Flüchtling soll gefälligst nicht sprechen und sicher nicht widersprechen. Das ist der Tenor.

Was stört die Linken denn an Ihren Positionen?

Sie verkaufen sich medial und ideologisch immer als Verteidiger der Minderheiten. Jetzt kommt jemand, der zu einer Minderheit gehört, aber eine abweichende Sicht des Unterdrückers hat. Für manche Linken sind die Bösen immer die Rechten. Ich sehe es anders: Es gibt viele Angehörige



von Minderheiten, die nicht unter den Rechten leiden, sondern unter ihrer Religion oder ihrer eigenen Minderheitengesellschaft.

Sie haben in einem Artikel Parallelen zwischen Islamisten und Linken gezogen. Wo sehen Sie das Verbindende?

Die Übergänge sind fließend. Es gibt gemeinsame Feindbilder: den Imperialismus, den Kapitalismus. Man belegt die angebliche Unterdrückung der Muslime etwa durch den «Krieg gegen den Terror» und verlangt, der Westen solle sich mit den Muslimen solidarisieren. Das heisst auch, man solle sie nicht kritisieren. Islamisten und gewisse Linke sehen den Grund für die Misere der muslimischen Welt aus-

schliesslich bei den anderen. Damit sprechen sie diesen Menschen und Kulturen die Selbstverantwortung ab. Wir sind immer noch Gefangene einer alten Machtfantasie. Es gibt keinen Geist der Moderne. Dabei können wir unsere Probleme nur lösen, wenn wir sie selber in die Hand nehmen.

Werden Sie wegen Ihrer Äusserungen bedroht?

Ich erhalte Hass-Mails und manchmal anonyme Todesdrohungen. 2012 erhielt ich eine Nachricht von einer Frau aus der Schweiz, die in Englisch schrieb: «Nicht wir haben entschieden, dass Sie sterben müssen, sondern Gott hat es entschieden.»

Ich habe Screenshots gemacht und bin zur Polizei gegangen. Der Fall kam vor Gericht. Doch der Richter sagte, die Frau habe ja nur den Koran zitiert.

Sie scherzen.

Leider nicht. Die Frau wurde freigesprochen.

Wer war denn diese Frau?

Sie kommt aus Basel und ist Mitglied des Islamischen Zentralrats der Schweiz (IZRS).

Sie sagen also, Todesdrohungen im Namen des Korans seien in der Schweiz legal?

Das ist das Problem. Der Kern der Debatte in der Schweiz und überall müsste doch folgende Fragestellung sein: Was ist Religionsfreiheit? Geht es darum, dass Christen, Juden, Muslime und Nichtgläubige friedlich nebeneinanderleben? Oder bedeutet Religionsfreiheit, dass man auch problematische bis widerrechtliche Werte lebt?

Sie hielten grosse Stücke auf die Schweiz und erwarteten hier ein aufgeklärtes, demokratisches Paradies. Hat sich Ihr Urteil nach dem Richterspruch von Basel verändert?

Ich wollte verstehen, wie der Richter zu diesem Schluss gekommen ist.

Und was liegt diesem zugrunde?

Es ging auch um sprachliche Nuancen. Wollte die Frau «decide» schreiben, also «entscheiden»? Oder meinte sie «decided», was im Kontext hiesse: Es sei schon entschieden worden? Der Richter hatte noch nie einen solchen Fall zu beurteilen, vielleicht war er überfordert. Ich möchte aufgrund dieses Falls nicht das ganze System beurteilen.

Die westliche Auseinandersetzung mit dem Islam verdient Ihrer Ansicht nach das Prädikat «ungenügend». Was läuft schief? Wo geht die Diskussion in eine falsche Richtung?

Wir sprechen immer davon, dass wir in Europa Islamismus und Terrorismus verhindern müssen. Die Vorschläge dazu sind für mich kurzsichtig. Manche Linken ver-

suchen, zu leugnen, dass es ein Problem gibt, die Bürgerlichen glauben, das Problem liesse sich innerhalb der Schweiz lösen. Während Linke relativieren, sagen Rechte: «Es interessiert mich nicht, was im Iran oder in Saudi-Arabien passiert.» Nein: Das Problem des Islamismus und die Misere der islamischen Welt sind global, sie spiegeln sich hier bloss wider. In diesem Sinn sollten wir die liberalen Kräfte gegen den Islamismus weltweit unterstützen.

Ist es nicht etwas vermessen, zu glauben, wir könnten von der Schweiz aus die Welt retten?

Es geht um den Kampf gegen eine Ideologie, und den kann man in einer globalisierten Welt nicht nur hier führen. Dafür müssen wir Verbündete suchen, und das sind auch die Islamkritiker, die liberalen Kräfte in islamischen Ländern, die dort gegen den Islamismus kämpfen. Ich denke auch an mediale Unterstützung, indem wir über Menschen berichten, die sich auflehnen.

Ein Forum für Ihre Anliegen ist der Uno-Menschenrechtsrat in Genf. Staaten wie Saudi-Arabien und Kuba geben im Menschenrechtsrat den Ton an. Bringen Ihre Auftritte denn überhaupt etwas?

Ich bin Vertreter einer internationalen Organisation, die sich für Meinungs- und Religionsfreiheit

einsetzt. Ein Nutzen daraus ist: Die Staaten können nicht mehr behaupten, sie wüssten nichts von den Menschenrechtsverletzungen. Mit unseren Interventionen versuchen wir die Doppelmoral des Uno-Menschenrechtsrats sichtbar zu machen.

Sie haben in einem Text von «falsch verstandener Toleranz» geschrieben. Wo beobachten Sie dies?

Zum Beispiel bei dem, was ich «passiven Liberalismus» nenne. Dieser folgt dem Credo: «Ich mache, was ich will. Und die anderen machen auch, was sie wollen.» Doch wenn Leute die Grundrechte bedrohen, müssen sie gestoppt werden. Weise ich darauf hin, werde ich «illiberal» geschimpft. Ein Aktivist der Operation Libero bezeichnete mich so, weil ich für ein Burkaverbot bin. Natürlich ist das nicht zu hundert Prozent liberal. Wir sollten aber pragmatisch sein und Vor- und Nachteile abwägen.

Sie wurden wegen Ihrer atheistischen Haltung in Marokko verfolgt. Trotzdem weigern Sie sich, ein «Opfer» zu sein.

Ich will nicht die Opferkarte spielen. Wenn ich das in der Schweiz tun würde, hätte ich damit viel Erfolg. Man kann aber nicht ewig ein Opfer bleiben. ○



Jacqueline Fehr.

«Jede Kritik, die der Welt-Anschauung gewisser Linken widerspricht, ist unerwünscht.»

«Ich wäre gerne einmal weggegangen»

Warum ist Bern die ideale Hauptstadt? Was macht die Linke in den Städten besser? Wieso gibt es die Reithalle immer noch? Der neue Berner Stadtpräsident Alec von Graffenried hat die Antworten. Von Katharina Fontana und Karl-Heinz Hug (Bild)

Seit Januar 2017 bekleidet Alec von Graffenried das Amt des Berner Stadtpräsidenten. Amtssitz ist der Erlacherhof, ein barockes Stadtpalais an der Junkerngasse in der Berner Altstadt, wo wir den Stadtpräsidenten treffen. Der 55-Jährige, Vater von vier Kindern, viele Jahre lang Nationalrat der Grünen Partei, ist ein schlagfertiger Gesprächspartner, der dem Bild des langsamen Berners so gar nicht entspricht und der auch nicht wie ein ökologischer Ideologe wirkt. Allzu sehr loben wollen wir Alec von Graffenried in der *Weltwoche* aber nicht, da dies für ihn im politisch links dominierten Bern imageschädigend wäre.

Herr Stadtpräsident von Graffenried, was ist typisch für Bern, was charakterisiert die Berner?

Auch wenn es klischeehaft tönt: Es gibt sicher eine gewisse Bedächtigkeit, man könnte auch sagen Ausgeglichenheit, die Bern auszeichnet. Wir sind nicht überhastet. Politisch spielen die Berner häufig eine vermittelnde Rolle, was für das politische System der Schweiz absolut zentral ist. Es ist ein grosser Vorteil, dass Bern die Hauptstadt der Schweiz ist und nicht... irgendeine andere Stadt.

An welche andere Stadt denken Sie?

Einfach eine Stadt mit Hitzköpfen. Bern ist ein Glücksfall für die Schweiz. Hier bringt man Konflikte weniger zur Eskalation. Die Berner sind gemächlich, cool, relaxed. Eigentlich ist das das richtige Wort: Die Berner sind relaxed – mehr als andere.

Die Berner sind auch sesshaft, gehen nicht gerne weg ...

Warum auch, wenn es hier doch so schön ist!

Sie haben Ihr ganzes Leben in Bern verbracht?

Ja, das ergab sich allerdings aus familiären Gründen. Ich persönlich wäre gerne einmal längere Zeit weggegangen, beispielsweise nach Zürich, Paris oder San Francisco.

Bleiben wir bei den Klischees. In Basel sitzt die Pharmaindustrie, in Zürich befindet sich der Finanzplatz, und Bern ist Standort der Bundesverwaltung. Und hat damit das Image einer etwas langweiligen Verwaltungsstadt. Zu Unrecht?

Verwaltungsstadt? Nur 13 Prozent der Arbeitsplätze sind in der öffentlichen Verwaltung angesiedelt. Für mich ist Bern



«Bern ist die Schokoladehauptstadt der Schweiz»: Alec von Graffenried im Berner Erlacherhof.

überhaupt nicht langweilig! Dass Bern anders als etwa Basel keinen Industrieboom erlebt hat, hat sich einfach so ergeben. Es hätte durchaus auch anders kommen können. Um ein Beispiel zu nennen: Die Berner Firma Wander war in den siebziger Jahren führend bei Ernährungstrends wie Sportnahrung. Novartis machte aber nichts daraus. Andere waren erfolgreicher, denken Sie an die Toblerone!

Die Toblerone wird in Bern produziert?

Jede einzelne Toblerone, die man irgendwo auf der Welt kauft, wird immer noch in Bern produziert – Bern ist die Schokoladehauptstadt der Schweiz! Toblerone gehört heute allerdings zu Mondelez, unternehmerische Entscheide werden in Chicago gefällt. Zudem gibt es in Bern eine sehr dynamische Start-up-Szene und viele erfolgreiche Firmen, wie etwa die CSL Behring, die Umsatz und Gewinn in den letzten zwanzig Jahren mehr als verzehnfacht hat.

In der Stadt sind grosse Wohnbauprojekte geplant, es sollen Hunderte neuer Wohnungen entstehen. Haben Sie als Grüner keine Mühe mit dieser Entwicklung?

Nein, im Gegenteil. Zum einen haben wir eine beachtliche Nachfrage nach Wohnraum, die wir befriedigen wollen. Zum andern ist es ökologisch am besten, wenn die Leute in der Stadt wohnen. Ab den siebziger Jahren hat die Stadt Bern – wie die anderen Städte auch – Einwohner verloren, die Leute und namentlich auch Familien kehrten der Stadt den Rücken. Im Jahr 2000 hat der Trend gewendet, die Zahl der Einwohner ist seit da von 123 000 auf heute

«Bern ist ein Glücksfall für die Schweiz. Hier bringt man Konflikte weniger zur Eskalation.»

142 000 gestiegen. Was denken Sie, warum haben die Leute die Stadt damals in Scharen verlassen?

Weil es im Grünen schöner ist, zumal mit Familie?

Nein. Es gibt einen zentralen Grund: der Verkehr. Die Städte wurden bis in die siebziger Jahre zu lebensfeindlichen Umgebungen, durchschnitten von lärmigen Strassen. Niemand wollte mehr dort wohnen. Erst die rot-grüne Verkehrspolitik hat das geändert und die Quartiere wieder zu lebenswerten Orten gemacht. Das ist übrigens auch der Hauptgrund, warum alle Schweizer Städte politisch links sind: Die Leute wissen, dass sie diese Verkehrspolitik, die sie sich wünschen, nur von den rot-grünen Parteien erhalten. Solange die Bürgerlichen hier nicht umdenken, werden sie in den Städten poli-

tisch nie mehr auf einen grünen Zweig kommen.

Der Zuzug von gutgebildeten, velofahrenden Doppelverdienern mag für die Stadt positiv sein. Für Mieter mit kleinem Einkommen dagegen weniger, diese werden aus den neuen Trendquartieren wie der Länggasse zunehmend verdrängt.

Die Immobilienpreise sind tatsächlich stark gestiegen, in der Länggasse sind sie richtiggehend explodiert. Das ist auch verständlich: Wer sieben Gehminuten vom Hauptbahnhof entfernt wohnt, an ruhiger Lage, wo die Kinder auf dem Trottoir spielen können, der zahlt eine astronomisch hohe Miete. Wir wollen aber eine Stadt für alle sein, deshalb fördern wir weiterhin den genossenschaftlichen Wohnungsbau. Das haben im Übrigen auch schon Bürgerliche gemacht.

Denkt man an Bern, denkt man unweigerlich an die Reithalle ...

... vor allem Leute, die nicht aus Bern sind, denken an die Reithalle.

Weil man als Auswärtiger wohl nicht versteht, warum die Stadt die virulenten Probleme – Drogen, Gewalt – seit Jahren schon nicht angeht.

Ich dulde weder Gewalt noch Drogen delinquenz.

Als Stadtpräsident müssen Sie das ja sagen. Trotzdem: Die Reithalle dient immer wieder als Rückzugsort für gewalttätige Demonstranten, die Polizei wagt sich nicht hinein.

Sehen Sie: Die Reithalle ist das grösste Jugendkulturzentrum in der Schweiz, sie gehört effektiv den Jungen – anders etwa als die Rote Fabrik in Zürich, wo immer noch die Gründergeneration den Takt angibt. So gesehen funktioniert die Reithalle eigentlich gut. Daneben gibt es aber eine aktive Kokaindealerszene rund um die Reithalle, die die Polizei noch nicht in den Griff bekommen hat. Und wir haben mitunter Schwierigkeiten mit einzelnen Demonstrationen.

Kann die Polizei ohne Voranmeldung in die Reithalle?

Ja.

Die Polizisten gehen also hinein?

Ja, das tun sie. Es gibt keinen rechtsfreien Raum, es gibt nur rechtmässig oder rechtswidrig. Überhaupt wird häufig völlig einseitig über die Reithalle berichtet. An Wochenenden halten sich Tausende von jungen Leuten bei der Reithalle auf, alle Jugendlichen aus Bern und der Umgebung gehen dorthin und vergnügen sich. So wie es bereits deren Eltern gemacht haben.

Man hat den Eindruck, dass Bern gegenüber jugendlichen Randalierern recht tolerant ist. Etwa gegenüber jenen Hausbesetzern, die auf dem Warmbächli-Areal nun anfangen, illegal Häuser zu bauen.

Illegale Bauten werden nicht toleriert, die Gruppe muss weg.

Aber ein Autofahrer, der sein Fahrzeug falsch parkiert, erhält in Bern unverzüglich eine Busse. Man hat den Eindruck, dass die Berner Behörden das Recht nicht bei allen gleich konsequent durchsetzen.

Bei Hausbesetzungen in leerstehenden Gebäuden versuchen wir, zu vermitteln und das Ganze zu legalisieren. Wo Sie aber recht haben: Autofahrer werden in Bern bei Fehlverhalten konsequent gebüsst, Velofahrer nicht. Das ist stossend. Es gibt Velofahrer, die sich an keine Regeln halten und das Velo damit in Verruf bringen.

Von Bern zur Schweiz. Was finden Sie das Beste an unserem Land?

Dass wir in einer gutintegrierten Gesellschaft leben. Einer, an der alle teilnehmen können und in der es keine Klassen, Parallelgesellschaften oder *gated communities* gibt. Das macht die Schweiz aus und trägt enorm viel

«Kann die Polizei ohne Voranmeldung in die Reithalle?» – «Ja.»

zu unserer hohen Lebensqualität bei. Ich habe grosse Vorbehalte – um es zurückhaltend zu sagen – gegenüber all jenen, die versuchen, die Gesellschaft zu spalten. Die Stimmung machen gegen Ausländer, Flüchtlinge oder Sozialhilfebezüger etwa in Zeitungen. Oder die die Kantone wegen des Finanzausgleichs gegeneinander ausspielen.

Sie meinen die Weltwoche?

Ja, auch. Ich verurteile es, wenn einzelne Gruppen unter Generalverdacht gestellt werden. Das schadet unserem Land.

Soll man Misstände denn nicht ansprechen?

Doch, selbstverständlich, das muss man sogar. Allerdings muss die Kritik präzise sein. Und das Wichtigste in einer integrierten Gesellschaft ist der gegenseitige Respekt, der muss immer gewahrt bleiben.

Und als Berner fühlen Sie sich nicht respektiert, wenn man schreibt, dass der Kanton Bern mit Abstand am meisten Geld aus dem Finanzausgleich erhält?

Grosse Disparitäten beim Finanzausgleich sind tatsächlich ein Problem, da die Verantwortlichkeiten bei den Ausgaben verwischt werden. Nur sollte man auch auf die Hintergründe hinweisen. Die Steuerkraft des Kantons Bern ist nun einmal nicht dieselbe wie jene von Stadtkantonen wie Genf, Basel oder Zug, sondern sie ist eher an anderen flächigen Gebirgskantonen zu messen. Pro Kopf sind die Ausgleichszahlungen in andere Kantone noch höher. Zudem bezahlen wir im Kanton Bern viel höhere Steuern als die Steuerpflichtigen in Zürich oder Zug. Es ist deshalb ziemlich billig, die einen Kantone gegen die anderen auszuspielen. ○



«Als würde die Herde das Schaf austossen, das es wagte, die Herde zu verlassen»: Erwin Sperisen mit seiner Familie in seiner Einzimmerwohnung in Genf.

«Ein Albtraum, der nie enden will»

Nach fünf Jahren Untersuchungshaft wurde Erwin Sperisen im September auf Befehl des Bundesgerichts freigelassen. Der Ex-Chef der guatemaltekischen Polizei spricht über seine Beziehung zur Schweiz, 1849 Tage Isolationshaft – und zur Frage, wer die Häftlinge in der Haftanstalt El Pavón erschossen hat. *Von Alex Baur*

Erhaben steht der Palais de Justice im warmen Licht der Herbstsonne, von der Promenade de Saint-Antoine her dringt ab und an das ausgelassene Geschrei spielender Kinder und Hundegebell herüber, in den Strassencafés der *Cité* herrscht lässige Geselligkeit, in der Ferne sticht der Jet d'eau in den Himmel. Wenn Erwin Sperisen aus dem Fenster seiner Altstadtwohnung blickt, präsentiert sich Genf von einer lieblichen, fast kitschigen Seite.

Die Welt hinter der Fassade ist etwas weniger beschaulich. Erwin Sperisen teilt sich mit seiner Frau Elisabeth ein kleines Schlafzimmer, die drei Kinder schlafen in der Wohnküche. Mehr erlaubt das Genfer Sozialamt der Familie nicht, die man eigentlich schon lange loswerden wollte. Doch Erwin Sperisen kann nicht wegziehen. Eine elektronische Fuss-

fessel hindert ihn daran. Und er will auch nicht. Denn der 48-Jährige kämpft für seine Rehabilitation. Eine Frage von Ehre und Prinzipien.

Der Genfer Staatsanwalt Yves Bertossa glaubte ein leichtes Spiel zu haben, als er den ehemaligen Polizeichef von Guatemala am 31. August 2012 verhaften liess. Ein Kronzeuge und Dokumente aus Zentralamerika sollten beweisen, dass Erwin Sperisen 2006 in seiner Heimat bei einer Razzia im Megagefängnis El Pavón sieben Häftlinge umgebracht habe. Da man den Schweizer Doppelbürger nicht nach Guatemala ausliefern konnte, machte ihm Bertossa in Genf den Prozess.

Doch der Sperisen-Prozess entpuppte sich bald als juristischer Albtraum. Die von politischen Machenschaften kontaminierten Aussagen aus Guatemala waren das Papier nicht

wert, auf dem sie protokolliert worden waren, sie strotzten nur so vor Widersprüchen. Die mit Privilegien und Straferlass gekauften Kronzeugen, die man mit viel Aufwand aus Guatemala einfliegen liess, halfen nicht weiter: lauter Spekulationen, wenig Konkretes, nichts Überprüfbares.

Während in Guatemala, Österreich und Spanien ein Mitangeschuldigter nach dem andern freigesprochen wurde, hielt die Genfer Justiz stur an der Anklage gegen Sperisen fest. Die Vorwürfe wurden dauernd abgeändert. Mal soll Sperisen Häftlinge eigenhändig exekutiert haben, dann soll er sich absichtlich vom Tatort ferngehalten haben. Und je länger der Prozess dauerte, desto schwieriger wurde es für die Genfer Justiz, einzugestehen, dass sie den Falschen eingekerkert hatte.

Ende September 2017 setzte das Bundesgericht dem Trauerspiel ein Ende und verfügte die sofortige Freilassung von Erwin Sperisen. Seither befindet er sich in Hausarrest, keine hundert Meter vom Genfer Justizpalast entfernt. Die Bedingungen sind schikanös. Dreimal pro Woche muss Sperisen auf einem Polizeiposten am anderen Ende der Stadt Präsenz markieren. Die Genfer Justiz hat es auch nicht eilig, der neue Prozess ist auf nächsten Frühling anberaumt. Doch wenigstens ist Erwin Sperisen wieder bei seiner Familie. Er empfängt die *Weltwoche* in seiner kleinen Wohnung.

Herr Sperisen, gemäss Bundesgericht gibt es keine Zweifel, dass vor elf Jahren bei der Stürmung des Gefängnisses El Pavón Häftlinge exekutiert wurden – aber es ist nicht bewiesen, dass Sie verantwortlich sind. Wer hat die sieben Häftlinge getötet?

Ich habe mir diese Frage immer wieder gestellt. Es war ein Grosseinsatz mit 2500 Einsatzkräften aus Armee, Polizei, Sondereinheiten, Gefängnispersonal. Ich war auf der anderen Seite des Gefängnisses El Pavón, 300 Meter vom Ort entfernt, als es eine Schiesserei zwischen Häftlingen und Ordnungskräften gab. Videoaufzeichnungen belegen, dass Schüsse aus dem Gefängnis heraus abgefeuert wurden. Es war nicht meine Aufgabe, diese Todesfälle zu untersuchen. Die Staatsanwaltschaft war bei der Razzia von Anfang an dabei. Aufgrund der Obduktionsberichte müssen wir heute leider davon ausgehen, dass es Exekutionen gab, zumindest in drei Fällen. Damals hatte ich aber keine Einsicht in die Untersuchungen, das war allein Sache der Staatsanwaltschaft.

Jemand muss diese Exekutionen angeordnet und ausgeführt haben. Was denken Sie?

Ich weiss es wirklich nicht. Ich kann nur sagen: Eine von oben angeordnete Strategie, wie es der Genfer Staatsanwalt Yves Bertossa behauptet, gab es nie. Alle Verdächtigten – unser Vorgesetzter, Innenminister Carlos Vielmann, mein Kollege, Vollzugschef Alejandro Giammattei, meine Untergebenen, die Einsatzleiter Javier Figueroa und Mario García Frech –, alle wurden sie freigesprochen. Es gibt allerdings eine zentrale Figur in dieser Geschichte, die nie angeklagt wurde: Luis Linares Pérez. Der Kronzeuge der Anklage.

Erklären Sie das bitte?

Linares Pérez war vom Nachrichtendienst der Armee, deren Rolle leider nie untersucht wurde. Er war mit den Vorbereitungen der Razzia betraut, er war in die Schiesserei involviert. Wenige Tage vor der Razzia gab es einen Konflikt zwischen inhaftierten Drogenhändlern und alten

Armeekollegen von Linares Pérez. Die Aussagen von Pérez – die mich im Übrigen nicht einmal direkt belasten – strotzen nur so vor Widersprüchen. Er hat diese immer wieder geändert und angepasst. Ich vermute, dass er sich vor allem selber entlasten wollte, indem er andere anschwärzte. Zur Belohnung bekam er Straffreiheit und ein Aufenthaltsvisum für Kanada.

Im Vorfeld der Gefängnisrazzia gab es Drohungen der Mafia gegen Vollzugschef Alejandro Giammattei. Es wäre logisch, vielleicht sogar verständlich, wenn die Regierung in dieser Situation gesagt hätte: «Bevor sie uns umbringen, bringen wir die Mafi Führer um.»

Diese Hypothese wurde gegen Giammattei postuliert, aber er wurde freigesprochen. dem war nicht so. Und wenn es so gewesen wäre – dann wäre es das Problem der Strafvollzugsbehörden gewesen, nicht meines. Ich hätte damit nichts gewonnen, aber sehr viel riskiert. Ich wurde ja nicht bedroht.

Ihre politischen Gegner werfen Ihnen vor, systematisch «soziale Säuberungen» betrieben zu haben. Wollten Sie das Verbrechen mit Verbrechen bekämpfen?

Seit der *conquista* gab es in Guatemala immer wieder diese Gräueltaten, eigentlich schon zuvor. Ich war angetreten, um die Gewalt zu bekämpfen. Ich wurde in den 1990er Jahren politisiert. Das war die Zeit der Friedensverhandlungen von Esquipulas. Ich gehöre einer politischen Generation an, die mit der

«Die grössten Probleme hatte ich im Polizeikorps selbst, weil ich keine Korruption akzeptierte.»

Hoffnung und dem Willen angetreten ist, den Terror zu überwinden und Guatemala zu einer modernen, zivilisierten Nation zu machen. Die grössten Probleme hatte ich im Polizeikorps selbst, weil ich keine Korruption und keine Lynchjustiz akzeptierte.

Wo stehen Sie politisch?

Ich bin eher konservativ, Mitte-rechts. Extreme sind mir fremd. Ich glaube, die Dinge müssen organisch wachsen. Ich glaube an die traditionellen christlichen Werte. In wirtschaftlichen Fragen halte ich mich eher an Hayek als an Keynes.

Die Genfer Linke beschreibt Sie als Oligarchen. Wie sehen Sie das?

Meine Grosseltern hatten eine kleine Glaserei in Guatemala-Stadt. Sie haben in den 1960er Jahren alles verloren. Mein Vater hat aus eigener Kraft eine Schreinerei aufgebaut, aus der schliesslich eine kleine Möbelfabrik wurde. Über den Verband der Kleinunternehmer kam er zur Politik und schliesslich zu seinem Mandat in Genf, wo er Guatemala bei der WTO vertritt.

Wie steht es mit Ihrer Beziehung zur Schweiz?

Anders als mein Vater lernte ich keine der Landessprachen. Ich reiste trotzdem mit zwanzig Jahren in die Schweiz, um mich für die Rekrutenschule zu stellen, wie es schon mein Vater getan hatte. Doch man wollte mich nicht; zum einen lag es an fehlenden Sprachkenntnissen, zudem weckte meine Begeisterung fürs Militär Misstrauen. Ich weiss, das kann man jetzt gegen mich auslegen. Aber ich bin kein Rambo. In der Schweizer Armee wollen sie nur Soldaten, die eigentlich keinen Dienst leisten möchten. (*Lacht*)

Ihre Ausbildung?

Ich studierte Betriebswirtschaft in Guatemala und machte ein Praktikum in einem Hotel. Mein Chef begeisterte mich für die Politik und holte mich in die Stadtverwaltung von Guatemala. Als Werkstudent machte ich mein Lizenziat in Politologie. An der Universität lernte ich meine Frau Elisabeth kennen, eine Salvadorianerin mit Schweizer Wurzeln.

Wie wurden Sie zum politischen Chef der Policía Nacional Civil von Guatemala?

Schon als Teenager engagierte ich mich bei der Freiwilligenfeuerwehr. Ich weiss, es tönt kitschig, gerade in meiner Rolle als angeblicher Massenmörder. Aber es ist so: Ich fühlte mich immer berufen, etwas für das Gemeinwohl zu tun. 2004 bekam ich das Angebot als Feuerwehrkommandant. Ich war bereits in Lohnverhandlungen, als mir Innenminister Carlos Vielmann überraschend die Funktion des Polizeichefs anbot. Die Position schien mir ein paar Nummern zu gross. Meine Freunde und meine Familie bekneten mich, die Stelle auszuschlagen. Die Polizei hat einen miserablen Ruf in Guatemala, sie gilt als politischer Friedhof. Bei der Feuerwehr kann man nicht viel falsch machen. Aber ich sagte mir schliesslich: Man kann nicht immer die Polizei kritisieren und sich dann verstecken, wenn man die Chance bekommt, etwas zu tun.

Wie viel verdienen Sie als Polizeichef?

2800 Dollar im Monat. Meine Frau verdiente als Wirtschaftsberaterin besser. (*Lacht*)

Was waren die wichtigsten Anliegen als Polizeichef?

Es fehlte an allem. In einer ersten Auslegung definierten wir über 500 Projekte, von denen ich in drei Jahren etwa die Hälfte einleiten und einige davon auch erfolgreich abschliessen konnte. Neben der Infrastruktur war die Korruption das grösste Problem. Wir haben Lebensversicherungen für die Witwen ermordeter Polizisten eingeführt, Kinderhorte, eine medizinische Versorgung für Angehörige, wir bauten sichere Wohnsiedlungen, wir verbesserten Ausbildung und Karrieremöglichkeiten. Es ging darum, die Polizisten enger an die Institution zu

binden, sie zu beschützen. Das ist das effizienteste Mittel gegen die Korruption. Dazu kam die internationale Koordination. Ich war sehr aktiv als Präsident der Organisation der Polizeichefs von Zentralamerika und der Karibik sowie bei Interpol.

Noch während Ihrer Amtszeit wurde die internationale Untersuchungskommission Cicig* einberufen, die Sie später anklagen sollte. Welches war das Ziel?

Ursprünglich ging es darum, eine Untersuchungsbehörde zu schaffen, welche mafiose Parallelstrukturen innerhalb der staatlichen Organismen aufdecken und bekämpfen sollte. Ich habe das voll unterstützt. Als 2008 die neue Regierung unter Álvaro Colom an die Macht kam, schlug die Cicig aber eine andere Richtung ein.

Warum?

Offensichtlich kam die Cicig bei der Bekämpfung der Mafia innerhalb des Staates nicht weiter. Man musste Erfolge vorweisen, also nahm man das, was am einfachsten erschien. Die neue Regierung unter Álvaro Colom gab der Cicig daher den Auftrag, den Fall El Pavón zu untersuchen, der bereits ein Politikum war.

2006 zogen Sie mit der Familie nach Genf.

Warum?

Es hatte Mordattentate auf mich gegeben sowie Drohungen gegen meine Frau und meine Kinder. Deshalb schickte ich die Familie nach Genf, wo mein Vater bei der WTO arbeitet. Geplant war nur ein einjähriger Aufenthalt. Doch dann fand meine Frau Arbeit bei der Uno, die Kinder gewöhnten sich ein. Dann kam der Skandal um die Ermordung von drei Parlamentariern durch Polizisten dazwischen. Eine komplizierte Geschichte, bei der Drogen-geld mit im Spiel war. Wir konnten die Polizisten überführen. Mein Rücktritt war ein rein politischer Entscheid, mir wurde nie ein Verschulden zur Last gelegt. So reiste auch ich in die Schweiz, zu meiner Familie.

Weshalb gab es Anschläge gegen Sie?

Ich liess mich von keiner Mafiabande vereinnahmen.

Wie muss man sich das vorstellen?

Die Offerten kommen immer über untergeordnete Informanten. Die eine Mafiabande spielt der Polizei Informationen über eine Konkurrenzbande zu. Das gibt Fahndungserfolge, Prestige. Die US-amerikanische Drogenvollzugsbehörde DEA macht das so. Doch für den Polizisten, der mit seinen täglichen Geldnöten kämpft, ist die Versuchung gross, etwas für sich oder die Institution abzuzwacken. Ich habe das in Guatemala gestoppt. Wir arbeiteten mit keiner Bande mehr zusammen. Die grossen Fahndungserfolge gingen dadurch zwar zurück, doch keine der Banden konnte sich

nunmehr auf den Schutz der Polizei verlassen. Da kamen die Morddrohungen, verbunden mit diskreten Offerten. Der Klassiker: «plata o plomo» – die Wahl zwischen Geld oder Blei.

Was waren Ihre Pläne in der Schweiz?

Ich hatte Aussichten auf eine Stelle bei Interpol in Lyon. Das ist nicht weit von Genf entfernt und hätte sehr gut gepasst. Als Polizeichef hatte ich die Beziehungen zu Interpol gefördert und modernisiert, ich hatte einen sehr guten Ruf in Lyon. Als die Anschuldigungen der Cicig gegen mich auftauchten, war das natürlich kein Thema mehr.

Wie erfuhren Sie von den Anschuldigungen gegen Ihre Person?

Das war im September 2010, aus den Nachrichten. Die Cicig kündigte eine Anklage gegen neunzehn Funktionäre der Regierung Berger an, darunter war auch mein Name. Sie beschuldigten uns wegen siebzehn Delikten, von Drogenhandel über sexuelle Belästigung bis zu Mord, ein bunter Strauss. Ich informierte den damaligen Genfer Generalstaatsanwalt Daniel Zappelli, teilte ihm mit, wo ich lebe und dass ich vorbehaltlos kooperiere. Zwei Wochen später wurde meine Frau bei der Uno entlassen, ohne Begründung.

Was geschah dann?

Ein Jahr lang passierte überhaupt nichts. 2011 bestellte mich Staatsanwalt Michel-Alexandre Graber auf sein Büro. Er zeigte mir einen Bericht der Cicig, der ihm aus Guatemala zugestellt worden war. Gegen mich lag gar nichts Konkretes vor. Ein Jahr später erfuhr ich, dass nun ein neuer Staats-

«Mit jeder Version, die wegfiel, tauchte eine neue auf, die Anschuldigungen wurden permanent angepasst.»

anwalt den Fall übernommen habe, Yves Bertossa. Das alarmierte mich insofern, als Bertossa eng mit der NGO Trial liiert war, wie ich in einer Google-Recherche festgestellt hatte. Linke Gruppen, die mit Trial eng verbunden sind, machten schon seit längerem Stimmung gegen mich. Trial hatte sogar einen Privatdetektiv auf mich angesetzt.

Am 31. August 2012 liess Bertossa Sie verhaften. Wie haben Sie das erlebt?

Mit meiner Frau befand ich mich auf einem Parkplatz hier in Genf. Plötzlich waren wir von zwölf Männern umringt, die ihre Waffen auf uns richteten. Wir glaubten an einen Überfall. Es war eine Erleichterung, als ich merkte, dass es die Polizei war. Es war ein Theater, reine Stimmungsmache. Bertossa hätte mir eine Einladung schicken können.

Staatsanwalt Bertossa glaubte eben, den Beweis zu haben, dass Sie ein Massenmörder sind – der Zeuge Philippe Biret

hatte sich bei ihm gemeldet. Der Franzose, der wegen eine Doppelmordes damals im El Pavón eine Strafe von 35 Jahren Haft verbüsste, behauptete, mit eigenen Augen gesehen zu haben, wie Sie bei der Gefängnisrazzia Häftlinge erschossen hätten.

Die Organisation Trial hatte diesen Zeugen Biret ins Spiel gebracht. Was er erzählte, war einfach zu widerlegen. Biret behauptete, ich hätte einem der Opfer in den Kopf geschossen – doch in den Autopsien finden sich keine Kopfverletzungen. Alle Verletzungen stammten von Kugeln vom Kaliber 5.56 – das passt nicht zu einer Faustfeuerwaffe. Biret behauptete zudem, die Morde seien am späteren Nachmittag geschehen – doch die sieben Häftlinge waren am Morgen gestorben. Vor Gericht hiess es dann, die Widersprüche seien Folge eines erlittenen Traumas. Dass er gelogen haben könnte, wurde nicht einmal in Betracht gezogen.

Mittlerweile sind Birets Beschuldigungen kein Thema mehr, das Appellationsgericht hat diese verworfen. Warum hat Biret Sie falsch beschuldigt?

Ich habe über Dritte erfahren, dass sich Philippe Biret durch die Aussage gegen mich in Guatemala die vorzeitige Haftentlassung erkaufte hatte. So lief es in diesem Verfahren von Anfang an bis zum Ende: Leute wurden belohnt oder unter Druck gesetzt, damit sie sagten, was man von ihnen hören wollte.

Anfang 2013 machte Bertossa Ihnen ein Angebot: Wenn Sie irgendein Nebendelikt gestehen und andere beschuldigen würden, würde er Sie in einem geheimen Schnellverfahren mit fünf Jahren Gefängnis laufenlassen. Warum haben Sie das nicht angenommen?

Weil ich nicht ein Verbrechen gestehe, das ich nicht begangen habe. Und weil ich keine falschen Anschuldigungen gegen andere mache.

Alle Anklagen, die in Guatemala von der Cicig gegen die politischen Vorgesetzten und die Chefs von Polizei und Strafvollzug erhoben wurden, führten später zu Freisprüchen – ausser in Ihrem Fall. Was war das Motiv für diese offenkundig haltlosen Anklagen?

Die Cicig-Ermittlerin Gisela Rivera, eine Juristin aus Costa Rica, stand unter grossem Druck, einen Erfolg zu liefern. 2009 musste sie Guatemala fluchtartig verlassen. Weil sie Zeugen unter Druck gesetzt und geheime Absprachen getroffen hatte, wurde sie international zur Verhaftung ausgeschrieben. Riveras Nachfolger waren leider nicht besser. Die Politik hatte immer die Finger im Spiel – die Grüne Partei Genfs, die Grünen in Österreich, die Sozialisten in Guatemala, dazwischen Trial.

Bertossa wusste das?

Natürlich. Er war ja Teil des Theaters. Bertossa ist mit Trial verbandelt, Cicig-Ankläger Carlos Castresana war Parlamentarier der Vereinigten Linken (Izquierda Unida) in Spanien. Im Parallelprozess gegen meinen Stellvertreter Javier Figueroa in Österreich verwarhte sich die Gerichtspräsidentin dezidiert gegen die politische Einmischung. Das war in Genf leider nicht der Fall. Figueroa wurde freigesprochen. Es war ein politischer Prozess, von A bis Z.

Wie erlebten Sie die Prozesse in Genf?

Mir war schnell klar, dass ich keine Chance hatte. Man merkte es an der Haltung der Staatsanwälte und Richter. Mit Gesten und abfälligen Bemerkungen gaben sie mir zu verstehen, dass meine Aussagen sie nicht interessierten, dass sie mir ohnehin kein Wort glaubten, dass das Urteil längst gefällt sei und dass sie nur noch nach Elementen suchten, um dieses irgendwie zu begründen.

Im ersten Genfer Prozess wurden Sie verurteilt, weil Sie sich aktiv am Massaker beteiligt hätten, im zweiten, weil Sie sich so passiv verhalten hätten. Wie erklären Sie diese Wende?

Das ist ein Muster, das sich durchs ganze Verfahren zieht. Die Verteidigung widerlegte eine Anschuldigung nach der andern – weil die Aussagen widersprüchlich waren, weil sie nicht zu den Fakten passten. Doch mit jeder Version, die wegfiel, tauchte eine neue auf, die Anschuldigungen wurden permanent angepasst. Es war wie in einem Albtraum, der nie ein Ende nehmen will. Nur war der Albtraum real. Am Schluss hat man die angeblichen Mitverschwörer, die im Ausland längst freigesprochen worden waren, einfach mit verurteilt – ohne formelle Anklage, ohne dass sie sich hätten verteidigen können. Was wollen Sie da noch sagen?

Wie fühlt man sich in einem solchen Prozess?

Ohnmächtig, einfach nur ohnmächtig. Man machte mir von Anfang an klar: Hier bist du allein – als Karikatur des Polizeichefs einer Bananenrepublik, dem keiner glaubt – gegen Staatsanwälte, Regierungen, die NGOs, die Uno, die Welt. Jedes Wort, das man sagt, wird verdreht und gegen einen ausgelegt. Es war zum Verrücktwerden.

Was denken Sie: Was ging in Bertossas Kopf vor?

Ich glaube, er hat mich gar nicht als Mensch wahrgenommen, sondern als abstrakte Figur. Eine Sprosse in seiner Karriereleiter.

Aber warum? Die meisten Genfer wissen kaum, wo Guatemala liegt. Warum soll

Ihre Verurteilung so wichtig sein für einen Staatsanwalt in Genf?

In Genf möchte man so etwas wie eine globale Staatsanwaltschaft für Menschenrechte einrichten. Die Cicig in Guatemala war ein Pilotprojekt für die globale Strafverfolgung in sogenannten *failed states*. Es gibt in Genf sehr einflussreiche und aktive NGOs wie Trial.



«Geld oder Blei»: Polizeichef Sperisen, 2006.

Im Namen der Menschenrechte sassen Sie fünf Jahre in Untersuchungshaft – isoliert in einer Einzelzelle. Wie muss man sich das vorstellen?

Eine derart lange Isolationshaft wird verfügt, um einen Menschen zu brechen – moralisch, physisch, mental. 23 Stunden pro Tag ist man eingesperrt in einer Zelle, 2,35 Meter breit und 4,5 Meter lang, eine Toilette, eine Pritsche. Man zählt die Tage (*Sperisen holte ein Heft hervor*), hier, man macht für jeden Tag ein Kreuz – 1849 Tage, 272 Wochen, 60 Monate. Einmal pro Tag sich die Beine vertreten, allein, für eine Stunde in einem Käfig auf dem Dach. Ein-, manchmal zweimal pro Woche eine Stunde Familienbesuch. Meine Frau kam 423 Mal, manchmal mit den Kindern. Ich habe meine Kinder in den fünf Jahren gut eine Woche lang gesehen, immer unter Bewachung. Um sieben Uhr in der Früh schauen die Wärter kurz rein, um zu sehen, ob man noch lebt, sie sprechen ein paar Sätze, um zu sehen, ob man noch bei Sinnen ist. Um sieben, um elf und um siebzehn Uhr schieben sie das Essen rein, um 18 Uhr 15 verabschiedet sich das Personal.

Hatten Sie Angst, verrückt zu werden?

Permanent. Man muss ständig etwas tun. Es braucht viel Disziplin, um nicht verrückt zu werden. Im Schnitt hatte ich pro Woche drei Stunden direkten Kontakt mit Menschen.

Baut sich da nicht Hass auf – auf Staatsanwalt Bertossa, die Richter?

Hass und Verachtung. Aber ich habe diese Gefühle bewusst nicht zugelassen. Mit dem Hass hätte ich mir selber am meisten geschadet. Ihnen ist das egal. Würde ich diese Leute hassen, wäre mein Leben mit dem ihren verbunden.

Was ist schlimmer – fünf Jahre in einem guatemaltekischen Knast wie El Pavón, wo sich die Häftlinge frei bewegen, oder fünf Jahre Isolation in einem Schweizer Gefängnis?

Das kommt drauf an. Ein Gangsterboss hat in El Pavón alles, was man sich erdenken kann. Aber wer kein Geld hat, lebt wie ein Sklave, bar jeglicher Menschenwürde, ohne Schutz und ohne Gesetz. Das war ja der Zustand, den wir mit der Razzia beenden wollten. Hier in der Schweiz ist es das andere Extrem. Alles ist reglementiert und überkontrolliert – auch das führt zu einer Entmenschlichung.

Wie fühlten Sie sich, als Sie nach fünf Jahren aus der Zelle kamen?

Es war ein Schock. Ich fühlte mich wie ein Behinderter, dem man die Krücken weggenommen hat, wie ein Emigrant, der nach langer Zeit in seine Heimat zurückkehrt – man kennt alles, und doch ist alles fremd.

In der Nacht stand ich manchmal auf, ging zu den schlafenden Kindern hinüber, um mich zu vergewissern, dass sie noch da waren.

Warum behandelt die Schweiz ihre eigenen Staatsangehörigen so schlecht?

Ich weiss es nicht. Die Schweiz ist ein sehr geordnetes, in mancher Hinsicht vorbildliches Land. Man will alles perfekt machen, ist mit den eigenen Leuten strenger als mit Fremden. Mein Grossvater zog von der Schweiz weg, weil er mehr wollte, als ihm dieses Land bieten konnte. Vielleicht hat man ihm das übelgenommen. Es ist, als würde die Herde das Schaf ausstossen, das es gewagt hat, die Herde zu verlassen.

In Guatemala scheint Ihr Ruf kaum beschädigt, im Gegenteil, für viele sind Sie ein Held. Auf Facebook haben Sie 30 000 Follower, die Kommentare sprechen alle für Sie.

32 000 Follower! Mein Bruder hat die Seite eingerichtet, ich habe das kaum mitbekommen und war überwältigt von der Unterstützung in Guatemala. Eine halbe Million User haben meine Videobotschaft gesehen, die mein Bruder nach meiner Freilassung gepostet hat.

Werden Sie nach Guatemala zurückkehren, wenn das alles einmal vorbei ist?

Ich weiss es nicht. Ich fühle mich als Guatemalteke. Aber meine Familie hat sich in Genf eingelebt, meine Kinder werden kaum wegziehen wollen.

* Die Comisión Internacional contra la Impunidad en Guatemala (Cicig) ist eine internationale Strafverfolgungsbehörde, die unter der Schirmherrschaft der Uno steht und 2007 von der Regierung Óscar Berger einberufen wurde.

Lesen Sie das integrale Interview auf Französisch auf unserer Website www.weltwoche.ch.

«Wir haben mehr als genug Netze»

Im Wettlauf mit dem technischen Fortschritt und gegen die Konkurrenz von globalen Riesen: Wie Swisscom-Chef Urs Schaeppi ein Unternehmen führt, das sich alle paar Jahre neu erfinden muss. Von Beat Gygi, Florian Schwab und Lisa und Remo Ubezio (Bild)

Der Hauptsitz der Swisscom liegt in der beschaulichen Gemeinde Worblaufen ausserhalb von Bern. Das Gebäude aus dem Jahr 1999 trotz dem Trend des verdichteten Bauens: Äusserst weitläufig ziehen sich über Hunderte Meter die Glas- und Metallfronten hin. Von hier aus befehligt Urs Schaeppi die über 20 000 Mitarbeiter. Seit 2012 ist er als Swisscom-Konzernchef so etwas wie der Chef-Digitalisierer des Landes; die Produkte aus seinem Haus begleiten die Schweizer auf Schritt und Tritt.

Herr Schaeppi, die Swisscom ist nach allen Masstäben eines der wichtigsten Unternehmen im Land. Wie sähe die Schweiz aus ohne die Swisscom?

In vielen Bereichen wäre die Kommunikationsversorgung weniger breit. Wir bieten eine Vielzahl von IT-Lösungen und setzen immer wieder Akzente bei der Innovation. Vor zehn Jahren haben wir mit Swisscom TV das Fernseherlebnis verändert. Wir bewegen etwas.

Was hat sich in den zwanzig Jahren verändert, seit Sie bei der Swisscom sind?

Es ist zu einer rasanten Konvergenz der Technologien gekommen – alles verschmilzt! Was ist heute Netflix? Ein TV- oder ein Inhaltsanbieter? Vor zwanzig Jahren war die Swisscom ein Telefonanbieter. Mit den Internetverbindungen kamen wir dann ins Datengeschäft, später nahmen wir das TV ins Angebot auf. Heute wollen die Kunden ein Gesamterlebnis aus einer Hand. Kürzlich bin ich abends mit einem Zug von Zürich nach Bern gefahren, da schaute mein Sitznachbar Swisscom TV auf dem Handy. Wie gesagt, alles verschmilzt.

Sie fingen im Konzern im Mobilfunk an, die traditionelle Bezeichnung heisst «Natel», bleibt die bestehen?

Ja, die steht für «nationales Autotelefon», weil man ein Auto brauchte, um die ganze Apparatur mobil unterzubringen. Da sehen Sie, wie die Technologie unser Geschäft verändert hat.

Haben Sie Ihren Führungsstil im Laufe der Zeit geändert?

Gewisse Grundüberzeugungen der Führung sind gleich geblieben, aber jede Position erfordert stufengerechte Anpassungen. Als CEO einer börsenkotierten Firma führe ich heute viel indirekter als früher und verbringe auch viel mehr Zeit bei

externen Terminen auf öffentlichen Anlässen und mit Kunden, Börsenanalysten und Investoren, mit der Politik und natürlich mit Mitarbeitern. Auf tieferen Stufen hingegen ist man viel stärker in der Firma präsent, da führt ein Chef mehr in Verbindung mit inhaltlichen Fragen, er ist an der Lösungsfindung intensiver beteiligt.

Wie führen Sie einen so grossen Konzern? Wie sieht Ihr Cockpit aus?

Was ich ungefähr wöchentlich anschau, sind die Verkaufszahlen, Kennzahlen zum Markterfolg und zum operativen Alltag. Früher als Bereichsleiter habe ich die Absatzzahlen täglich kontrolliert. Finanzielle Zahlen schaue ich heute vor allem auf Monatsbasis an. In der finanziellen Führung setzen wir uns Mitte Jahr eine Ambition für die nächsten drei Jahre, bezogen auf Umsatz und Gewinn. Auf dieser Grundlage erarbeiten wir dann die Budgets.

Kann man denn wissen, was in drei Jahren sein wird?

Wir haben eine rollende Planung. Unser Geschäft ist sehr stark geprägt durch Veränderungen der Technologie und durch die daraus folgende Verdrängung alter Produkte durch Neues. Das kommt oft von aussen auf uns zu, und wir müssen schauen, wie wir in diesem Umfeld unsere Ziele am besten definieren.

Schauen Sie auf die Technik oder auf die Kunden?

Unser Geschäft ist durch Technik getrieben, aber dahinter steht natürlich der Kunde, und der will nicht Technologie, sondern in-

«Es ist zu einer rasanten Konvergenz der Technologien gekommen – alles verschmilzt.»

tuitiv bedienbare Produkte, die ihm gefallen und auf seine Bedürfnisse zugeschnitten sind. Deshalb ist es erfolgsentscheidend für die Swisscom, dass wir unsere Verfahren auf die Menschen ausrichten, «human centric design» nennen wir das. Wenn man heute ein TV-Produkt installiert, geht das einfach und intuitiv, früher war das eine komplizierte Sache.

Im Alltag hört man immer noch von vielen Leuten, dass sie sich ärgern.

Ja, aber das Interessante ist, dass wir gerade daran sehen, wie wichtig unsere Produkte

sind. Wenn etwas mit dem Internet, dem Handy oder dem Fernsehen nicht klappt, haben die Kunden ein Problem, welches sie schnell gelöst haben wollen. Deshalb müssen wir punkto Zuverlässigkeit, Stabilität, Benutzerfreundlichkeit und Service jeden Tag besser werden, sonst sinkt die Kundenzufriedenheit.

Die Swisscom macht ziemlich viel. Wo sind die Grenzen Ihres Unternehmens?

Es gibt einen roten Faden. Alles baut auf unseren Telekommunikations- und IT-Fähigkeiten auf. Wenn wir in dieser Hinsicht nicht wirklich etwas in die Waagschale werfen können, dann engagieren wir uns nicht. Zudem haben wir durch unsere Verbundenheit mit der Schweiz einen guten Zugang zu den Kunden, etwa über Swisscom-Shops oder Call-Center. Darauf aufbauend, kann man in der vernetzten Welt natürlich auch neue Leistungen anbieten.

Sie haben Netflix erwähnt. Expandiert auch die Swisscom in Richtung eigener Inhalte?

Wir sind kein Unternehmen, das Inhalte produziert.

Die Swisscom-Tochter Teleclub produziert Sendungen.

Nur in einem ganz ausgewählten Segment, nur Schweizer Fussball-Übertragungen. Ansonsten sind wir ein Inhaltsaggregator. Wir stellen bestehende Angebote auf einer Plattform zusammen und stellen sie dem Kunden möglichst einfach zur Verfügung.

Gesetzt den Fall, die «No Billag»-Initiative würde angenommen: Wäre die Swisscom ein möglicher Käufer für gewisse Bestandteile der SRG?

Nein, wir hätten nicht die Fähigkeiten und nicht die DNA, so etwas anzugehen. Und zweitens ist die «No Billag»-Initiative ja noch nicht angenommen. Ich hoffe auch, dass das nicht passiert.

Wenn die Preise und Margen in bestehenden Geschäften sinken, müssen Sie aber immer nach Neuem suchen.

Das Positive ist, dass die Swisscom an vielen Stellen neue Geschäfte lancieren könnte. Aber wir müssen uns dabei streng fokussieren, denn alles braucht viel Kraft und insbesondere auch Ausdauer. Ein Geschäft ist noch nie über Nacht entstanden. Die meisten Firmen, die heute relevant sind – auch im Internet –, sind über zehn Jahre alt.

Nach welchen Kriterien entscheiden Sie, wo Sie sich engagieren?

Ein Geschäftsfeld muss erstens eine gewisse Grösse haben. Zweitens sollen es wachsende Geschäfte sein, die wichtige Kundenanliegen adressieren. Drittens muss es etwas mit den Fähigkeiten der Swisscom zu tun haben. Wir müssen ein *right to play* haben, also quasi ein natürliches Recht, um im betreffenden Markt mitspielen zu können.

Zeitweise konkurrieren sich sogar Swisscom und Post, so etwa bei den Bezahl-diensten.

In gewissen Themen sind wir Partner, in anderen Wettbewerber. Die Swisscom hat sehr früh gesagt, dass sich das Handy zum Bezahlen gut eignet. Aber damit man das realisieren kann, muss man ein sogenanntes Ökosystem aufbauen: Man braucht unter anderem die Banken und die grossen Detailhändler, die ihre Zahlungsterminals freischalten. Ohne diese Partner kommt eine Zahlungslösung nie zum Tragen. Die Swisscom war eine der treibenden Kräfte bei der Fusion von Paymit und Twint, also der Zusammenlegung verschiedener Systeme. Das ist der erfolversprechende Weg. In der vernetzten Welt müssen Sie zunehmend im Rahmen von Ökosystemen arbeiten.

Ihre Aufgabe als Swisscom-Chef besteht also immer häufiger im Schmieden von neuen Allianzen?

Das ist ein wichtiger Punkt. Nehmen wir die Swiss E-ID. Wir treiben zusammen mit andern die Entwicklung eines elektronischen Passes voran, damit sich ein Benutzer einfach und sicher in der digitalen Welt identifizieren kann. Würde eine Swisscom dies alleine versuchen, würde das scheitern. Sie müssen die grossen Anbieter mit an Bord haben, damit eine solche Lösung rasch zu einem Standard wird.

Aber im Grossen und Ganzen ist die Swisscom relativ konkurrenzlos unterwegs.

Das stimmt überhaupt nicht. Der Schweizer Markt spielt sehr gut. Warum wird in der Telekommunikation pro Kopf so viel investiert wie sonst in keinem anderen Land? Weil man hier einen intensiven Infrastrukturwettbewerb hat und jeder Anbieter kämpfen muss, um sich zu differenzieren. Und schauen Sie den IT-Markt an, da haben Sie einerseits den globalen Wettbewerb und andererseits viele kleinere, lokale Anbieter – die Konkurrenz ist sehr vielfältig. Das ist auch gut so, das treibt uns vorwärts. Im TV-Bereich etwa sind wir mit null Prozent gestartet und gewinnen laufend Marktanteile.

Ihr Konzernumsatz verläuft eher flach, wie sieht Ihre Expansionsstrategie aus?

Unser Umsatz stagniert, über das Ganze betrachtet, weil die Preise unter dem Druck des technischen Fortschritts und der Konkurrenz praktisch überall sinken.



«Ein Geschäft ist noch nie über Nacht entstanden»: Swisscom-Chef Schaeppi.

Also müssen wir uns neue Geschäftsfelder wie jetzt Cloud oder Cyber Security erschliessen. Für Privatkunden suchen wir zurzeit Neues im Zusammenhang mit Handy, TV und Smart Home, viele wollen zum Beispiel Fotos in die Wolke hochladen und am TV anschauen. Wenn wir uns nicht laufend neu erfinden, verschwinden wir, allein mit SMS-Diensten können wir uns nicht fit halten. Die Swisscom erzielt heute 80 Prozent des Umsatzes mit Produkten, die weniger als zehn Jahre alt sind.

Wo investieren Sie am meisten?

Die mit Abstand grössten Investitionen fliessen nach wie vor in unser wichtigstes Asset, das Netz. In der Schweiz investieren wir jedes Jahr 1,7 bis 1,8 Milliarden Franken. Die Investitionen werden auch künftig hoch sein. Wir bauen jetzt die Glasfasernetze über die ganze Schweiz aus, bis 2021 wollen wir jede Schweizer Gemeinde in der Bauzone mit einer Bandbreite von mindestens 80 Mbit/s versorgen. Hinzu kommt die Weiterentwicklung des 4G-Netzes. Bald sind wir so weit, dass wir 5G-Netze aufbauen.

Bei welchen Investitionen sind die Erträge am grössten?

Das kann man heute nicht mehr abgrenzen. Die Geschäfte verschmelzen. Wir verkaufen heute zum Beispiel kaum mehr TV-Produkte ohne Bündelung von Telefonie und Internetanschluss.

Woher kommen die wichtigsten Anregungen für Innovationen?

Von ganz vielen Seiten. Zunächst einmal aus unseren Forschungs- und Produktabteilungen, auch von unseren Leuten, die

als Scouts nach Neuerungen Ausschau halten. Viele Anregungen kommen sodann von Kunden, die bestimmte Probleme gelöst haben wollen oder bestimmte neue Produkte möchten. Und schliesslich ergeben sich neue Ideen auch aus der Zusammenarbeit mit unseren Partnern, mit Start-ups oder der akademischen Welt, insbesondere der ETH Lausanne (EPFL) und der ETH Zürich.

Empfinden Sie den Staat als 51-Prozent-Aktionär irgendwo als Einengung?

Wie viele Swisscom-Aktien der Bund halten soll, ist ein politischer Entscheid. Für uns ist wichtig, dass wir genug unternehmerische

«Im Gegensatz zu globalen Konzernen gestaltet die Swisscom ihre Strategie in der Schweiz.»

Freiheit haben. Unsere Geschäfte verändern sich so rasch, dass wir beweglich sein müssen, um uns im Markt zu behaupten. Heute haben wir diese Freiheit, und so lange es so – bleibt, ist der Bund mit seiner Mehrheit ein guter Ankeraktionär für uns.

Bei sehr hohem Investitionsbedarf hätte man vielleicht gerne einen Aktionär, der nicht so viel Dividende haben will.

Die Swisscom ist ja börsenkotiert, und die Hälfte der Aktien ist im Anlegerpublikum mit 75 000 Aktionären. Die melden auch ihre Interessen an, nicht nur der Bund. Unsere Dividende muss wettbewerbsfähig sein.

Der Bund ist Mehrheitsaktionär, gleichzeitig ist er Aufsichtsbehörde. Gibt das nicht Interessenkonflikte?

Wie kann der Bund Einfluss nehmen auf die Swisscom? Zuerst einmal über die Vorgabe

der strategischen Ziele und die Gesetzgebung. Des Weiteren über den Verwaltungsrat, in dem er einen Sitz hat, und schliesslich über die Generalversammlung. Das läuft alles geordnet ab.

Und über das Bundesamt für Kommunikation?

Aber das betrifft die Regulierung, und diese erfolgt ja aufgrund der Gesetze.

Mit entsprechendem Ermessensspielraum.

Die Gesetze und Verordnungen sind klar definiert.

Wenn das Zusammengehen von Swisscom, SRG und Ringier in der Werbevermarktungsgesellschaft Admeira von der Wettbewerbsbehörde genehmigt wird, ist das wohl ein politischer Ermessensentscheid im Interesse des Bundes.

Das sehe ich nicht so.

Sie wehren sich zurzeit gegen bestimmte Vorschläge in der laufenden Revision des Fernmeldegesetzes, vor allem gegen die obligatorische Öffnung des Netzes für Dritte.

Das heutige Fernmeldegesetz ist eine absolute Erfolgsgeschichte. Wir haben eine Top-Infrastruktur mit günstigen Nutzungspreisen. Warum? Weil starker Wettbewerb herrscht zwischen den Infrastruktur-Arten, vor allem zwischen TV-Kabelnetzen, Elektrizitätswerken und dem Swisscom-Netz. Es gab eine Art Wettrüsten zwischen den verschiedenen Seiten, das schliesslich zu einer erstklassigen Versorgung mit schnellen Internetanschlüssen geführt hat. Die Investitionsanreize waren gross, weil jeder in seinem Netz die Früchte selber ernten konnte. Es braucht Investitionssicherheit und keine Regulierung auf Vorrat.

Früher gab es Vorstösse, das Swisscom-Netz auf der letzten Meile allen ändern zu öffnen. Kommt nun dieser Geist zurück?

Ja, in der laufenden Gesetzesrevision wird jetzt eine Abkehr von der bisherigen Art der Netzzugangsregulierung vorgeschlagen. Die Grundidee dabei ist, dass die Swisscom ihre Netze allen Konkurrenten kostenorientiert zur Verfügung stellen müsse.

Der Einwand ist, dass es sonst zu wenig Wettbewerb gibt.

Der Wettbewerb ist intensiv. Die Kabelnetzanbieter decken über 80 Prozent der Schweiz ab, wenn es um schnelles Internet geht. In vielen Städten gibt es dritte Anbieter, die da ihre Glasfasernetze installiert haben. Mobilfunknetze eignen sich auch immer besser, um Internetverbindungen herzustellen. Wir haben mehr als genug Netze. Ausserdem stellen wir Dritten – unter kommerziellen Bedingungen – bereits heute unser Netz zur Verfügung. Rund 45 Unternehmen beziehen Netzleistungen von uns. Das zeigt, dass das heutige Modell funktioniert.



«Da sehen Sie, wie die Technologie unser Geschäft verändert hat»: Autotelefon, 1983.

Kann denn die Swisscom so noch genug Ertrag aus den Netzinvestitionen heraus-holen?

Das hängt von den künftigen Preisen ab. Es gibt Länder, die einen derart starken Preiswettbewerb hatten, dass die Märkte heute nicht mehr spielen. Dort wird jetzt nicht mehr genug investiert; Deutschland etwa müsste noch über 20 Milliarden Euro in Breitbandnetze investieren, um technisch das heutige Schweizer Niveau zu erreichen, und man spricht dort über einen staatlichen Fonds. Der übertriebene Preiswettbewerb und die daraus folgende Investitionsbremse sind Folgen einer Fehlregulierung.

Ist Ihr Verwaltungsrat eigentlich ein strenges Aufsichtsgremium?

Der Verwaltungsrat ist ein sehr guter Sparringspartner. Die Zusammenarbeit ist sehr gut, wir besprechen alle wichtigen strategischen Themen kooperativ.

Aber technologische Impulse kommen nicht vom Verwaltungsrat?

Der Verwaltungsrat ist ein strategisches Gremium. Der Verwaltungsrat treibt nicht die Innovation voran. Wir haben in unserem Unternehmen selber und bei unseren Partnern viel Know-how – die Innovation kommt oft von unten.

Ihre Managerlöhne liegen unter dem Niveau des Industriedurchschnitts. Finden Sie im Kampf um die Talente die richtigen Leute?

Wir können zwar nicht die besten, aber dennoch gute Löhne zahlen. IT-Experten können anderswo oft mehr verdienen als bei uns. Aber die Swisscom ist ein faszinierendes Unternehmen, das wiegt vieles auf. Von den Produkten her stehen wir im Zentrum der Digitalisierung und der Innovation. Und unsere Mitarbeitenden haben einen sehr interessanten Arbeitsinhalt. Im Gegensatz zu globalen Informatikkonzernen gestaltet die Swisscom ihre Strategie in der Schweiz und für die Schweiz. Unsere Erhebungen über die Mitarbeiterzufriedenheit zeigen immer wieder, dass die zwei grossen Motivatoren der Arbeitsinhalt und das Arbeitsklima sind.

Heimatbezug ist also so etwas wie ein Lohnbestandteil?

Dadurch, dass wir ein schweizerisches Unternehmen sind, das viel gestalten kann, können wir mit etwas weniger hohen Löhnen gute Leute anziehen. Klar, der Lohn muss stimmen, aber in den Jobprofilen der Swisscom ist der Lohn häufig zweitrangig, denn für die Mitarbeitenden ist der Arbeitsinhalt zentral. Wer sich rein lohnmassig optimieren will, ist nicht bei der Swisscom und würde auch nicht in unsere Kultur passen. ○

Essen

«Ich bin stolz auf meinen Beruf»

Der Baselbieter Metzger Rolf Häring hat zwei Schweine öffentlich geschlachtet und damit schweizweit für Empörung gesorgt. Dabei ging es ihm darum, dem Publikum das alte Handwerk zu zeigen.



Moralisch im Reinen: Metzger Häring.

Im Oktober sorgte das Oberbaselbieter Dorf Sissach tagelang für Schlagzeilen. Dies, weil der dort ansässige Metzger Rolf Häring angekündigt hatte, zwei Schweine öffentlich zu schlachten. Und zwar so, wie man dies früher bei einer traditionellen Bauern-Hausmetzgete machte, nach derselben Methode und mit denselben Arbeitsinstrumenten. Die Reaktionen waren gewaltig: Die Medien überboten sich mit Berichten über das blutige Vorhaben, in den Leserbriefspalten gingen die Emotionen hoch, von einer «öffentlichen Hinrichtung» war die Rede. Der Schweizer Tierschutz warf Häring vor, er verletze die Würde der Tiere und mache aus ihrer letzten Stunde eine Show, Tierrechtler riefen zu einer Demonstration auf.

Den Anlass angesichts der hysterischen Kritik abzusagen – immerhin würden in den grossen Schlachtbetrieben hierzulande jeden Tag Abertausende von Schweinen getötet, ohne dass jemand protestiere –, sei ihm nicht in den Sinn gekommen, erzählt Rolf Häring im Gespräch. Der Fünfundzwanzigjährige, selber auf einem Bauernhof aufgewachsen, liess sich nicht von seiner Absicht abbringen: dem interessierten Publikum das traditionelle Handwerk des Metzgers zu zeigen. Häring ist zufrieden damit, wie der Anlass abgelaufen ist – so zufrieden, dass er ihn vielleicht nächstes Jahr wiederholen wird. Die beiden Schweine, geliefert von einem Biobau-

ern aus der Nähe, wurden um sechs Uhr morgens in einen von der Dorfstrasse nicht einsehbaren Innenhof gebracht und dort in Gattern versorgt. Zwei Stunden später begann das Schlachten, die Tiere wurden mit einem Bolzenschuss betäubt und gestochen. Vier Metzger waren mehrere Stunden damit beschäftigt, die Tiere zu verarbeiten. Am Abend wurde den angemeldeten Gästen ein traditionelles Mahl mit Blut- und Leberwurst, grünem Speck und Sauerkraut serviert.

Respekt vor den Tieren

Man habe den mehr als hundert Zuschauern jeden Schritt genau erklärt, sagt Häring. Auch ein Amtstierarzt sei die ganze Zeit vor Ort gewesen. Niemand habe das Töten der beiden Säue filmen dürfen, es sei alles ruhig vor sich gegangen. Anders wäre es auch nicht möglich gewesen, «denn zum Schlachten brauche ich Ruhe. Man muss den richtigen Moment abwarten, bis das Tier wirklich entspannt ist.» Hatten die Tiere denn keine Todesangst? «Nein», davon ist Häring überzeugt. Überhaupt sei es im Interesse des Metzgers, dass ein Tier vor der Schlachtung ruhig sei. Sonst schütte es Adrenalin aus, und das mindere die Haltbarkeit des Fleisches beträchtlich. «Aus einer gestressten

«Aus einer gestressten Sau kann man keinen Rohschinken machen.»

Sau kann man keinen Rohschinken machen, der stinkt nach drei Wochen.»

Auch moralisch ist Häring mit sich und dem Metzgen im Reinen. «Ich bin stolz auf meinen Beruf. Ich trete dem Tier mit Respekt entgegen und weiss, dass ich es fachgerecht töten muss, denn sonst leidet es.» Der Metzger ist auch davon überzeugt, dass, wer den Tötungsakt einmal sieht, das Tier wieder mehr achtet und bewusster und vielleicht auch weniger Fleisch isst. «Dann würde die Produktion zurückgehen, man käme von der Massentierhaltung weg, die Preise für Fleisch würden wieder steigen. Damit könnten wir viele Probleme lösen.» Häring wünscht sich auch, dass die Tiere wieder besser verwertet werden, denn «man kann alles brauchen». Genau das wurde an der Metzgete auch gezeigt: Die Köpfe und Schwarten der beiden Tiere landeten nicht im Abfall, sondern wurden ausgekocht und zu Würsten verarbeitet. *Katharina Fontana*

«Wir befinden uns am Scheideweg»

Für die direkte Demokratie hat A. C. Grayling nicht viel übrig: Abgeordnete würden politische Aufgaben besser erledigen als das Volk. Dennoch fordert der britische Philosoph dringend eine Reform der Demokratie, sonst siege das chinesische Modell. *Von Wolfgang Koydl*

Wer wissen will, wo er politisch steht, muss streng genommen kein einziges seiner mehr als dreissig Bücher und keine seiner zahlreichen anderen Publikationen gelesen haben. Ein Blick auf die Person genügt: So wild wallend und lang lässt kein 68 Jahre alter Konservativer sein ergrautes Haar wachsen. Anthony «A. C.» Grayling, Master des New College of the Humanities in London, steht denn auch eindeutig links. Entsprechend schockiert war er über den Brexit-Entscheid der britischen Wähler und die Wahl von Donald Trump. Diese beiden Ereignisse waren die Initialzündung für sein neuestes Buch, «Democracy and Its Crisis». Kämpferisch fordert er darin eine Reform der Demokratie, doch im Grunde ist er skeptisch: Geld, soziale Medien, die Macht von Unternehmen und Big Data hätten das demokratische System unterminiert.

Herr Grayling, halten Sie die Schweiz für eine Demokratie?

Natürlich. In den meisten Debatten über demokratische Vorgänge wird das Schweizer Modell mit seiner direkten Demokratie und den Volksabstimmungen mit Bewunderung erwähnt. Es gibt aber auch Nachteile: Die Häufigkeit von Referenden hat eine niedrige Wahlbeteiligung zur Folge. Und die Ergebnisse sind oft eher konservativ.

In Ihrem jüngsten Buch lassen Sie kaum ein gutes Haar an der direkten Demokratie. Sie sind eindeutig für die repräsentative Demokratie.

Dafür gibt es zwei Gründe. Zum einen gehören Referenden nicht automatisch zum Wesen einer repräsentativen Demokratie. Das hängt mit dem zweiten Grund zusammen: Bei komplizierten politischen und gesetzlichen Fragen sowie bei der Organisation einer Wirtschaft und einer Gesellschaft ist es sehr wichtig, dass Debatten mit einem hohen Kenntnis- und Wissensstand geführt werden. Dazu braucht man umfangreiche Daten und ein gutes Urteilsvermögen. Daher senden wir Vertreter in die Parlamente, die diese Arbeit für uns erledigen. Tun sie das gut, ist alles in Ordnung. Tun sie das nicht, schmeissen wir sie raus und wählen andere Leute, die das besser können.

Und das können nur Abgeordnete?

In bevölkerungsreichen Ländern, in denen die Leute Familien und Karrieren haben, können sich nicht alle mit den Kleinigkeiten und Details jeder politischen Frage befassen. Deshalb haben wir diese Repräsentanten, die sich verantwortungsvoll dieser Aufgabe widmen, aber zugleich uns Wählern gegenüber rechenschaftspflichtig sind. Die repräsentative Demokratie ist die Antwort auf ein grosses Problem: Wir brauchen gute, fähige Regierungen und wohldurchdachte, rationale Prozesse. Das kann man nicht verlässlich und wiederholt der Bevölkerung überlassen.

In der Schweiz funktioniert es aber recht gut. Sind denn die Schweizer klüger oder politisch reifer als andere Nationen?

Auf alle Fälle sind sie mehr an Referenden gewöhnt. Wenn man öfter abstimmt, wenden die Leute ein klein wenig mehr Zeit und Mühe auf, um sich damit zu befassen, worüber sie abstimmen sollen. Vor allem wenn sie wissen, dass ihre Stimme etwas bewirkt. Unser System – in den USA oder in Gross-

«Es gibt keinen Populismus, es gibt nur Demagogie.»

britannien – ist sehr wenig repräsentativ. Das führt dazu, dass die Leute sich nicht wirklich engagieren. Daher liegt die Vermutung nahe, dass ihr Schweizer politisch ein wenig reifer seid.

Weil Übung den Meister macht?

Das ist die eine Sache. Die andere ist, dass die Schweiz eine kleinere Bevölkerung hat, die wiederum schon länger Erfahrung hat mit lokaler Politik, wegen der Eigenständigkeit der Kantone. Erst all das zusammen genommen ermöglicht der Schweiz ihr einzigartiges System.

Wie sehr wurde Ihr Buch von der Brexit-Abstimmung und der Wahl von Donald Trump beeinflusst?

Vollständig. Ich habe mich schon länger mit dem Thema befasst und geschrieben, wie die Art, auf die repräsentative Demokratie derzeit praktiziert wird, mit einigen bescheidenen Reformen verbessert werden könnte: jener des Wahlsystems, der Parteidisziplin, der Tatsache, dass die Legislative zur Kreatur der Exekutive geworden ist, womit Abgeordnete ihre Unabhängigkeit

verlieren. Diese Probleme gibt es schon länger, aber sie wurden durch die sozialen Medien verschärft, die ein wichtiger Kanal für Meinungen und Wählerbeeinflussung geworden sind. Der Brexit und die Wahl Trumps zeigten diese Probleme überdeutlich.

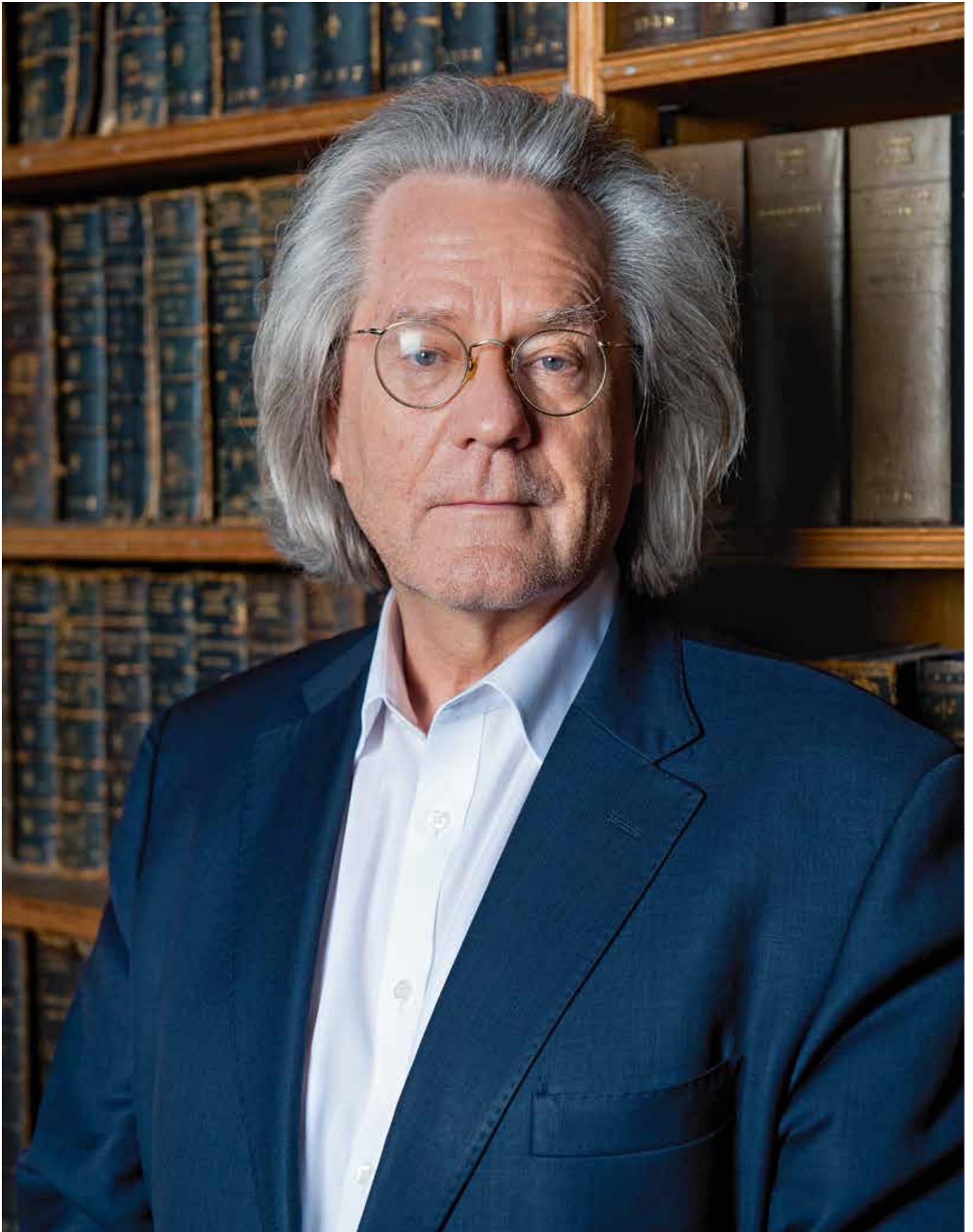
Verzeihung, aber das tönt ziemlich überheblich. Nur wegen zweier Resultate, die Ihnen persönlich nicht behagen, können Sie doch nicht gleich eine Krise der Demokratie ausrufen?

Doch, das kann ich schon. Bereits in den letzten Jahrzehnten konnten wir sehen, wie in Grossbritannien und den USA der demokratische Konsens verloren ging. In Amerika führt dies immer häufiger zu einer Lähmung der Regierungspolitik. Statt *checks and balances* gibt es nur noch *checks* – Kontrollen. In London führte diese Entwicklung zur aussergewöhnlichen Bildung von Koalitionsregierungen – 2010 und in diesem Jahr. Die überkommenen Methoden beginnen zu bröckeln. Dennoch hat sich die traditionelle Art, wie Parteien Politik betreiben, noch nicht darauf eingestellt. Wenn wir die Stimmen der Wähler in konkrete Politik umsetzen wollen, brauchen wir die entsprechenden Institutionen. Die Schwierigkeiten entstanden, als man anfangs, diese Institutionen zu manipulieren.

Das politische System beruht meist auf Parteien. Sie haben ihren Einfluss auf den Staat und seine Institutionen stetig ausgedehnt, derweil ihre Anziehungskraft auf die Bürger geschrumpft ist. Haben wir es nicht eher mit einer Krise der Parteien zu tun als mit einer Krise der Demokratie?

Beides ist miteinander verbunden. Die Parteien haben ihren Einfluss und ihre Macht im gleichen Mass ausgedehnt, wie die Partei-Maschinerien gelernt haben, wie man die demokratischen Hebel der Institutionen bedient. Nun sind sie in der Lage, diese Institutionen auf eine Art und Weise zu benutzen, die nicht immer mit den Interessen des Landes konform geht. Die Parteien sind heute so mächtig in den demokratischen Institutionen, dass die Stimmen der Wähler relativ wenig Einfluss auf sie haben.

Mächtig, aber zugleich ängstlich. Sie haben Angst vor dem Wähler und vor Wahlen – wie jetzt in Deutschland, wo man lieber eine Koalition der Unwilligen zusammen-



«Demokratie ist ineffizient, umständlich und laut»: Philosoph Anthony Grayling.

zimmert, als die Wähler noch einmal an die Urnen zu bitten.

Sie fürchten nicht die Wähler, sondern einige Wähler. Nehmen wir ein Referendum, bei dem man entweder mit Ja oder mit Nein abstimmt, oder eine Präsidentschaftswahl, bei der man zwischen zwei Personen wählt. Es gibt zwei grosse Stimmblocke: einen für Trump, einen für Clinton, einen für die EU, einen für den Brexit. Dazwischen gibt es eine kleinere Gruppe von Wechselwählern, deren Meinung verändert werden kann. Sie wird mit Hilfe der sozialen Medien sorgfältig erforscht und gezielt ins Visier genommen.

In diesem Zusammenhang fällt oft der Name Cambridge Analytica, einer Firma, die behauptet, Daten zu nutzen, um das Verhalten einer Zielgruppe zu verändern.

In meinem Buch konnte ich den Namen wegen möglicher rechtlicher Konsequenzen noch nicht nennen. Diese Firma wurde in der Brexit-Kampagne sowohl von den EU-Kräften als auch von den *Brexiters* benutzt. Im US-Wahlkampf arbeitete sie für Trump. Sie kann auf der Basis extrem genauer, über soziale Medien erhobener Profile kleinere Untergruppen identifizieren, die man mit massgeschneiderten persönlichen Botschaften erreicht. Man nennt diese Technik *hypertargeting*. Sie kommt aus der Werbung. Erreicht man genügend Wechselwähler, kann das den Ausschlag geben. Parteien und Regierungen treibt die Furcht um, dass ihnen derart manipulierte, relativ kleine Gruppen von Wählern gefährlich werden können.

Politiker wie Donald Trump, Emmanuel Macron und Sebastian Kurz in Österreich



Radio Tell
HEIMATKLANG DER SCHWEIZ

100% Schweizer Volksmusik,
über Internet, Kabel,
Satellit, Swisscom TV
und DAB+

www.radiotell.ch

haben einen anderen Weg eingeschlagen: Sie waren erfolgreich, weil sie sich als charismatische Figuren über ihre Parteien stellten und sich als Anführer politischer Bewegungen darstellten. Also eigentlich mit Populismus.

Es gibt keinen Populismus, es gibt nur Demagogie: von Menschen, die dadurch den Anschein populistischer Bewegungen erwecken. Das Problem in den meisten fortgeschrittenen Volkswirtschaften liegt in der Ungleichheit und der sozialen Ungerechtigkeit. Mindestens seit der Finanzkrise 2008, aber eigentlich schon länger, stagnieren die Einkommen der Menschen im unteren und mittleren Bereich. Im selben Zeitraum hat sich das Vermögen der reichsten ein, zwei Prozent mehr als vervierfacht. Je weiter diese Schere auseinanderklafft, desto stärker werden Ressentiments und Unzufriedenheit. Demagogen nutzen das. Sie gehen zu den Leuten und sagen: «Ja, ihr habt ein Problem, und wir wissen, wer schuld ist.» Dann deuten sie mit dem ausgestreckten Finger auf die EU, auf die Clintons oder auf irgendeinen anderen Sündenbock.

Wir haben darüber gesprochen, dass politische Fragen komplexer werden. Aber ist Politik im Kern nicht einfach? Es geht letztlich um zwei Fragen: Wie viel kostet es? Und: Wer bezahlt?

Das ist in der Tat eine fundamentale Frage, aber es wäre ein Fehler zu glauben, dass es die fundamentale Frage ist. Es gibt auch die Frage, wie ich meine Gesellschaft im Hinblick auf die Zukunft in einen grösseren historischen Kontext einbette. In Grossbritannien etwa hat es seit dem Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft keinen einzigen Politiker gegeben, der erklärt hätte, was die Mitgliedschaft langfristig bedeutet und welches ihre Vorteile sind. Mit Ausnahme der Euro-Skeptiker herrschte bei allen anderen politischen Strömungen fast komplettes Schweigen. Dabei ist es unglaublich wichtig, in solchen Fragen Führerschaft zu zeigen. Nehmen Sie nur Fragen wie die Schwulenehe, Diskriminierung, Migration – dazu braucht es Aufklärung, Leadership und Überzeugungskraft. Sicher, Geld spielt eine grosse Rolle, aber es kann nicht die alleinige Rolle spielen.

Wenn politische Fragen so komplex sind, dass wir sie Experten überlassen sollten, warum gehen wir dann nicht einen Schritt weiter und übertragen ihre Lösung gleich Algorithmen?

Es geht nicht um Experten. Politische Fragen müssen in einer reifen, rationalen und gutinformierten Debatte entschieden werden. Jeder, der dazu imstande ist, soll sich daran beteiligen. Man muss kein Experte für die Wirtschaft sein, um einen Beitrag leisten zu können, auch aufgrund

persönlicher Erfahrungen und Kenntnisse. In einem Punkt stimme ich allerdings mit Platon überein: dass die Philosophen regieren sollten. Aber da ich selber Philosoph bin, muss ich das wohl sagen. (*Lacht*)

Ist Demokratie nicht ein kulturelles, ja geografisches Konzept, das sich auf Westeuropa und die USA beschränkt? Magna Charta, Aufklärung, die Revolutionen in Amerika und Frankreich – all diese Meilensteine wurden im Westen gesetzt.

Hier ist das Problem: Seit 1945 sind die meisten Staaten der Erde Demokratien, oder sie behaupten es zumindest. Diese Länder haben sich die USA und Westeuropa angesehen und sind zu dem Schluss gekommen, dass dies die reichsten, mächtigsten, militärisch stärksten Gesellschaften sind. Deshalb übernahmen sie deren Modell. Doch heute gibt es ein neues Modell: China. Wirtschaftswachstum und Wohlstand sowie regionaler und globaler Einfluss – alles auf der Basis eines Ein-Parteien-Staates. Für den Präsidenten eines

«Wieweit können wir auch die Intoleranten tolerieren?»

afrikanischen Landes ist dieses Modell sehr viel attraktiver als die Demokratie. Denn die Demokratie ist ineffizient, umständlich und laut. Auch die Geschäftswelt liebt die Berechenbarkeit und nicht die Unsicherheit, wer mit welchen Ideen bei den nächsten Wahlen an die Macht kommen könnte. Daher scheint das chinesische Modell perfekt zu sein, und viele Menschen sind bereit, einen schrecklichen Preis dafür zu bezahlen: den Verlust persönlicher Freiheiten und der Menschenrechte. Wir befinden uns an einem Scheideweg, und daher ist es so wichtig, die repräsentative Demokratie wieder zurück auf den rechten Weg zu bringen. Wir müssen den gesellschaftlichen Konsens wiederherstellen, weil sich sonst das chinesische Modell immer mehr ausbreiten wird.

Das bringt uns zu einem Paradox: Was, wenn sich eine Mehrheit demokratisch für ein weniger demokratisches System entscheidet?

Dasselbe Paradox gibt es auch im Liberalismus: Wieweit können wir auch die Intoleranten tolerieren? Wenn es uns gelingt, die Interessen aller zu verankern, die unter den Segnungen einer demokratischen Ordnung leben, wäre das ein Schutz vor einem Verlust der Demokratie. Aber falls sich eine massive Mehrheit für eine Abschaffung der Demokratie ausspricht, haben wir wirklich ein grosses Problem. ○

vitra.



Lounge Chair & Ottoman Design: Charles & Ray Eames, 1956

www.vitra.com/loungechair



modern seit 1931.

Erhältlich bei wohnbedarf an der:

Talstrasse 11-15
8001 Zürich

T. +41 44 215 95 95
info@wohnbedarf.ch

www.wohnbedarf.ch

Aeschenvorstadt 48
4010 Basel

T. +41 61 295 90 90
info@wohnbedarf.com

Zürcherstrasse 209
8500 Frauenfeld

T. +41 52 728 97 00
info@wohnbedarf.ch

Captain NZZ

René Scheu, Philosoph aus einer Handwerkerfamilie, hat das Feuilleton der *Neuen Zürcher Zeitung* erneuert und sich dabei viele Feinde gemacht. Siebzig Professoren haben in einem Brief gegen ihn protestiert. Dabei ist Scheu das Beste, was der NZZ passieren konnte. *Von Rico Bandle und Salvatore Vinci (Bild)*

Nach sechzig Minuten beginnt es jeweils im Oberschenkel zu zwicken. René Scheu gibt als Captain und Trainer des FCNZZ immer alles: Er rennt, motiviert die Mitspieler, gibt Anweisungen. Auch dem CEO. Oder den zwei Frauen im Team. Auf dem Platz sind alle gleich. Von allen verlangt Scheu vollen Einsatz. Denn der Feuilletonchef will siegen. Immer.

Neun Spiele hat er schon mit dem FCNZZ absolviert, das erste ging verloren, die nächsten acht wurden gewonnen. Auch gegen den FC Gemeinderat und gegen die Mannschaft der *Wochenzeitung* (WoZ). Vier zu null siegte die liberale Tageszeitung gegen das linke Wochenblatt. Das Selbstbewusstsein, das Stärkegefühl, das aus einem solchen Sieg hervorgeht, sorgt bei Scheu für ein mehrere Tage anhaltendes Hochgefühl. Dafür nimmt er Schmerzen im Oberschenkel gerne in Kauf.

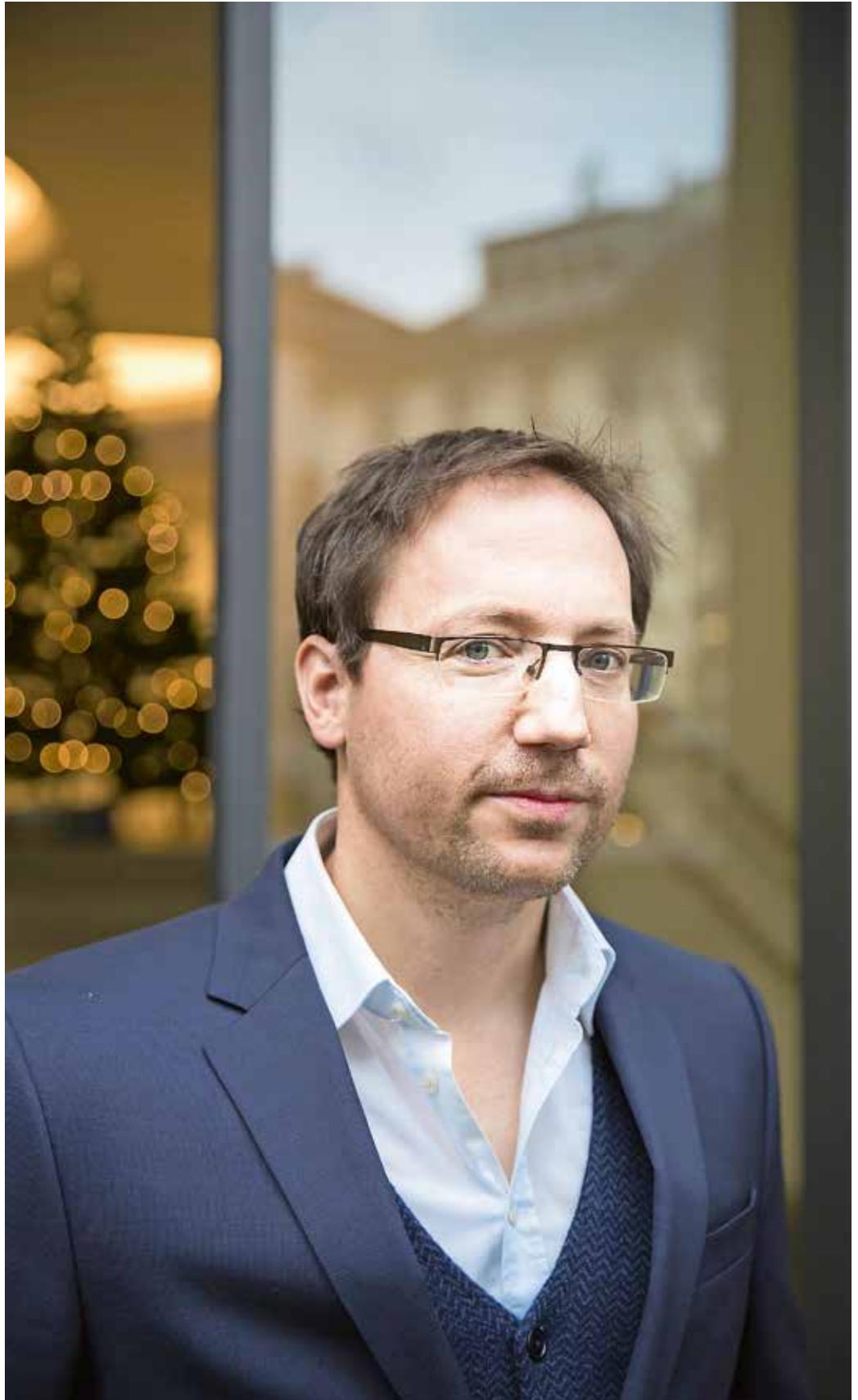
Disziplin und Ehrgeiz, das treibt Scheu auch sonst im Leben an. Der promovierte Philosoph gehört zu den umstrittensten Journalisten des Landes, seit er im Januar 2016 die Leitung des NZZ-Feuilletons übernommen hat. Schriftsteller Lukas Bärfuss stellte ihn in die Schmuddelcke («Ein Schuft, der an seiner Haltung zweifelt, nur weil sein letzter Arbeitsort eine Publikation mit einschlägig faschistischer Ver-

Dass eine liberale Zeitung einen liberalen Kulturchef einsetzt, ist für viele Leute bereits eine Provokation.

gangenheit ist»). In besorgten Artikeln machten *Wochenzeitung*, *Tages-Anzeiger*, *Die Zeit* und weitere Publikationen einen «Rechtsruck» in der NZZ aus, der zu einem grossen Teil durch René Scheu verkörpert werde. Um die Bedrohungslage zu akzentuieren, wurde dabei meist der Name Blocher ins Spiel gebracht, obschon der SVP-Vordenker weder mit der NZZ noch mit Scheu verbunden ist.

«Geistiger Hochleistungssportler»

Höhepunkt der Empörungswelle bildete ein Protestbrief, in dem siebzig Professoren ihr Unbehagen über die Vorgänge im NZZ-Feuilleton zum Besten gaben. Mehrheitlich handelte es sich um deutsche Professoren, doch auch einige bekannte Schweizer waren darunter, zum Beispiel der Historiker Thomas Maissen und der Politphilosoph Georg Kohler, bei dem Scheu studiert hatte. Unter anderem kritisierten sie die «politische



Tausend Ideen im Kopf: Feuilleton-Chef René Scheu.

Öffnung» des Feuilletons «am rechten Rand des Liberalismus» und den «bemüht unkonventionellen Libertarismus».

Dass eine liberale Zeitung einen liberalen Kulturchef einsetzt, ist für viele Leute aus Kunst und Wissenschaft bereits eine Provokation. Scheu ist staatskritisch und freiheitsliebend, schreibt gegen Bevormundung an, ist kritisch gegenüber modischen Strömungen wie Genderwissenschaft und Political Correctness («Auch Antirassismus taugt zum Rassismus»), ist gegen staatliche Einmischung in private Angelegenheiten («Ehe für alle? Ehe für keinen!»), macht den «Sozialdemokratismus» für vieles verantwortlich, was in den letzten Jahrzehnten in unserer Gesellschaft falsch gelaufen ist. Er stellt scheinbare Gewissheiten der urbanen Intelligenzija in Frage und verweigert sich dem grassierenden Bekenntniszwang, bei dem jeder, der sich nicht ausdrücklich von etwas distanziert, bereits unter Verdacht steht, dazuzugehören.

Dass Scheu das NZZ-Feuilleton geöffnet hat – ja, auch in Richtung libertärer und konservativer Ansichten –, das stimmt sogar. Aber genauso finden bei ihm linke, gar marxistische Ansichten Platz. Und wenn ein Professor einen Text von ihm unangebracht findet, so druckt Scheu die Replik selbstverständlich in voller Länge ab, auch wenn er darin persönlich angegriffen wird. So konnte man kürzlich im NZZ-Feuilleton über Scheu lesen, dieser betreibe «eine Halbierung und Verstümmelung der Aufklärung, indem er die <Progressiven> oder <Kulturrelativisten> der Gruppe der <Barbaren> zuschlägt und die Fähigkeit, <die eigene Identität zu transzendieren>, peinlich von Selbstkritik freihält». Autor dieser Kritik war der St. Galler Philosophieprofessor Dieter Thomä.

Scheu liebt die Debatte, die Auseinandersetzung, ganz im Sinne der Dialektik, mit Rede und Gegenrede. Der intellektuelle Diskurs darf bei ihm nicht nur, er soll Lärm erzeugen.

Mit seinem forschenden Vorgehen hat der junge Feuilletonchef viele altgediente NZZ-Redaktoren vor den Kopf gestossen. Scheu stellt hohe Ansprüche: Ein Feuilletonist ist für ihn ein «geistiger Hochleistungssportler». Entscheidend ist die Freude an der intelligenten Debatte, nicht die ideologische Haltung. Einige Mitarbeiter verliessen die NZZ freiwillig, andere mussten gehen. Doch es gibt auch einige alte Feuilletonredaktoren, die unter Scheu erst aufgeblüht sind. Sieht man das Resultat an, so kann man sagen: René Scheu ist das Beste, was der NZZ in den letzten Jahren passieren konnte.

«Spezialonkel» Sloterdijk

Aufgewachsen ist Scheu in einer kleinbürgerlichen Handwerkerfamilie im ländlichen Langnau am Albis, wo er auch jetzt wieder

wohnt. Der Vater war Automechaniker mit eigener Volvo-Garage, die Mutter Coiffeuse. Scheu war ein hyperaktiver Junge mit scheinbar unbegrenzter Energie. In der Jugend zählte für ihn nur der Sport. Im Fussball schaffte er es unter dem Trainer und ehemaligen Nati-Spieler Peter Traber als Stürmer in die erste Mannschaft des FC Kilchberg-Rüschlikon, in der Leichtathletik zu einer Medaille an der Schweizermeisterschaft mit der Sprint-Staffel, im Schach in die 2. Liga.

Am Langzeitgymnasium Freudenberg in Zürich kam er erstmals mit der Welt der Denker und des Geistes in Kontakt – sie liess ihn nie mehr los. Während des Philosophie-

Dem Radikalliberalen sind Denkverbote ein Gräuel. Er nimmt dabei in Kauf, Freunde zu verlieren.

studiums knüpfte er Kontakt zu unkonventionellen Denkern wie Slavoj Žižek oder Gianni Vattimo. Er schrieb ihnen einfach einen Brief und liess nicht locker, bis er sie treffen konnte. Mit vielen von ihnen ist er bis heute befreundet. Philosoph Peter Sloterdijk, den er später kennenlernte, ist ein enger Freund der Familie, für die zwei Kinder ist der «Spezialonkel» eine Art Götti.

Scheu schrieb als Student für verschiedene Zeitungen, auch für die NZZ, bei der zum Teil dieselben Redaktoren die Texte des Studenten betreuten, deren Chef er heute ist. Er lebte eine Zeitlang in Italien, arbeitete nach dem Lizentiat bei der *Zuger Presse* des «roten» Landis+Gyr-Erben Daniel Brunner, danach beim *St. Galler Tagblatt*. Dort war er für die Hintergrundseiten zuständig, interviewte Professoren, Fussballtrainer, Geistliche, Entertainer. Der junge Redaktor fiel durch seine unkonventionelle Art auf. Fragt man in St. Gallen herum, so haben ihn alle positiv in Erinnerung: als wachen Geist, als geselligen Kollegen, dem Dünkel fremd sind. Seine Disziplin und sein Fleiss waren augenfällig: Er stand immer vor Morgengrauen auf, um einige Stunden lang an seiner Doktorarbeit zu schreiben, bevor er zur Arbeit ging.

Vom Klubheft zum Debattenmagazin

Anfang September 2005 führte Scheu ein Interview, das seine Laufbahn verändern sollte: Er besuchte den St. Galler Bankier Konrad Hummler, als sich dieser für die Personenfreizügigkeit mit der EU ins Zeug legte. Hummler erinnert sich noch genau: «Ich merkte sofort, dieser junge Journalist ist anders als die anderen: schlagfertig, intelligent, hervorragend vorbereitet.» Der Philosoph und der Bankier verstanden sich prächtig. Fortan trafen sie sich regelmässig im Restaurant «Barolo» in der St. Galler Altstadt zu einem guten Glas des gleichnamigen Weines. Und als die libera-

le Zeitschrift *Schweizer Monatshefte* neu ausgerichtet werden sollte, war für den Präsidenten des Trägervereins und Mäzen Hummler klar: René Scheu ist die richtige Person dafür. Der Name wurde in *Schweizer Monat* geändert, Scheu beteiligte sich als Mitbesitzer und war fortan Herausgeber. Aus dem verstaubten Klubheft war ein engagiertes Debattenmagazin geworden. Die Abonnementszahlen vermochte Scheu in seinen sechs Jahren beim *Schweizer Monat* zu verdoppeln, allerdings auf tiefem Niveau: von rund tausend auf etwas über zweitausend. Wichtiger war: Die traditionsreiche Zeitschrift wurde in intellektuellen Kreisen wieder wahrgenommen, vor allem dank der Präsenz des umtriebigen Chefredaktors, der mit seiner geselligen Art zum besten Botschafter der eigenen Sache wurde.

Wenn man René Scheu begegnet, ist er immer fröhlich, voller Begeisterung, hat tausend Ideen im Kopf. So schnell, wie er auftaucht, ist der Sprinter auch schon wieder weg. Auf der Redaktion der NZZ eckt er zwar bei einigen Kollegen mit seiner politischen Haltung an, durch seine offene, zugängliche Art ist er aber doch beliebt. Scheu hält nichts vom Gärtchendenken, das Feuilleton ist unter ihm kein abgeschottetes Refugium mehr: Wenn ein Text gut ist, kann auch ein Lokalredaktor fürs Feuilleton schreiben, was früher undenkbar gewesen wäre.

Ab in die Selbstverteidigung

Scheu lässt nie einen Zweifel offen, dass er seine Sache durchziehen möchte, dass er auch in Zukunft Positionen in seinem Blatt zulassen wird, die andere für undruckbar halten. Dem Radikalliberalen sind Denkverbote ein Gräuel. Dabei nimmt er in Kauf, Freunde zu verlieren. Zum Beispiel den Historiker Philipp Sarasin. Scheu hat früher dessen Bücher vor der Publikation gegengelesen, er wird darin auch namentlich unter den Verdankungen aufgeführt. Im *Schweizer Monat* hielten die beiden einmal ein engagiertes Streitgespräch darüber, ob das Land- oder das Stadtleben besser sei. Scheu, der sich gerne bei der Arbeit in seinem eigenen Obstgarten ablenkt, vertrat die Vorzüge des Landlebens. Jetzt distanziert sich Sarasin öffentlich von Scheu, einerseits wegen des «Rechtskurses» des NZZ-Feuilletons, andererseits sieht sich der Historiker verleumdet, nachdem das Blatt ein über weite Strecken wohlwollendes Porträt von ihm veröffentlicht hat.

Jüngst besuchte Scheu einen Krav-Maga-Kurs. Krav Maga ist eine israelische Selbstverteidigungstechnik, die weltweit an Popularität gewinnt. Als wollte er sich fit machen für seine Mission: die Verteidigung des freien Worts. Dieser Kampf ist ihm noch wichtiger als die Spiele mit dem FCNZZ. Verlieren kommt nicht in Frage.

«Kraniche sprechen sich ab»

Der deutsche Förster und Bestseller-Autor Peter Wohlleben ist überzeugt, dass der Mensch die Pflanzen- und Tierwelt missversteht. Er erklärt das Unverständliche. *Von Rolf Hürzeler*

Pferde leiden unter Schamgefühlen, wenn sie versagen, Hunde kommunizieren miteinander, die Krähen besprechen die besten Route in Richtung Süden. Der deutsche Förster Peter Wohlleben pflegt ein inniges Verhältnis zur Natur. In seinem neuen Buch «Das geheime Netzwerk der Natur» erläutert er: «Wie Bäume Wolken machen und Regenwürmer Wildschweine steuern». Oder Wohlleben zeigt, wie der Rabe und der Wolf eine Symbiose eingehen, um den Bären zu vertreiben, der sich über einen Kadaver hermachen will. Der begnadete Bio-Romantiker sieht den Menschen als Rädchen in der komplexen Natur, die ihn überleben wird. Dennoch sollten wir vorsichtig mit ihr umgehen, um den eigenen Lebensraum zu schonen.

Peter Wohlleben, wann haben Sie letztmals mit einem Wolf gekuschelt?

Ich habe noch keinen gesehen, nur Spuren und Kotreste von ihm entdeckt.

Toll, aber warum sollten solche Überbleibsel Ihre Mitbürger begeistern?

Es verhält sich wie mit allen seltenen Tieren, etwa Wildkatzen oder Auerhähnen: Das Wissen um den Wolf gibt einem Spaziergang eine gewisse Würze.

Geschmackssache.

Diese Tiere verändern das Ökosystem, weil ihre Anwesenheit das Verhalten der anderen beeinflusst. Die Hirsche und Rehe verstecken sich wegen des Wolfs nicht mehr im dichten Unterholz, weil sie Angst haben. Dadurch können die kleinen Bäume besser wachsen.

Wolf tönt nach Märchenromantik, und diese ist den Leuten doch schnuppe.

Das sehe ich nicht so. Wir haben rund 500 bis 600 Wölfe in Deutschland. Das ist für die meisten Menschen schön, mit wenigen Ausnahmen.

Etwa die Walliser Schafzüchter.

Die können ihre Herden mit Hunden schützen. Der Staat soll das mit Subventionen entschädigen. Die Schafhalter bekommen ja ohnehin schon Geld – aus kulturhistorischen Gründen. So wie wir für Opernhäuser und Theater bezahlen. Das finde ich gut.

Sie haben ein affektives Verhältnis zu der Tierwelt, etwa der Gemeinen Ameise. Diese fasziniert kaum jemanden.

Zecken und Fliegen auch nicht. Da sieht man, dass wir eine Mehrklassengesellschaft

in der Tierwelt haben. Alle bezeichnen sich als tierliebend und meinen damit Hunde, Katzen oder Meerschweinchen. Aber wenn man sieht, dass eine Fruchtfliege im Schlaf mit den Beinen strampelt, dann sollten wir vielleicht etwas rücksichtsvoller mit den Tieren umgehen.

Nun projizieren Sie Ihre eigene Welt in die Fliege.

Nein, das ist der Stand der Forschung, die das Schlafverhalten von Fliegen untersucht. Wir Menschen teilen die chemische Substanz, die Liebe auslöst, mit Haustieren bis hin zum Goldfisch. Und auch mit Insekten. Man weiss heute sogar, dass Schleimpilze ein räumliches Empfinden haben. Sie wandern, um sich anzupassen, auch wenn das sehr lange dauert.

Sie mögen kühne Thesen. So sagen Sie, dass Bäume ohne Blätter die Erdrotation beschleunigen.

Ich will damit nur Verständnis für die Prozesse in der Natur wecken. Vieles hängt mit vielem zusammen, alles ist verzahnt. Bei der

«Wir müssen nichts für den Umweltschutz tun und stattdessen nur vieles unterlassen.»

verlangsamten Erdrotation geht es lediglich um Millisekunden. Anschaulicher ist der Vergleich, dass Bäume mit dem Blätterfall gewissermassen auf die Toilette gehen. Das versteht jeder.

Jetzt stelle ich mir den Förster Wohlleben vor, wie er in der deutschen Eifel durch den Wald spaziert und dabei denkt: «Heute rotieren wir wieder schnell.»

Das natürlich nicht. Aber ich beobachte die Natur genau, zum Beispiel die Kraniche. Nicht der Instinkt treibt sie in Richtung Süden. Die sprechen die Routen miteinander ab und wählen die einfachste, um ihre Kräfte zu schonen: am liebsten mit Rückenwind von Norden. Das bedeutet übrigens Kälte bei uns – eine sichere Wetterprognose.

Sie sagen, dass das Ökosystem in seiner Gesamtheit unverständlich bleibt.

Ja, darum bedeutet echter Naturschutz immer nichts tun. Wenn man eine Spezies fördert, schadet man dafür andern umso mehr. Der Auerhahn ist ein klassisches Beispiel: Im Schwarzwald hat man Baum-

bestände niedergebrannt, um ihn zu fördern. Da verbrennt natürlich vieles mit; deshalb ist das nicht so schlau.

Sie intervenieren als Förster laufend. Wollen Sie sich selbst abschaffen?

Nein, aber ich versuche baumschonend zu arbeiten. Wir dürfen uns ja am Holz bedienen; ich heize sogar mit Holz. Aber man sollte auf Kahlschläge verzichten und möglichst grosse Waldflächen erhalten.

Für Sie ist es eine moralische Pflicht, der Natur zu helfen?

Nein, das gibt es nur in wenigen Fällen wie beim nördlichen Breitmaulnashorn, von dem noch drei Exemplare existieren. Es gibt kaum menschliche Interventionen, die der Natur wirklich helfen. Selbst Recyclingpapier nützt der Natur wenig und beruhigt nur unser schlechtes Gewissen. Wir müssen nichts für den Umweltschutz tun und stattdessen nur vieles unterlassen. Das sehe ich völlig entspannt. Denn wir können die Natur nicht dauerhaft wirklich kaputt machen, höchstens unseren Lebensraum zerstören.

Ausgerechnet der brasilianische Regenwald ist für Sie ein Beispiel für die natürliche Regeneration.

Genau, das ist eine schöne Botschaft. Ich bin in einer Zeit aufgewachsen, als alle den Weltuntergang vorhergesehen haben. Damit hat man eine ganze Generation in die Hoffnungslosigkeit getrieben. Aber man kann jederzeit das Ruder herumwerfen. Ein ununterbrochen schlechtes Gewissen ist schlimm; damit verliert man die Lust zur Verbesserung.

Das heisst für den Einzelnen?

Man kann das Leben sehr geniessen und dennoch mit der Natur in einer gewissen Harmonie leben.

Warum sind eigentlich klimatische Veränderungen ein Politikum? Man könnte das ja ganz entspannt diskutieren.

Sie sind für etliche Arten wirklich hart, einzelne werden aussterben. Allerdings hat es immer Klimaschwankungen gegeben, und das wird so bleiben. Aber jetzt geht die Veränderung zu schnell voran, obgleich die Natur sie als Ganzes aushalten wird. Viele sehen den Menschen und die Natur in einem Gegensatz. Aber wir sind ein Teil davon und zerstören lediglich unseren eigenen Lebensraum. Die Leute verstehen nicht, dass Naturschutz vor allem Menschenschutz ist. In 40000 Jahren wird Zürich unter einem Eispanzer



«Wir messen dem Verstand einen zu hohen Stellenwert bei»: Peter Wohlleben.

liegen. Dann können Sie schützen, was Sie wollen, alles ist weg.

Das hatten wir schon.

Und kommt nochmals, danach wird es wieder grün. Die Natur erneuert sich.

Artenschutz leuchtet ein, aber im Lauf der Jahrhunderte sind Spezies millionenfach ausgestorben.

Globaler Artenschutz ist trotzdem wichtig, und zwar für uns. Stellen Sie sich vor, es gäbe keine Elefanten mehr; denen ist das wurscht, dass sie als Art aussterben. Aber sie wären ein emotionaler Verlust für die Menschen.

Das Mammut ist auch verschwunden.

Ja, aber da müsste man noch genauer untersuchen, ob wirklich der Mensch dahinterstand.

Aus Ihrer Sicht wurde der Mensch mit der Sesshaftigkeit zu einem Störfaktor der Natur. Das ist willkürlich.

Nicht ganz. Bis dahin lebten in Deutschland rund 4000 Menschen. Damit hatte es sich. Erst danach gestalteten sie ihre Umgebung richtig um und vermehrten sich.

Zurück zu einem Nomadenleben?

Das wäre eine schlechte Idee, wenn wir wie vor 10 000 Jahren leben wollten. Da würden die Menschen millionenfach verhun-

gern. Wir leben in Europa in der besten aller Zeiten. Ich möchte nicht vor 100 Jahren und schon gar nicht vor 10 000 Jahren gelebt haben. Man darf das Jetzt ruhig geniessen. Aber umso mehr sollte man dort, wo es möglich ist, die Natur schonen – am besten zuerst dort, wo es ohne grossen Aufwand funktioniert.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel in der Waldarbeit. Da sind Pferde viel effizienter als riesige Maschinen, und sie schonen die Natur. Zudem ist das wirtschaftlich sogar günstiger, weil es weniger Schäden verursacht.

Sie wagen sich aufs Glatteis und behaupten, der Mensch sei nicht die Krone der Schöpfung. Wohin geht es?

Wir definieren ja «Krone der Schöpfung» mit geistigen Fähigkeiten und denken nicht an die Gefühle. Wer intelligent ist wie Einstein, aber unglücklich, hat gar nichts davon.

Diese Trennung zwischen Intellekt und Gefühlen war im 19. Jahrhundert aktuell.

Wir messen dem Verstand einen zu hohen Stellenwert bei. Er ist im Leben der Menschen gar nicht so wichtig. Dennoch halten wir krampfhaft an der Annahme fest, dass wir den intellektuellen Höhepunkt des Menschseins erreicht haben.

Mit andern Worten, Verstand und Gefühle lassen sich nicht auseinanderhalten.

Sie lassen sich nicht messerscharf trennen. Und es stellt sich die Frage, wie viel unser freier Wille überhaupt wert ist.

Da kommen wir auf den Neandertaler, der laut Ihnen mindestens so intelligent wie der Mensch war.

Die neueste These besagt, dass der Neandertaler ein Sexmuffel war, darum konnten die Menschen ihn verdrängen.

Wenn plötzlich eine andere Spezies auftaucht, die liebesfreudiger ist als der Mensch, haben wir ein Problem.

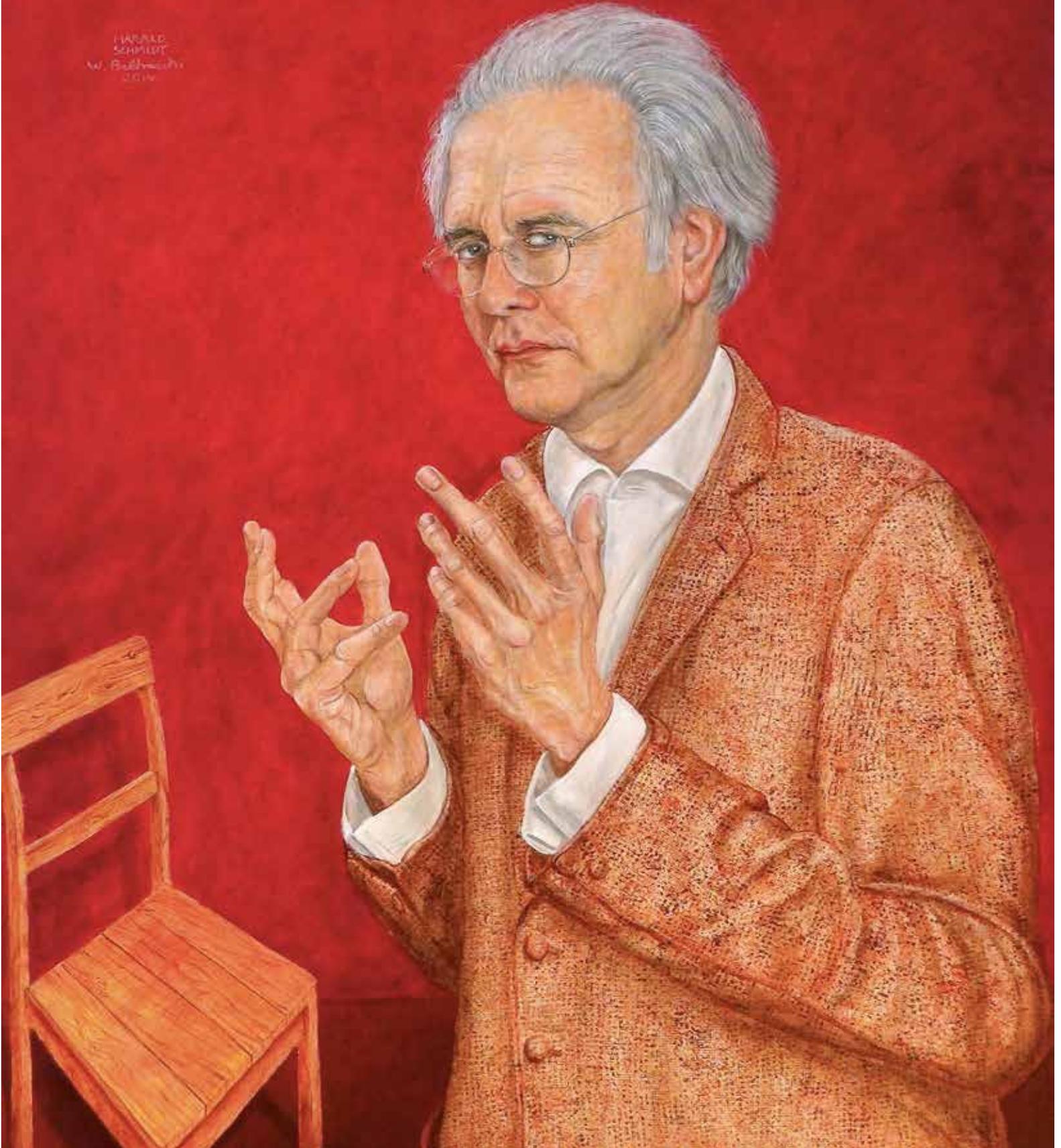
Gut, beim Neandertaler hat sich das über Jahrtausende hingezogen. Ich glaube, zumindest dieses Problem können wir vorderhand vertagen.



Peter Wohlleben: Das geheime Netzwerk der Natur. Ludwig. 224 S., Fr. 29.90

«Nie wieder ein Ferienhaus»

Harald Schmidt ist dieses Jahr sechzig geworden. Wir sprachen mit ihm über Konsum und Reichtum. «Mein grösster Luxus», sagt der grosse deutsche Fernsehstar, «ist, als Autofahrer Fussgänger auch da rüberzulassen, wo ich sie gar nicht rüberlassen müsste.» *Von Sven Michaelsen*



«Ich habe schon halbe Parkhäuser abgerissen»: Satiriker Schmidt, gemalt vom berühmten Kunstfälscher Wolfgang Beltracchi im Otto-Dix-Stil.

Der Mann, der in einem Salon des Kölner Hotels «Excelsior» Platz genommen hat, sagte vor zehn Jahren zu einem Interviewer: «Natürlich kann ich nicht aufhören und halte mich für unersetzbar. Ich bin keiner, der unter Palmen sitzt, sich selber zuprostet und sagt: «Ich bin übrigens der, der den richtigen Zeitpunkt für seinen Abgang erwischt hat.» Nach einem Jahr würde mich die Langeweile töten.» Der angekündigte Tod hat nicht stattgefunden. Der Fernseh pensionär Harald Schmidt feierte im August seinen sechzigsten Geburtstag und scheint seinen Frieden gefunden zu haben. In den kommenden drei Stunden sagt er keinen Satz häufiger als «Ist doch eh alles scheissegal».

Herr Schmidt, was gehört ins Leichenschauhaus des Luxus?

Inlandsflüge. Sie sind nur lästig und gehören verboten. Segways auch – wenn man sie denn als Luxus bezeichnen will. Bei den Fahrern herrscht Humorzwang. Man ist frivol lustig und hat ein Schild vorne drauf: «Ich mach's im Stehen». Mountainbikes und Rennräder gehören auch verboten. Ich fühle mich nicht durch Terroristen gefährdet, sondern durch Radfahrer, die mit Höllengeschwindigkeit durch die Stadt fahren.

Erinnern Sie noch Ihre erste bewusste Markenentscheidung?

Eine Levi's-Jeans. Lacoste hatte ich nie, weil ich zu der Zeit gesinnungsmässig ein Black Panther war. Lacoste trugen nur die, die im Tennisklub waren. Und Zahnarzt-kinder. Und der Zahnarzt selber natürlich.

Wann sind Sie das erste Mal mit Luxus in Berührung gekommen?

Als ich bei der Milliardärs Witwe Gabriele Henkel zu einer Feier eingeladen war. Ich wurde am Münchner Flughafen von einem Fahrer abgeholt und in ein Schloss der Familie in Tirol chauffiert. Den Lebensstil, der mich dort erwartete, kannte ich nicht. Am meisten überraschte mich, dass man die Gastgeberin erst mal gar nicht sah. Ich bin aufgewachsen mit: «Schön, dass ihr da seid. Kommt rein, wir haben schon Kaffee gemacht. Wie war die Fahrt? Ihr könnt das Bett haben, wir schlafen auf der Couch.»

Wann fiel Ihnen erstmals auf, dass Luxus eine Last sein kann?

Als ich ein Ferienhaus auf Mallorca hatte. Wenn ich hinkam, war ich die ersten Tage ausschliesslich mit Reparaturen beschäftigt. Nach einem Jahr habe ich das Haus mit enormen Verlusten wieder verkauft – unter Rendite-Gesichtspunkten ein grosser Fehler, aber eine der weisesten Entscheidungen meines Lebens. Nie wieder ein Ferienhaus! Gibt nur Ärger.

Wann ist Ihnen der abnehmende Grenznutzen von Geld klargeworden?

Als ich Milliardäre kennenlernte, die Tag und Nacht in ihrem Büro sitzen. Martin Schulz hört es nicht gern oder weiss es nicht, aber so ein Milliardenvermögen ist wahnsinnig viel Arbeit. Sie müssen ein Family-Office betreiben, es muss dauernd irgendwo investiert werden, sie müssen die eigenen Kinder aus dem Geschäft raushalten. Dieser Belastung wären die wenigsten von uns gewachsen.

Bekommt Geld erst Sex-Appeal, wenn es in Luxus umgewandelt wird, oder kann auch ein Stapel Pfandbriefe sexy sein?

Sichtbarer Luxus ist ja doch eher im orientalischen Raum zu Hause. Die paar wirklich reichen Leute, die ich kenne, sitzen hinten im Flieger und kochen daheim Marmelade ein. Bei denen geht es darum, dass irgendwelche Wälder gepflegt werden müssen oder dass Brauereien an die neue Zeit angepasst werden.

Warum wirkt Reichtum oft so armselig?

Die Frage ist, ob ein Mensch Interessen hat und dann irgendwie zu Geld gekommen ist oder ob er reich geworden ist um des Reichseins willen. Ist Letzteres der Fall, nimmt man besser die Beine in die Hand. Luxus ist nicht das Gegenteil von Armut, sondern von Vulgarität. Er war von Anfang an ein Fluchtversuch vor der Mühsal und der Monotonie des Lebens.

Was hat Ihre Entscheidung geleitet, eine grüne Jaguar-Limousine zu kaufen?

Dieses Auto ist für mich der Inbegriff meines Klischee-Englands. Nach sechzehn Jahren ist es in weiten Teilen runderneuert, weil ich ein unglaublich schlechter Fahrer bin. Ich habe schon halbe Parkhäuser abgerissen beim Versuch, durch eine enge Kurve von

«Ich finde es wahnsinnig angenehm, wenn eine Meinung nichts mit Fachkenntnis zu tun hat.»

Deck zwei auf Deck drei zu kommen. In der Adventszeit hat es mir mal in einem Parkhaus die halbe rechte Seite weggerissen. Ich konnte nicht mehr weiterfahren. Da wurde es dann bös aggressiv hinter mir, weil alle noch den neuesten Flachbildfernseher kaufen wollten. Wie man als Filmstar zu parkieren hat, habe ich mal auf den Champs-Élysées gesehen. Charlotte Rampling fuhr im 500er Mercedes gegen einen Laternenpfahl, liess ihr Auto stehen und ging ins Kino. In Deutschland hätte sie beim Rauskommen einen Zettel an der Scheibe gehabt: «Parkieren müssen Sie aber noch lernen!» Von solchenzetteln kriege ich viele.

Was gehört zu den Paradoxien des Luxus?

Die Unfähigkeit zur Musse. Luxus lässt sich nur mit Zeit und Ruhe geniessen. Beides haben Funktionseleiten aber nicht. Die besten Luxuskunden wären Arbeitslose und Alte, weil sie beliebig über ihre Zeit verfügen können.

Im kommenden Jahrzehnt wird es weltweit 400 Millionen Luxuskunden geben. Was verspricht noch Distinktionsgewinn, wenn der Luxus dabei ist, sich totzuziegen?

Eher ein massgefertigter Regenschirm als ein Bugatti Chiron für 2,7 Millionen Euro. Ich wage mir gar nicht vorzustellen, wer den fährt. Wer so ein Auto hat, hat vermutlich auch einen hellblauen Bentley. In London habe ich viele davon gesehen. Die Chauffeure sehen aus wie ich, hinten drin sitzt ein Araber Anfang zwanzig mit einem diamantbesetzten Handy und lässt sich zum Restaurant um die Ecke fahren.

Bei Martin Walser heisst es: «Je auffälliger der Schmuck, desto bedauernswerter die Frau.» Was denken Sie beim Anblick von Frauen, die aussehen wie ein üppig dekoriertes Christbaum?

Arme Sau! Dieser behängte Frauentyp hat den Code nicht mitgekriegt. Mir haben Freunde in Paris gesagt, es gebe nur drei Kriterien: die Haare, die Handtasche, die Schuhe. Und ein Accessoire müsse für einen Bruch sorgen, zum Beispiel Ballerinas für zehn Euro aus der DM-Drogerie.

Sie sind gerade sechzig Jahre alt geworden. Was ist für Sie heute Luxus?

Da kann ich nur mit einer Binse antworten: Unabhängigkeit, freie Zeit, Stille, Konzentration, Unerreichbarkeit, selber darüber entscheiden, was Aufmerksamkeit verdient und was nicht. Mein grösster Luxus ist, als Autofahrer Fussgänger auch da rüberzulassen, wo ich sie gar nicht rüberlassen müsste. Ich muss immer viermal winken, weil die das nicht kapieren, dass jemand Zeit hat. Hinter mir wird dann jedes Mal aggressiv gehupt. Wenn ich im Supermarkt sehe, dass einer noch schnell hinter dem Regal vorkommt, um vor mir an der Kasse zu sein, ziehe ich bewusst meinen Einkaufswagen zurück und sage: «Bitte nach Ihnen.» Mehr Luxus geht eigentlich gar nicht.

Friedrich Nietzsche schrieb: «Alle Menschen zerfallen, wie zu allen Zeiten so auch jetzt noch, in Sklaven und Freie; denn wer von seinem Tage nicht zwei Drittel für sich hat, ist ein Sklave, er sei übrigens, wer er wolle: Staatsmann, Kaufmann, Beamter, Gelehrter.» Was sind Sie nach Nietzsches Definition?

Soweit man das sein kann: ein freier Mensch. Ich muss bei keinem Sender mehr was abliefern und kann über meinen Tag selber bestimmen – es sei denn, ich bin Springer im familiären Bereich. Wenn die Schule anruft und sagt, ein Kind von mir hat Bauchweh, bleibt Vati zu Hause.

Wer Sie heute nach Ihrem Beruf fragt, bekommt zur Antwort: «Flaneur.» Füllt es Sie aus, spazieren zu gehen?

Ja, den Alltag zu beobachten, empfinde ich als Glück. Ich kann darüber staunen, wie Leute

zu Rewe reingehen oder was sie auf dem Bahnsteig in ihr Handy sprechen. Ein Jesuitenpfarrer hat mir erzählt, Manager wollten eine Woche Stille, um hinterher noch mehr Manager zu sein. Dieses Aufstiegsgerampel ist für mich die Definition von Langweile. Wenn ich im Café sitze, bin ich einer der wenigen, die noch auf die Leute gucken. Fast alle glotzen bloss noch aufs Smartphone. Die Versklavung durch das Digitale ist phänomenal. Das Tolle ist, dass die Leute es freiwillig machen. Deshalb ist es kokett, wenn die Leute behaupten, Zeit sei der wahre Luxus. Die meisten empfinden freie Zeit schnell als Leere und Langeweile.

Wie reagieren Sie, wenn ein Bekannter von Ihnen sagt, er achte fortan auf Entschleunigung, Achtsamkeit und Selbstfindung?

Ich sage: «Du hast wohl Hirschhausen gelesen! Und viel Vergnügen bei der Selbstfindung. Die meisten, die sich selbst gefunden haben, stellen verblüfft fest, dass da gar nichts ist.»

Ein Deutscher besitzt heute im Durchschnitt rund 10 000 Dinge. Wer gibt mehr Geld für Unnötiges aus: Sie oder Ihre Frau?

Die gute Entwicklung von DHL liegt massgeblich an meiner Frau. Bei uns werden unfassbare Mengen Pakete angeliefert. Obwohl ich aus Faulheit gern direkt aus dem Hahn trinke, stehen bei uns massenweise Trinkgefässe und Krüge herum. Aber da kümmerge ich mich nicht drum. Ich habe mal den Ehettipp «open budget» gelesen. Dann gibt es auch nie Streit um Geld. Ich selber kaufe so gut wie gar nichts. Mein Ideal ist eine Klosterzelle. Ich male mir aus, wie befreit ich ohne beschwerenden Krempel wäre. Kaum etwas zu besitzen, ist das neue Schlanksein.

Heute gilt es bei vielen als cooler, mit den Dingen anzugeben, die man nicht mehr besitzt oder aus Prinzip nie besessen hat. Wahre Snobs haben zum Beispiel kein Smartphone. Was haben Sie aus Ihrem Leben entsorgt?

Ich hatte noch nie ein Smartphone. Mein Nokia-Handy habe ich vor sechs Jahren im Telekom-Shop in Wyk auf Föhr gekauft. Das Modell war bei Landwirten beliebt, weil es runterfallen kann, ohne kaputtzugehen – auch in die Jauchegrube.

Was, wenn Sie unterwegs ins Internet müssen?

Dann rufe ich Frau Korbmacher an, meine Managerin.

Wie sähe eine «Harald Schmidt Show» zum Thema «Die Zukunft des Luxus» aus?

Ich würde mit einem sehr luxuriösen Kreuzfahrtschiff eine Weltreise machen und dann nur drei Mal von Bord gehen, weil man eh schon weiss, was einen in den Häfen erwartet. Wenn ich fürs «Traum-

schiff» unterwegs bin, gehe ich öfter um drei Uhr nachmittags pennen und lasse die anderen auf einen Tempel steigen. Dann habe ich 300 Mann Besatzung für mich allein. Da muss sich ein Abramowitsch anstrengen.

Empört einen Luxus nur in unwürdigen Händen?

Ich war im Frühjahr fürs «Traumschiff» in Kapstadt. Gegenüber lag die «Octopus», die Jacht des Microsoft-Gründers Paul Allen. Auf dem Deck wurden zwei Helikopter von Monteuren in Corporate-Klamotten gewartet. Wahrscheinlich hatte der Chef gesagt, er fliege für vier Stunden nach Kapstadt ein und wolle an Bord zu Mittag essen. Eine Jacht lohnt sich ja erst ab dreissig Mann Besatzung. Darunter ist es peinlich. Die Jacht muss hochseetauglich sein, weil sie mittlerweile der wichtigste Wohnsitz für den Oligarchen ist. Man ist unabhängig von unschönen Volksentscheidungen oder Systemwechseln, man kann eine kleine Raketenbatterie mit sich führen, und das Internet ist schneller als in weiten Teilen der

«Nur wer viel hat, glaubt mit wenig auskommen zu können.»

Bundesrepublik. Wenn Sie jemanden auf einer Jacht mit einem Model sehen, ist es mit Sicherheit jemand von Borussia Dortmund, der die Jacht für einen Nachmittag gemietet hat, um ein bisschen aus dem Hafen rauszufahren.

Sind Kreuzfahrten intelligenter Luxus?

Ja, die Kreuzfahrt wird wegen der alternden Gesellschaft eine Lebensform der Zukunft sein. Man verlässt im Grunde Deutschland nicht, hat ein Fünf-Sterne-Hotel dabei und ist vor politischen Unruhen sicher.

Was ist für Sie persönlich das Kreuz von Kreuzfahrten?

Die Landausflüge. Aber die mache ich ja nicht. Mich interessiert nur das Ein- und das Auslaufen. Den Klassiker erleben Sie bei einer Mittelmeer-Kreuzfahrt. Anlegen in Livorno, fünf Stunden im Stau stehen, um die Uffizien in Florenz zu besuchen, umdrehen, weil 5000 Leute vor einem warten, dann fünf Stunden Stau, um zum Schiff zurückzukommen. Zur Schattenseite einer Kreuzfahrt gehört auch, dass Sie mindestens 200 Spontanphilosophen an Bord haben. Wenn Sie bei Windstärke sieben an der Reling stehen, kommt mit Sicherheit einer im Anorak und sagt: «Da merkt man erst, wie klein man ist, oder?» Dazu muss ich nicht auf ein Schiff. Das hätte ich dem auch beim Einchecken sagen können.

Der Zeit-Feuilletonist Ulrich Greiner schrieb unlängst: «Nichts ist billiger und leichter, als eine Meinung zu haben. Je dümmere ein Mensch ist, umso mehr Meinungen hat er. Und je gründlicher er eine Problemlage durchdacht hat, umso schwe-

rer wird es ihm fallen, eine Meinung dazu zu haben.» Gehört Meinungslosigkeit zum intelligenten Luxus?

Nein, ich bestehe nur aus Meinungen und finde das toll. Meinungslosigkeit wäre übrigens auch das Ende der Zeit. Ich finde es wahnsinnig angenehm, wenn eine Meinung nichts mit Fachkenntnis zu tun hat. Auf einem Grillfest den Satz zu hören: «Bald nehmen uns Roboter den letzten Arbeitsplatz weg», macht mir gute Laune.

Tomas Maier, der Chefdesigner der Modefirma Bottega Veneta, lässt aus all seinen persönlichen Kleidungsstücken die Markenzeichenelemente raustrennen. Er argumentiert damit, ausschliesslich diskreter, nur von Connaisseurs und Insidern erkennbarer Luxus funktioniere noch. Richtig?

Ja, *stealth luxury* ist die Zukunft des Hipsterturns. Es ist mir ein komplettes Rätsel, warum die Leute süchtig danach sind, das Etikett zu zeigen und ihren Körper als kostenlose Werbefläche zur Verfügung zu stellen. Was hat man davon, alle wissen zu lassen: Meine Jacke ist von The North Face oder Jack Wolfskin?

Unter den Armen kann man lange nach Predigern der Enthaltensamkeit suchen. Ist Postmaterialismus ein Luxus für Reiche?

Ja, nur wer viel hat, glaubt, mit wenig auskommen zu können. Und nur wer wenig hat, weiss, wie viel man braucht. In Malawi weiss man gar nicht, was Postmaterialismus ist. Denen kommen Sie besser nicht mit Askese, Minimalismus und Verzicht. Aber warten wir noch ein paar Jährchen, bis die Freunde aus China und Indien zu uns kommen. Dann wird sich die Geschichte drehen. In Stanford und Cambridge pennen die Studenten aus Asien während der Prüfungsphasen in der Bibliothek mit Schlafsack und Reiskocher. Aus ihren Reihen kommen die Top-Absolventen. Bei uns dagegen bricht ein Drittel aller Studenten ab, weil ihnen das Studium zu anspruchsvoll ist. Deshalb wird sich bei uns das Verhältnis von Koch und Kellner umdrehen. Das gefällt mir.

Die Deutschen werden weniger und immer älter. Was folgt aus dieser Schrumpfungsgleichung für den Luxus?

In Japan pflegen Siebzehnjährige Neunzigjährige. Das neue Luxusattribut wird die blutjunge, rassistische Altenpflegerin aus Beitrittskandidatenländern sein – ein *arm candy* für Opa.

Der Schriftsteller Karl Julius Weber wählte als seine Grabinschrift: «Hier liegen meine Gebeine, ich wollte, es wären deine». Was soll auf Ihrem Grabstein stehen?

Name, Geburts- und Todesjahr. Sonst nichts. In England hat jemand auf seinem Grab stehen: «Room service please!» Aber nach zwei Wochen ist auch der witzigste Spruch nur noch öde.

Harald Schmidt prägte mit seinen Late-Night-Shows zwischen 1995 und 2014 den deutschen TV-Humor wie kaum ein anderer.

Total: 673 650 Millionen Franken

BILANZ

Das Schweizer Wirtschaftsmagazin

12
Dezember 2017
CHF 14.-
Euro 14.-



DIE 300 REICHSTEN

plus:

MONIKA RIBAR Die überschätzte Vorzeigefrau | **AMAZON**
Der Geheimplan für die Schweiz | **LONZA** Überraschende Nummer 1
RAIFFEISEN Der Finma-Zoff

Jetzt am Kiosk!



«Gesteigerte Erwartungen»: Nationaltrainerin Voss-Tecklenburg.

«Unheimlich viel erreicht»

Als Fussballerin war sie in Deutschland eine Ausnahmeerscheinung. Als Trainerin führte sie die Schweiz erstmals an eine WM und an eine EM. Hier blickt Martina Voss-Tecklenburg über die Seitenlinien hinaus. *Von Thomas Renggli*

Sportplatz Heerenschürli, Schwamendingen, im Dezember. Martina Voss-Tecklenburg beobachtet das Meisterschaftsspiel der FCZ-Frauen gegen Luzern. Neben ihr verfolgen zwei Dutzend Zuschauer die Partie. Aus der eigenen Aktivzeit ist die Deutsche andere Verhältnisse gewohnt: 125 Länderspiele, viermal Europameisterin, Finalistin an der WM 1995. Sie war Captain und eloquente Vorzeigefigur im deutschen Frauenfussball. Ihr Privatleben beflügelte die Fantasien: Sie bekannte sich zur Liebe zu Teamkollegin Inka Grings. Aus einer früheren Beziehung stammt Tochter Dina, 23. Seit 2009 ist sie mit dem Bauunternehmer Hermann Tecklenburg verheiratet. Beim Schweizer Verband ist sie für das A-Team sowie für die Junioren-Auswahlen und die Ausbildung verantwortlich. Ihr Vertrag läuft bis am 31. Dezember 2018. Im Falle der Qualifikation für die WM-Endrunde in Frankreich 2019 verlängert er sich automatisch bis nach dem Turnier.

Frau Voss-Tecklenburg, Sie sind seit sechs Jahren für den Schweizer Verband tätig. Fühlen Sie sich schon fast als Schweizerin?

Was bedeutet «fast Schweizerin»? Ich habe eine hohe Identifikation mit diesem Land. Vielleicht bin ich schon zu einem Drittel oder zur Hälfte Schweizerin. Ich geniesse auf jeden Fall die Art der Leute hier – und das Land, die Natur. Ich gebe mir Mühe, mich ins öffentliche Leben einzubringen. Anfänglich ging ich regelmässig im Nachbardorf Tischtennis spielen. In diesem Jahr fehlte mir jedoch leider die Zeit. Doch ich fühle mich hier zu Hause.

Sie sind mit Ihrer Mannschaft souverän auf WM-Kurs. Schöner könnte das Weihnachtsfest kaum ausfallen.

Bedingt. Wir befinden uns in einer Phase des Umbruchs. Nach der EM im vergangenen Sommer war es klar, dass einige routinierte Spielerinnen aufhören. Am Ende des WM-Qualifikationsspiels gegen Albanien hatten wir einen Altersdurchschnitt von

22,5 Jahren. Wir haben nicht mehr so viele Spielerinnen im Ausland: Vorher waren es sechzehn, jetzt sind es neun. Das merke ich bei der Qualität, das merke ich aber auch bei der Intensität der Trainings. Ich muss mich anpassen – und den jungen Spielerinnen Wege aufzeigen, damit wir wieder das Niveau erreichen, das es braucht, um weiterhin an grossen Turnieren mitzuspielen.

Cinzia Zehnder, das vielleicht grösste Talent im Schweizer Fussball, gab den Traum vom Profleben mit zwanzig Jahren auf. Beim SC Freiburg verdiente sie gerade mal 1200 Euro pro Monat. Zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben...

... dieses Beispiel spiegelt alles. Die Grössenverhältnisse im Frauenfussball sind bescheiden. Aber mit 1200 Euro kann man leben. Du kriegst eine Wohnung und ein Auto. Für eine junge Spielerin, die aus der Schweiz kommt, ist das in Ordnung. Cinzia war achtzehn, als sie den Vertrag unterschrieb.

Die finanzielle Unabhängigkeit erreicht man mit dem Frauenfußball nicht?

Nein, es sei denn, du bist eine der wenigen Top-Spielerinnen bei Klubs wie Wolfsburg, Bayern München, Chelsea, Paris oder Lyon. Es gibt Spielerinnen, die verdienen 1200 Euro, und solche mit 5000 oder 6000 Euro Lohn. Und vielleicht gibt es auch einige Ausnahmen, die im fünfstelligen Bereich verdienen, brutto. Aber da sprechen wir von den Topstars.

Leben die Schweizer Nationalspielerinnen als Profi?

Wir haben viele Spielerinnen, die nebenher studieren oder einer Tätigkeit nachgehen – weil sie neben dem Fussball einen Ausgleich brauchen. Wenn die Spielerinnen ein Fernstudium absolvieren, ist dies mit dem Sport vereinbar. Aber wenn – wie hier im Schweizer Team – fünf bis sechs von unseren Spielerinnen die Hochschulen besuchen, kriegen wir Probleme. Diese Spielerinnen haben an der Uni fixe Zeiten, bei denen sie nicht fehlen dürfen. Weil im Januar Prüfungen anstehen, müssen wir im Trainingslager auf fünf Spielerinnen verzichten. Das ist die Crux. Ich brauchte eigentlich viel Zeit mit diesen Spielerinnen, aber diese Zeit habe ich nicht.

Nervt Sie das?

Nerven ist der falsche Ausdruck. Ich muss mit der Situation leben. Ich erwarte aber auch ein gewisses Bekenntnis von den Spielerinnen. Wenn wir uns für die WM im Juni 2019 qualifizieren, müssen die Spielerinnen Farbe bekennen und ein Commitment zugunsten des Nationalteams abgeben.

Was sagen Sie den Leuten, die Frauenfußball als eigene Sportart bezeichnen?

Es ist Fussball. Und es spielen Frauen. Beim Boxen sprichst du auch nicht von einer anderen Sportart – und beim Golf und Tennis ebenfalls nicht. Doch unsere Sonderstellung ist erklärbar. Denn wir betreiben die mit Abstand populärste Männersportart. Der Männerfussball – und ich sag das jetzt ganz bewusst – ist so überdimensioniert, dass wir immer im Vergleich dazu stehen. Im Tennis, bei Serena und Venus Williams oder früher bei Steffi Graf, wird die Leistung genau gleich bewertet wie bei Roger Federer oder Boris Becker. Bei uns dagegen wird die Leistung mit der der Männer verglichen. Man sagt, dass die Torhüterin zehn Zentimeter kleiner ist – oder die Stürmerin nicht so schnell. Aber sorry: Man lässt im 100-Meter-Lauf auch nicht Frauen gegen Männer sprinten und vergleicht die Leistungen miteinander.

Man sagt, Frauen spielen fairer, simulieren weniger. Ist dies eine Momentaufnahme? Oder sind Frauen tatsächlich fairer als Männer?

Das weiss ich nicht. Ich glaube aber schon, dass es weniger Kriege geben würde, wenn

wir mehr Frauen in den Weltregierungen hätten. Frauen haben oft andere Lösungsansätze. Wenn ich ein Mädchenteam trainiere, ist der Umgang viel solidarischer. Mädchen kümmern sich eher um die Schwächeren. Ich habe auch zwei Jahre ein Männerteam trainiert – in der Oberliga, der vierthöchsten Klasse in Deutschland. Da herrschen andere Umgangsformen. Die Sprache ist härter, der Konkurrenzkampf ist ausgeprägter. Jeder träumt davon, Profi zu werden. Ich glaube, dass der Knabenfussball von den Mädchen profitieren kann: in Sachen Umgang, Sozialkompetenz, Sprache, Charakter.

Oder ist der freundlichere Umgang nur den beschaulicheren finanziellen Verhältnissen geschuldet?

Vielleicht. Ich glaube schon, eine Veränderung zu spüren, wenn es um die Champions League oder um grosse Turniere geht. Da wird zuweilen schon härter gespielt. Auch die Niveausteiigerung verstärkt diesen Trend. Unser Spiel ist schneller, athletischer und technisch besser geworden. Heute trainieren die Spielerinnen sieben bis acht Mal pro Woche. Ich trainierte drei bis vier Mal. Wenn der Fussball schneller wird, kommt es auch zu härteren Fouls. Ich denke aber, dass der Frauenfussball nicht dazu neigt, theatralisch oder unfair zu werden.

Manager Erich Vogel sagt, Martina Voss-Tecklenburg sei die einzige Frau, die ein Männerteam auf Profiniveau trainieren könnte. Ist das Ihr Ziel?

Wenn's mein Ziel wäre, müsste ich die Sache mit hundert Prozent angehen und mich aktiv bewerben – und ich müsste dem Frauenfussball den Rücken zukehren. Das wäre eine schwierige Entscheidung. Wenn wir von Frauenfussball sprechen, sprechen wir auch von Trainerqualität – und da gibt es noch viel zu tun. Und wenn ich dem Frauenfussball nicht mehr dienen würde, wäre das für den Frauenfussball vielleicht ein Verlust, aber für den Männerfussball ein Gewinn. (lacht)

Wenn man über Sie liest, kommt oft Ihr Privatleben zur Sprache – und Ihre frühere Beziehung mit Inka Grings. Ihre Vergangenheit wird als «schillernd» beschrieben...

...finde ich gar nicht. Ich werde in diesen Tagen fünfzig Jahre alt. Und ich habe in meinem Leben drei Beziehungen geführt. Ich weiss nicht, ob das so schillernd ist.

Aber im Frauenfussball sind Beziehungen unter Teamkolleginnen häufiger als bei den Männern. Wie geht man als Trainerin damit um?

Häufiger? Glauben Sie das wirklich? Es wird vielleicht nicht in der Öffentlichkeit thematisiert. Aber der Fussball ist ein Spiegel der Gesellschaft. Ungefähr 2,5 Prozent der Männer sind homosexuell. Und da wird es auch Beziehungen in Fussballmannschaften geben. Die werden einfach nicht öffentlich gemacht. Frauen sind da anders: Sie stehen vielleicht mehr zu den Dingen, die sie tun. Und dann kommen die Klischees und Rollenbilder dazu: Wenn zwei Frauen miteinander tanzen, denkt sich niemand etwas dabei. Wenn zwei Männer miteinander tanzen, sind sie schwul. Von daher ist es für die Frauen einfacher, Nähe, Freundschaften und Vertrauen zu entwickeln – und da spreche ich nicht von sexueller Orientierung. Aus dieser

Nähe können sich in einem Fussballteam Beziehungen entwickeln. Du bewegst dich ja fast nur in diesem Umfeld, hast kaum Zeit für Freundschaften ausserhalb des Fussballs.

Sie wurden von Rolf Knie spontan mit der ganzen Nationalmannschaft in die Premiere seines Zirkusprogramms eingeladen – zwei Tage vor einem WM-Qualifikationsspiel. War es klar, dass Sie diese Einladung annehmen?

Selbstverständlich. Diese Einladung hat mich sehr gefreut – nicht nur, weil ich ein Zirkusfan bin. Solche Termine sind eine grosse Wertschätzung – vor allem, wenn sich Rolf Knie auf die Bühne stellt und betont, wie sehr er sich freut, dass wir hier sind und sich als Frauenfussball-Fan outet. Das ist eine tolle Werbung für uns.

Doch die Öffentlichkeit kann auch Schattenseiten haben. An der Euro stand die Mannschaft plötzlich im Scheinwerferlicht. Stimmt der Eindruck, dass viele Spielerinnen damit überfordert waren?

Dieses Gefühl hatte ich nicht. Es lag vielmehr an den gesteigerten Erwartungen. In den vergangenen vier Jahren haben wir für unsere Verhältnisse unheimlich viel erreicht. Wir waren vorher nie an einer WM oder EM. Und dann sind wir an die EM gegangen – mit dem Ziel, die Viertelfinale zu erreichen. Wir hatten erstmals etwas zu verlieren. An diesem Druck sind wir gescheitert. Für mich als Trainerin war das nicht fassbar. Ich dachte, die Frauen sind fokussiert und bereit. Und plötzlich unterliefen ihnen Fehler, die ihnen sonst nie unterlaufen. Aber man darf nie vergessen, dass dies erst unser zweites Turnier war. Turnier Erfahrung ist durch nichts zu ersetzen. Wir bezahlten Lehrgeld, aber darauf können wir nun aufbauen. ○



Voss-Tecklenburg, 1999.

«Wenn ich ein Mädchenteam trainiere, ist der Umgang viel solidarischer.»

«Mut zum Widerspruch»

Wie konnte ein einzelner Mann wie Luther die Reformation anstossen? Worin unterscheidet sich der Schweizer Reformator Zwingli von ihm? Wie reagierte die römische Kirche? Der Historiker Volker Reinhardt über das Reformationsjahr und was uns Luther heute noch zu sagen hat. *Von Peter Keller*

Sein Büro gleicht einer kleinen Abstellkammer, mit seinen Büchern durchmisst er klug und leichtfüssig die Jahrhunderte. Der Historiker Volker Reinhardt verkörpert die im deutschsprachigen Raum seltene Symbiose aus Forscher und grossartigem Schreiber. Während draussen das Zähringerstädtchen Freiburg im winterlichen Weiss entschwindet, zeichnet Professor Reinhardt im Gespräch die grossen Linien der Reformation bis zur Gegenwart.

Herr Professor Reinhardt, vor fünf-hundert Jahren veröffentlichte Martin Luther seine 95 Thesen zu Wittenberg. Wie konnte es passieren, dass ein einzelner Mönch die römische Kirche ins Wanken brachte?

Luther war Wortführer seiner Zeitgenossen. Er artikulierte ein weitverbreitetes Unbehagen. Er wusste sich also getragen von Zustimmung. Er konnte auf die Unterstützung einflussreicher Kreise, nicht zuletzt seines Landesfürsten, zählen. Er war ein Genie der Kommunikation. Er konnte sprachlich alle Register ziehen. Er konnte zum einfachen Volk, zum Gelehrten, zum Kaiser sprechen. Luther mobilisierte die Öffentlichkeit, er polarisierte, er spielte die nationale Karte aus, er schürte Emotionen. Nur dadurch erklärt sich die Wirkung einer einzelnen Person.

Trotzdem: Wie erklärt sich sein Erfolg?

Man rechnete selbst in Rom damit, dass sich dieses Unbehagen an der Kirche äussern würde. Die römischen Botschafter berichteten nach Hause: «Man glaubt uns hier nicht mehr.» Die Päpste gelten überwiegend als Familienpolitiker. Seit siebzig Jahren finden die Deutschen, dass sie ausgebeutet werden von Rom. Das hat zu einer Ansammlung von Ressentiments geführt, die Luther sehr geschickt ausspielt. Auch ist die Frage nach der Machtausdehnung des Papstes im Norden umstritten. Luther weiss von Anfang an, dass er hier enorme Resonanz haben wird. Seine Aussage: «Ich weltfremdes Mönchlein in meinem Kloster konnte nie ahnen, was ich lostreten würde», das ist Show.

Er hat also einen Plan?

Wie der am 31. Oktober 1517 aussieht, ist schwer zu sagen. Er will eine andere Kirche, ein anderes Papsttum, eine stärker auf die Bedürfnisse der Menschen ausge-

richtete Kirche ohne Machtpolitik, ohne Prunk und ohne Verwandtenbereicherung. Ob er geglaubt hat, mit seinen 95 Thesen, die sehr radikal formuliert sind, in Rom etwas erreichen zu können, oder ob er gehaut hat, dass es von vornherein eine gegenseitige Abstossung geben wird, müssen wir offenlassen.

Hat auf der anderen Seite Rom zu spät reagiert?

Leo X. hat sehr schnell, sehr wachsam gehandelt. Wir haben diese Quellennotiz von Anfang Februar 1518, die sinngemäss festhält: «Vorsicht, hier ist ein Flächenbrand, greift ein, dass sich das Feuer nicht ausbreitet.» Leo hat zunächst versucht, über die Ordensoberen auf Luther einzuwirken, was nicht gelingt. Dann reagiert man von oben sehr konzentriert. Man schickt Kardinal Cajetan mit dem Auftrag los, Luther als Ge-

«Die Synthese von Zwinglianismus und Calvinismus wird zum eigentlichen Exportschlager.»

fangenen nach Rom zu bringen. Hätte dieser nicht die Unterstützung seines Landesherrn gehabt, hätten sich die Dinge anders entwickelt. Es hing an einem seidenen Faden.

Wie ging es weiter?

Es waren eher Leos unmittelbare Nachfolger, die die Geschehnisse verschlafen haben und sich wieder ganz ihrer Familienpolitik zuwandten.

Wie hat die Reformation Europa oder die Welt verändert?

Ich würde erst einmal mit Voltaire sagen, sie hat ein Monopol aufgebrochen. Sie hat Vielfalt, Konkurrenz geschaffen. Natürlich wurde diese Konkurrenz zweihundert Jahre lang feindselig ausgetragen. Man hat sich nach heutiger Sichtweise unerträglich diffamiert, verleumdet, verteufelt ...

...bekriegt.

Ja, sehr blutig bekriegt. Man hat die Glaubenswelt der Menschen strengen Kontrollen und Zensuren unterworfen. Aber es blieb ein Wettbewerb, der ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zunehmend ziviler ausgetragen wurde und letztlich eine Debattenkultur produzierte, die dann in die Aufklärung mündete. Nach knapp zweihundert Jahren wechselseitiger Verteufelung lechzten die Intellektuellen nach

einer Wahrheit, die nicht mehr davon abhing, ob man katholisch oder reformiert war. Diese findet man in gemeinsamen Überzeugungen, dass die Welt naturwissenschaftlich erfahrbar ist, dass es mehr Gemeinsamkeiten als Trennendes gibt im Glauben und in der Philosophie. Es entwickelt sich daraus eine Kultur der Gewissens- und Meinungsfreiheit, die bis heute verbindlich ist.

Nun ist die Reformationsbewegung selber auch nicht geschlossen. In Zürich wird sich Zwingli durchsetzen, es gibt, um den Gedanken aufzunehmen, auch einen Wettbewerb unter den Reformatoren.

Luther hat letztlich ein sehr pessimistisches Menschenbild: Wir können aus eigener Kraft gar nichts für unser Heil tun. Zwingli hat diesen Prädestinationsbegriff auch, aber nicht so zentral. Er glaubt stärker daran, dass das tägliche Leben des Menschen sich im Geiste des Evangeliums positiv umgestalten lässt. Dass es möglich ist, ein gottgefälligeres Zusammenleben in der Gesellschaft, im Staat herbeizuführen.

Wie unterscheiden sie sich politisch?

Luther denkt politisch aus der Perspektive des Fürsten. Er denkt, Macht ist unteilbar, Macht ist abgestuft. Dass selbst Bauern mitregieren können wie in der Eidgenossenschaft, dass es eine Form der Gemeindeautonomie gibt, ist für Luther unvorstellbar. Zwingli ist da sehr viel republikanischer, stärker an Zürich, an die Eidgenossenschaft angebunden. Er hat auch seine Rolle anders gesehen, er sieht sich durchaus als Ratgeber, als moralischer Richter der Politik, er mischt sich stärker ein.

Zwingli hat also auch einen politischen Führungsanspruch.

Er sieht sich in einer prophetischen Rolle und will so aus einer höheren Warte auf die Politik einwirken. Er ist sich auch nicht zu schade, mit seinen Glaubensstreitern in den Krieg zu ziehen gegen die katholisch verbliebenen Orte, und wird schliesslich bei Kappel 1531 auf dem Schlachtfeld getötet.

Trotzdem bleibt sein Wirken beschränkt auf die Schweiz.

Ja und nein. Zwingli und Calvin sind Verbindungen eingegangen, und der Calvinismus, der auf diese Weise immer auch ein Zwinglianismus ist, hat die Welt stärker verändert als das Luthertum. Zwinglis Kirche ist sicherlich auf die eidgenössischen



«Wirkungsmächtige Feindbilder»: Volker Reinhardt.

Verhältnisse abgestellt, aber sie hat zeitweise auch eine starke Resonanz in Süddeutschland.

Ohne Zwingli kein Calvin...

Ohne Luther und Zwingli wahrscheinlich nicht. Calvin ist eine Generation jünger, er steht gewissermaßen auf den Schultern der beiden, fügt auch sehr viele neue Elemente hinzu mit seinem radikalen Widerstandsrecht gegen Unrechtsherrschaft, mit seinem noch über Zwingli hinausgehenden Versuch, den Alltag

gottgefällig zu gestalten. Diese Synthese von Zwinglianismus und Calvinismus wird zum eigentlichen Exportschlager. In Frankreich ist der Calvinismus nicht mehr städtisch-republikanisch, sondern wird von den Adligen aufgenommen. Im Reich werden Fürstentümer wie die Pfalz calvinistisch.

Wie rappelt sich die römische Kirche wieder auf?

Es gibt schon starke Reformbewegungen vor dem Auftreten Luthers. Diese denken in

vieler Hinsicht ähnlich wie Luther, aber sie finden relativ wenig Gehör an der Kirchengipfel.

Kann man sagen, dass Luther auch die katholische Kirche indirekt reformierte?

Der Begriff «Gegenreformation» ist eine protestantische Erfindung, weil sie letztlich auch das, was sich in der katholischen Kirche erneuert, auf Luther und die Reformation zurückführt. Natürlich gibt es Beeinflussungen, natürlich diskutiert man in Trient auf dem Reformkonzil ab 1545 auch die Punkte, die von den Protestanten bestritten werden. Aber diese Diskussion findet auch umgekehrt statt.

Ist es eigentlich Zufall oder eine schöne Ironie, dass Sie ausgerechnet im Reformationsjahr, selber aus einem lutherischen Elternhaus stammend, eine Papstgeschichte vorgelegt haben?

Dies hängt gewiss mit dem Versuch zusammen, solche Ereignisse von allen Seiten zu betrachten. Allein der Begriff «Reformation» zeigt, dass sie zu sehr von der deutschen Seite, von Luther aus gesehen wurde.

Was will die katholische Reform?

Man will wieder eine stärker auf Christus zentrierte Religion. Die Reformkräfte wollen ein seelsorgerisches, weniger machtpolitisch orientiertes Papsttum; sie wollen weg vom merkantilen Prinzip der Religion, dass man für bestimmte Leistungen belohnt wird. Sie stellen auch das Glaubenserlebnis als wichtiges Merkmal ins Zentrum, aber sie gehen in allen diesen Punkten nicht so weit wie Luther. Glaube zuerst, aber nicht der Glaube allein wie bei Luther. Man will mehr Innerlichkeit, mehr mystische Gotteserfahrung, aber nicht Prädestination. Nochmals: Man kann diese innerkatholische Bewegung nicht als Gegenreformation abstempeln, dazu sind die Ursprünge zu unabhängig von der Reformation und die Ziele zu eigenständig.

Welche Päpste waren wichtig?

Es dauert relativ lange, bis die Kirchengipfel reagiert. Der Papst, der ab 1535 die ersten Reformschritte einleitet, ist noch ein Renaissancepapst, Paul III., der extremen Nepotismus betreibt, aber interessanterweise sieht, dass sich etwas ändern muss, und Kardinäle eines ganz neuen Typus, eines seelsorgerischen, gelehrten Reformtypus, kreierte.

In Ihrem Buch «Pontifex» beschreiben Sie Pius V. (1504–1572) ausdrücklich als «Reformpapst».

Mit ihm erreicht die katholische Reform ihren Höhepunkt. Es werden neue Bildungseinrichtungen für den Klerus geschaffen, der wiederum viel strenger kontrolliert und diszipliniert wird. Es wird auch härter gegen Abweichler vorgegangen, in Rom lodern gelegentlich die

Scheiterhaufen. Das Leben der Menschen wird neu diszipliniert, man rüstet auch intellektuell auf, um der Öffentlichkeit aufzuzeigen, dass die katholische Kirche die Kontinuität beanspruchen kann und Erbin der apostolischen Zeit ist. In diesen sechs Jahren Pontifikat sehen wir eine Totalreform auf allen Ebenen, bis in den Alltag hinein.

Typischerweise verkörpert Pius eine Aufsteigerbiografie.

Tatsächlich stammt er aus bescheidenen Verhältnissen. Sein Orden, die Dominikaner, war schon lange vorher für die Inquisition zuständig. Er ist Spezialist für Glaubensreinheit. Ein wichtiger Punkt dieser Reform ist die extreme Reduzierung des Nepotismus.

Das Papsttum wird sozusagen neu erfunden?

Zumindest wird die Aussenwirkung des Papstes neu geordnet. Das Papsttum soll nicht mehr als eine starke Macht unter anderen starken Mächten erscheinen, die Andersartigkeit, die geistliche Einsetzung, die übernatürlichen Ursprünge des Papstes werden jetzt sehr stark betont. Man schafft sich ein neues Image. Doch der nächste Papst betreibt schon wieder sehr intensive Familienpolitik. Auch die Versuche, die Mentalität, das innere Leben aller Menschen zu prägen, lassen nach. Man merkt, dass die Inquisition maximal bestimmte äussere Regeln umsetzen kann.

Liegt darin nicht auch das Wesen des Katholizismus, dass man eigentlich weiss, dass der Mensch geboren ist, um zu scheitern, und trotzdem versucht man, einen theologischen Rollator zur Verfügung zu stellen?

Die Theologen, vor allem die Jesuiten, haben mehr Verständnis für das Menschlich-Allzumenschliche, dafür, dass Blut dicker ist als Wasser und dass alle Versuche, Konformität im Denken, Glauben und Handeln herzustellen, scheitern müssen. Man begnügt sich dann bald, am Ende des 16. Jahrhunderts, eine äussere Konformität herbeizuführen: den Besuch der Ostermesse, dass die Gläubigen bestimmte Riten befolgen, dass sie nicht ohne kirchliche Erlaubnis öffentlich zu predigen beginnen. Wer bestimmte Vorsichtsmassregeln einhielt, konnte in Rom jedenfalls unbehelligter leben als in Genf oder in anderen protestantischen Gebieten.

Sie schreiben dann von einer zweiten Reformphase der katholischen Kirche.

Man fällt wieder in die alten Muster zurück, dazu kommt die enorme Verschuldung. Rom ist 1676 faktisch bankrott. Dann kommt es zur Wahl eines Exponenten dieses fortlebenden Reformflügels:



«Erregende Fremdheit»: Luther.

Innozenz XI., der jetzt versucht, vieles, was steckengeblieben ist, durchzusetzen. Aber er kommt damit eigentlich zu spät. Europa bewegt sich auf die Frühaufklärung zu, man hat sich an bestimmte Lebensformen gewöhnt, gerade die Oberschichten sind nicht mehr bereit, sich einem kirchlichen Diktat zu unterwerfen.

Innozenz reformiert auch die Finanzen.

Er ist ein Finanzmanager grossen Stils, er stammt aus einer Grosshandelsfamilie und weiss, wie man den Märkten begegnen muss. In Rom werden keine Prachtbauten mehr finanziert, sondern überwiegend Sozialbauten. Es kommt zu einer Umorientierung des Papsttums, es werden strikte Normen

«Luther war ein äusserst unbequemer Denker, den man sehr schwer vereinnahmen kann.

gegen die Bereicherung der Verwandten geschaffen. Aber die Reformen verpuffen weitgehend. Die meisten Päpste des 18. Jahrhunderts haben in einer typisch römischen Mischung viele dieser Reformbestimmungen dem Namen nach eingehalten, im Geiste allerdings aufzulösen versucht.

Warum hat Luther einen solchen Hass auf die Päpste entwickelt, in ihnen sogar den Antichristen gesehen?

Wir wissen wenig über die spontanen Eindrücke seiner Rom-Reise 1511. Er war sicherlich aus theologischen Gründen gegen das Papsttum. Er konstruiert daraus ein grosses Feindbild, und er braucht dieses Feindbild, um seine andere Kirche zu entwickeln. Man muss sich vorstellen, dass Menschen seit unvordenklichen Zeiten in der Bindung an das Papsttum als oberste Instanz auf Erden aufgewachsen sind. Jetzt kommt ein norddeutscher Mönch und behauptet: «Ihr habt dem falschen Herrn angehangen, er hat euch nicht zum Himmel, sondern zur Hölle geführt.» Die Radikalität dieses Schnitts

können wir uns gar nicht mehr vorstellen. Dazu braucht man wirkungsmächtige Feindbilder, negative Gegenwelten. Luther hat es ja selber auf die Formel gebracht: «Meine grössten Tröstungen waren die Liebe zu Christus und der Hass auf das Papsttum.»

Zurück zum Reformationsjahr: Besondere Festfreudigkeit schien mir nicht aufzukommen.

Ich habe das Jahr mit gespaltenen Gefühlen erlebt. Bei Vorträgen habe ich mit einer gewissen Bewegung registriert, wie aktuell das Thema für viele Menschen ist. Luther ist nicht tot. Alle anderen deutschen Mythen sind erledigt. Mit dem Preussenkönig Friedrich II. können Sie niemanden mehr hinter dem Ofen hervorlocken, aber Luther hat mit Denken, Fühlen und Identität der heutigen Menschen sehr viel zu tun. Ich war überrascht, wie leidenschaftlich diskutiert wurde, wie gross das Bedürfnis ist, diesen Mann neu zu entdecken.

Hier klingt schon ein Aber an.

Diese von offiziöser Seite ausgelöste Erinnerungswalze hat mich eher abgestossen. Vor allem deswegen, weil man nicht zwischen dem Bild, das man sich heute von Luther macht, und der historischen Person unterschieden hat. Luther war ein äusserst unbequemer Denker, den man sehr schwer fürs 21. Jahrhundert vereinnahmen kann, und er wurde hemmungslos vereinnahmt. Man hat Luther enthistorisiert, man hat ihm seine Andersartigkeit abgesprochen. Ein Mann des 16. Jahrhunderts lebt mit ganz anderen Weltbildern und Bewusstseinshorizonten; man hat diese erregende Fremdheit, die eigentlich das detektivische Gespür des Historikers weckt, retuschiert und übergangen.

Man hat ihn vorsorglich weichgespült.

Luther hat eine sehr schroffe Prädestinationslehre, die besagt, dass der Mensch lange vor seiner Geburt zur Verdammnis oder Erwahlung bestimmt ist – das kann man heute nicht mehr vermitteln. Luther hat an Hexen geglaubt, an Wechselbälger, also an Teufelskinder. Er glaubte wie fast alle, dass sich die Sonne um die Erde dreht. Es ist in Ordnung, dass man heute Ökumene und Verständigung will, aber das Luther zu unterstellen, ist falsch. Er hat anders gedacht.

Was hat er uns denn noch zu sagen?

Im allgemeinsten Sinne: «Habt den Mut zum Widerspruch gegen eine scheinbar übermächtige Autorität.» Ich glaube, das bleibt.

Volker Reinhardt: Luther, der Ketzler. C. H. Beck. 352 S., Fr. 36.90

Volker Reinhardt: Pontifex. Die Geschichte der Päpste. C. H. Beck. 928 S., Fr. 49.90

Machtpoker 2017

Man soll das Jahr nicht vor Heiligabend loben. Von Andreas Thiel

Amtseinführung Donald Trump

Eröffnung
Elbphilharmonie



G-20-Gipfel in Elbphilharmonie

Reformationsjubiläum
in Deutschland



Burkaverbot in Österreich

Frauen ans Steuer
in Saudi Arabien



Die Ehe für alle!

Öhm...
Aufdeckung
Harvey Weinstein?



Hurrikan Harvey

Der äh...
Fidget Spinner?



Donald Trump anerkennt
Jerusalem als
Hauptstadt Israels



Fidget Spinner? Du hast das Jahr
verloren: Terroranschläge in
Paris, London, Barcelona, Istanbul,
St. Petersburg, Manchester...



Mit dem eigenen Trump geschlagen...



Thiel 2017

«Der Papst war ganz toll»

Sie sind das erfolgreichste Künstlerduo der Schweiz: Urs Kliby und Caroline. Seit 44 Jahren begeistern sie Alt und Jung. Jetzt ziehen sie Bilanz – und verraten, warum Carolines Mund ständig ausfranst.

Von Wolfgang Koydl und Martin Mischkulnig (Bild)

Wo immer er unterwegs ist, Urs Kliby wird sofort erkannt – und da hat er noch nicht einmal Eseldame Caroline dabei. Eine kalte Wintersonne lässt den Bodensee bei Kreuzlingen funkeln, als der bekannteste Bauchredner der Nation mit einem Rollkoffer um die Ecke biegt. Drinnen, fein säuberlich zusammengefaltet, seine Partnerin. Es gibt wohl kaum eine Unterhaltungssendung im deutschen oder schweizerischen Fernsehen, die die beiden nicht bespielt hätten: von Kurt Felix' legendärem «Teleboy», der Kliby über Nacht berühmt machte, über «Wetten, dass ...?» bis zum «Grand Prix der Volksmusik». Noch erfolgreicher war er mit seinen Schallplatten und CDs: mehr als eine Million verkaufte Tonträger, zwanzig Goldene und zwölf Platin-Platten sowie ein Diamond Award. «Im Verhältnis zur Bevölkerung habe ich mehr Platten verkauft als Michael Jackson und Elvis Presley», verkündet er stolz. Er wird an Heiligabend 67, sie ist auch schon 44 – doch die beiden sind kein bisschen müde. Sie sind bis weit ins nächste Jahr ausgebucht.

Caroline, jetzt mal unter uns: Wie ist denn so die Zusammenarbeit mit Kliby?

Caroline: Ganz toll. Er muss mir gehorchen, und ich gehorche ihm.

Ist er nicht ein wenig bevormundend?

Caroline: Nein, gar nicht. Ich sage den Quatsch, und er bügelt es dann wieder aus.

Kliby: Sie darf die Sachen sagen, die Kinder gern sagen würden, aber nicht dürfen.

Sachen, die Kliby auch gerne sagen würde, aber sich nicht traut?

Caroline: Genau. Die Lacher sind immer auf meiner Seite.

Kliby: Ich baue die Pointe auf, sie liefert sie.

Ist das nicht auf Dauer ein wenig frustrierend für Sie?

Kliby: Nein, ich kriege ja die Gage.

Und Caroline?

Kliby: Sie kriegt Taschengeld.

Caroline: Etwas wenig.

Ich habe gesehen, dass du in einem Koffer lebst.

Caroline: Nein, da werde ich nur transportiert. Zu Hause lebe ich im Bettchen.

Wie habt ihr euch denn kennengelernt, Kliby? Oder anders gefragt: Warum ein Esel?

Kliby: Am Anfang hatte ich eine Ente, die war sehr praktisch vom Schnabel her. Aber alle Bauchredner hatten eine Ente, und ich wollte anders sein. Einmal haben meine Frau und ich in einem Geschäft mit Kinderbekleidung einen Pyjama gesehen mit lauter kleinen Tierchen – und auch einem Esel. Da habe ich meiner Frau gesagt: «Der spricht mich an, den hätte ich gerne.» Und dann hat meine Frau die Caroline gemacht.

Bist du noch die erste Caroline?

Caroline: Ja, aber nicht verraten: Ich habe noch zwei Geschwister.

Dann bist du auch schon vierzig – so lange steht ihr ja schon auf der Bühne.

Caroline: Ich bin elf Jahre alt, und das schon seit 44 Jahren.

Da hast du dich aber gut gehalten. Man sieht euch beiden das Alter nicht an.

Caroline: Aber ich habe schon den achten Mund.

Kliby: Der wird alle drei, vier Jahre ausgetauscht, weil der am meisten in Anspruch genommen wird.

Caroline: Ich rede halt viel.

Wie viel Kliby steckt denn in dir?

Caroline: Hm.

Kliby: Was meinst du?

Oder andersrum gefragt: Wie viel Caroline steckt in Ihnen, Kliby?

Kliby: Ich würde sagen, fifty-fifty.

Ihr seid ja noch immer ungeheuer bekannt in der Schweiz.

Kliby: Ich habe einen Bekanntheitsgrad von 98 Prozent. Unlängst war ich auf einer Vorstellung, da kamen Eltern zu mir und sagten: «Wir bringen unsere Kinder, damit sie sehen, worüber wir damals gelacht haben.»

Und ihr kommt bei den Kindern heute genauso gut an, trotz neuer Medien?

Kliby: Ja, denn die Kinder haben immer noch die Kassetten und die CDs von Papa, Mama, Opa und Oma zu Hause. Die hören sie, als Gutenachtgeschichte zum Beispiel.

Caroline: Ich bin spezialisiert auf Kindermund. Und auf Wortspiele.

Kannst du mir ein Beispiel geben?

Caroline: Was ist Mengenlehre? Da sind drei Leute in der Küche. Vier gehen raus. Da muss einer wieder rein, damit keiner drin ist.

Wie frech darfst du denn sein, Caroline? Möchtest du manchmal ein bisschen frecher sein?

Caroline: Manchmal schon.

Kliby: Es kommt auf die Gesellschaft an. Bei

einem Kegelabend darf sie ein bisschen rauher sein, aber nie unter der Gürtellinie.

Sie hat gar keine Gürtellinie.

Caroline: Eben. Ich bin der Esel ohne Unterleib.

Man kennt euch, aber es ist stiller um euch geworden. Vor allem macht ihr kaum mehr Fernsehen.

Kliby: Ich habe mehr als 300 Fernsehsendungen gemacht – «Wetten, dass ...?», «Teleboy», «Verstehen Sie Spass?». Und ich habe den «Donnschtig-Jass» moderiert. Das war übrigens eine Idee von Kurt Felix, der ja auch mich entdeckt hat.

War Caroline dabei?

Caroline: Ja, aber ich spiele nicht. Ich kiebitze lieber.

Ist es denn manchmal ein Problem, dass ihr den Ruhm mit dem anderen teilen müsst?

Caroline: Ich habe damit keine Probleme.

Kliby: Dank mir geht's ihr gut, und dank ihr geht's mir gut. Wir sind ein eingespieltes

«Wir sind ein eingespieltes Team. Auch meine Frau ist nicht eifersüchtig.»

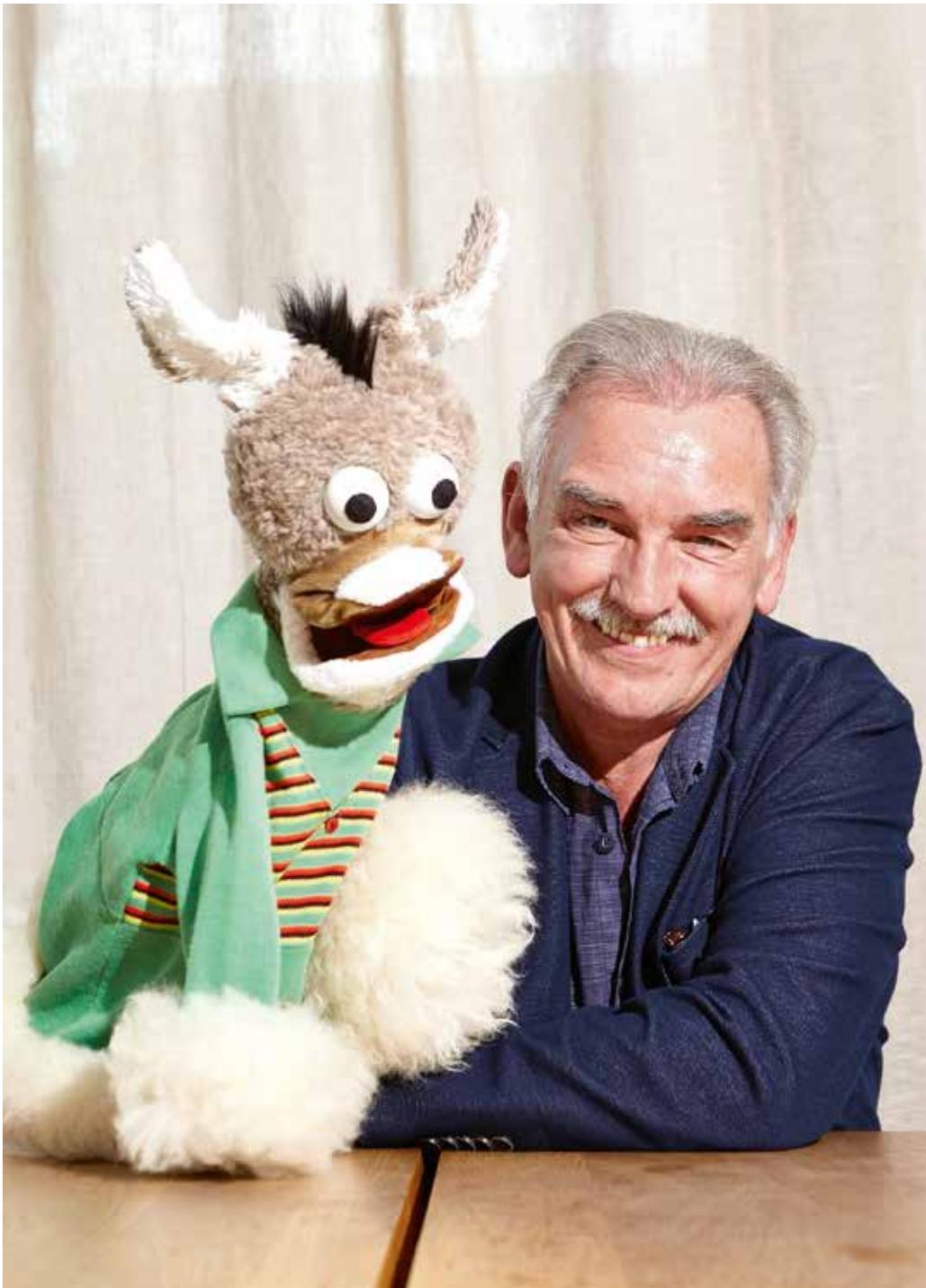
Team. Auch meine Frau ist nicht eifersüchtig. Wie könnte sie auch, wenn sie mir die Puppe gemacht hat?

Was war denn eure schönste Erfahrung?

Kliby: Jeder Auftritt, und das waren 5800 in bald 45 Jahren, hat irgendetwas Spezielles. Einmal sind nur Kinder da, ein anderes Mal nur ältere Leute, manchmal Familien, manchmal Geschäftsleute. Und ich stelle mich in meinen Vorstellungen auch immer persönlich auf das jeweilige Publikum ein. Einer meiner schlechtesten Auftritte war in einem sehr vornehmen Hotel. Da hat eine Frau zu ihrem Mann gesagt: «Lach nicht so laut, es hat noch mehr Leute im Saal.»

Für einen Künstler, der Leute zum Lachen bringen will, ziemlich ernüchternd.

Kliby: Dafür war ich bei einem meiner schönsten Auftritte gar nicht persönlich anwesend. Da war ein sechsjähriger Bub, der nach einem Autounfall drei Wochen im Koma lag. Die Mama brachte ihm die Katze, das Meerschweinchen, den Kanarienvogel auf die Intensivstation. Aber nichts nutzte etwas. Dann brachte sie eine Kassette von Kliby und Caroline mit, drückte auf «Play» – und zwei Minuten später war er wach.



«Sie kriegt Taschengeld»: Kliby und Caroline, 2017.

Ihr wart ja auch einmal bei Papst Johannes Paul II. Wie fandest du ihn, Caroline?

Caroline: Ganz toll. Er hat sogar Deutsch gesprochen.

Kliby: Das war zum 475-Jahr-Jubiläum der Schweizergarde. Wir haben fünf Minuten für ihn gespielt.

Caroline: Das hat auch gereicht. Aber er hat sehr gelacht.

Kliby: Ich habe ja keine schmutzigen Witze gemacht.

Caroline: Und er hatte keine Frau dabei, die ihn ermahnt hätte.

Kliby: Für mich als Katholiken war es ein besonderes Erlebnis. Als Kind mit elf, zwölf war ich Ministrant und bin aufgestiegen zum Lektor. Jeden Samstag-

nachmittag riefen einige ältere Frauen in der Kirche an und fragten, in welcher Messe der Ursli wieder vorbeite, weil er so deutlich spreche. «Bei ihm versteht man jedes Wort», sagten sie. Das war mein erster Fanclub.

Vor sieben Jahren hat Kliby gesagt, dass Caroline in drei Jahren in Rente gehen würde. Aber ihr seid noch immer aktiv.

Caroline: Mit mir hat er das nicht abgesprochen. Ich habe nie daran gedacht, in Rente zu gehen.

Kliby: Das war eine Frage in einem Interview: «Denken Sie nicht daran, einmal mit Ihrer Show aufzuhören?» Ich habe dann gesagt, das hänge von meiner Gesundheit ab.

Caroline: Ich bin gesundheitlich topfit.

Kliby: Aber ich hatte zwei Schlaganfälle, dann Krebs, letztes Jahr bekam ich vier Bypässe.

Caroline: Jetzt ist Schluss mit Krankheiten.

Kliby: Aber ich lebe noch, und das verdanke ich meiner Frau. Dank ihr hing ich nach dem ersten Schlaganfall schon nach 25 Minuten an den Schläuchen. Heute geht es mir wunderbar, keine Beschwerden, nichts.

Sie haben als Bauchredner Schallplatten aufgenommen. Da sagt man sich: Gut und schön. Aber das kann ich auch. Ich gehe ins Studio und spreche mit verschiedenen Stimmen. Es sieht ja keiner, wenn ich die Lippen bewege.

Kliby: Wenn man so viele Fernsehsendungen gemacht hat wie ich, dann kennt jeder dein Gesicht. Wir waren so präsent in den Zeitungen, überall. Damals gab es ja noch nicht richtig Video, und deshalb hat man mich gefragt, ob ich Tonkopien dieser Sendungen hätte. Stattdessen hatte ich die Idee, eine Single zu machen. Keine Plattenfirma wollte mich, ausser der Bellaphon. Ursprünglich waren 4000 Stück geplant, doch nach zwölf Wochen waren es 90 000. Bei der ersten LP waren es dann 320 000, die zweite verkaufte sich 280 000-mal, und so ging das weiter. Bis weit über eine Million.

Aber ihr seid noch immer gut ausgebucht?

Kliby: Ja, nur Fernsehen machen wir weniger. Ich habe gerade erst eine Kochsendung abgesagt. Ich kann nicht kochen. Ich würde mich echt blamieren. Man muss nicht alles mitmachen.

Caroline: Wir grillieren lieber.

Gibt es denn in der Schweiz Nachfolger für euch?

Kliby: Viele, aber ihr Problem ist, dass sie mich kopieren wollen. Dann heisst es in der Presse: «Er versuchte in Klibys Fussstapfen zu treten, aber es ist ihm leider nicht gelungen.» Sie rufen mich dann an und fragen, was sie anders machen sollen – und genau das ist es: Sie müssen es anders machen als ich.

Und in Deutschland?

Kliby: Da gibt es natürlich den Sascha Grammel. Ich bin ganz stolz, dass er einmal geschrieben hat, dass ich sein Vorbild war. Als Kind habe er mich am Fernseher fast verschlungen, hat er mir erzählt.

Letzte Frage an Caroline: Es gibt in der Literatur Puppen, die ihren Meister kontrollieren. Hast du nicht manchmal Lust darauf?

Caroline: Nie, keinen Deut.

Und wie findest du die Horrorpuppe Chucky? Hast du den Film gesehen?

Caroline: Das war gar nicht schön. So etwas würde ich nie machen. Dafür mag ich den Kliby viel zu sehr. ○

	1	2	3	4		5	6		7	8		9		10
	11								12			13		
14						15								
16									17					
18									19					
			20		21		22				23	24	25	
		26		27						28				
29	30		31				32		33			34		
35			36				37				38			
	39								40					41
42									43					
	44						45							

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Schuldzuweisung im Ergebnis
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Das Dollarzeichen steht für ihn, in Mexico wie in Chile. 5 Das Teatro alla für Opernliebhaber. 11 Liegt über allen anderen Schweizer Gemeinden. 12 In der gleichen Weise, aber anders ausgedrückt. 14 Die mineralische Masse formiert sich am Rhein zu einem Städtchen. 15 Eigenschaft, die besonders auf Kinder zutrifft. 16 Ein gigantisches Fünfeck mit militärischer Power. 17 Bereits den alten Römern bekanntes Unisex-Kleid. 18 Mailand ganz nach dem Geschmack von Fussballfans. 19 Siegfried und Sigrid in trauter, wenn auch kurzer Eintracht. 20 Ob ein solcher Kaugummi Raucher entwöhnt? 23 Gegründet in minimaler Form. 27 Eine solche Anlage erfreut nicht nur Ökologen. 28 Die griechische Siegesgöttin in verwirrender Darstellung. 29 Ungebleicht und nicht verdeutsch. 32 Die Grösse beschreibt die pro Masse absorbierte Energie. 34 Hat der Samichlaus in der Romandie immer dabei. 35 Aufklären aber auch aufknüpfen. 37 Er ist gewissermassen express unterwegs. 39 Die bewegende Kraft geht eindeutig von ihm aus. 40 Das Brot ist nur mit Zutaten so. 42 Der Mangel an Selbsterkenntnis ist die ... der Ignoranz. 43 Für die einen schlimm, so sein zu müssen, für andere schön, es sein zu können. 44 Das Bestimmungswort für eine Eins mit 12 Nullen. 45 Der Staat dort wo der Niger entspringt.

Senkrecht — 1 Godfather, bei uns ebenfalls bekannt, hier sogar mehrfach. 2 Das besondere Ereignis gibt sich zeitgemäss. 3 Vieles hat zweifellos zwei. 4 Messe für Trends in Zürich und Bern. 6 Stichwort Teilchenbeschleuniger – da landet man dort nahe Genf. 7 Kann sein, dass sie aus Riga stammt, oder aus Jelgava. 8 Für den Schuss braucht es ihn. 9 Kanton Glarus, Dorf in der Gemeinde Süd. 10 Die Angoraziege und was sie zu bieten hat. 13 Sagen wir: eine Handvoll, vielleicht aber auch zwei. 14 So dürr – man könnte Anorexia nervosa assoziieren. 15 Asien: der Zufluss des Irtysh, 1591 Kilometer lang. 19 Modeunternehmen der Färöer, reine Schurwolle gehört dazu. 21 Statistik: grösste Agglomerationsgemeinde der Schweiz. 22 Ohne ihn bleiben viele Schätze im Boden. 24 Für das Kaltgetränk braucht es erst ein heisses. 25 Berner Regierungsrat, National- sowie Bundesrat (1966 bis 1979). 26 Sie ist Teil des Zaumzeugs. 28 Die Göttermutter vom Berge. 30 Folgt aufs Meer, jene im Osten und im Westen der USA. 31 Zürcher wissen: Zu den Ortsteilen gehören Freudwil, Nänikon u.a.m. 33 Dem Heiligen verdankt ein Basler Tor seinen Namen. 36 Der Mädchenname machte sich früher mit Witzen einen Namen. 38 Ein spanischer Kochtopf, gleicht einem altgriechischen Gefäss. 41 Dieser Stoff, wahrhaftig ein Knaller.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 547

M	E	I	S	T	E	N	S	A	R	G	O			
L	E	S		E	U	R	O	P	A	E	E	R		T
A	T	T	R	I	B	U	T	E		T	I	A	R	A
E	A	R		L	E	I	E	R	K	A	S	T	E	N
S		I	S	T	R	E		R			S	T	E	N
O	S	C	A	R		R	I	E	M	E	N		S	
E	C	H	T		G	E	R	N	E		A	V	E	S
	I		T	I	O	N	A		L	O	G	E		F
H	E	I	R	A	T		K	A	S	P	E	R	L	I
E	R	N	E	U	E	R	E	R		A	L	B	U	M
A	B	R		C			R	I	T	T		O	P	A
R	E	I	C	H	E	N		E		A	U	T	O	S

Waagrecht — 1 MEISTENS 8 ARGO 11 LES (franz. f. die, best. Artikel) 12 EUROPAEER 14 ATTRIBUTE 15 TIARA (frühere Papstkrone) 17 EAR 18 LEIERKASTEN 19 ISERE (Reise) 21 SEIN 22 OSCAR 24 RIEMEN 27 ECHT 28 GERNE 29 AVES (save, engl. f. sichern) 32 ILONA 34 LOGE 36 HEIRAT 38 KASPERLI 41 ERNEUERER 42 ALBUM 43 ABR (kurz f. Aufenthaltsbestimmungsrecht) 44 RITT 45 OPA 46 REICHEN 47 AUTOS

Senkrecht — 1 META 2 ESTRICH 3 SEILER 4 TUBER (bot. f. Echte Trüffel) 5 ERUIEREN 6 NOTE 7 SPERREN 8 AETA 9 REISSNAGEL 10 GRATE 11 LAESOE 13 TANN (-e) 16 REISE 20 SATIRE 23 SCHERBE 25 IRAKER 26 MELS 28 GOTE 30 VERBOT 31 SEIMAS 33 LAUCH 35 OPATA 36 HEAR (-t, engl. f. Herz) 37 INRI (Jesus Nazarenus Rex Judaeorum) 39 ARIE 40 LUPO

Lösungswort — **TRAURIGKEIT**



EMS – Innovativ, weltweit
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen
 Hochleistungspolymere
 Spezialchemikalien

«Ein glückliches Jahr»

Dieter Meiers Erfolgsserie, so sieht es aus, hält an.

Von Mark van Huissing

Wie würdest du auf einer Skala von eins bis zehn dein Jahr 2017 bewerten?

Ich muss sehr zufrieden sein.

Auch mit der Yello-Tour, wie läuft's?

Das läuft sehr gut. Wir haben viel Freude an unseren Gigs. Gestern spielten wir in Hamburg. [Das Gespräch fand statt am 4. Dezember in Zürich, die Red.] Das war fast schon Euphorie. Und ich bin sehr gut vorangekommen mit der Schokolade. Andere Sachen sind auch gut gelungen – ich habe in Südamerika ein paar Museumsausstellungen vor mir. Und ich bin dran, ein Kinderbuch abzuschliessen... Ein glückliches Jahr.

Seit neustem produzierst du – zusätzlich zu Bio-Wein und -Rindfleisch oder Kaffee – Schokolade, weshalb?

Das ist eine Passion von mir, ich mag gute Schokolade. Und es geht bei allem, was wir machen im Ernährungsbereich, darum, die Aromen, die uns die Natur gibt, zu erhalten. Professor Hühn [Tilo Hühn, Professor für Life Sciences und Facility Management an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, ZHAW], der Aromawissenschaftler, hat ein Verfahren entwickelt, um die Aromen in der Kakaobohne zu erhalten. So habe ich gelernt, dass in der Schokolade, die ich bis jetzt gegessen habe, eigentlich keine Aromen von der Kakaobohne waren, sondern die Aromatik von aussen kam – hinten auf der Tafel steht, dass etwa künstliche Vanille drin ist oder Orangen, Nüsse und so weiter. Der Schokoladegenuss hat also mit dem, was die Kakaobohne leisten könnte, relativ wenig zu tun; die Kakaobohne wurde eigentlich, seit conchiert wird – dieses Verfahren, das Herr Lindt erfunden hat –, um ihr feines Aroma betrogen.

Weshalb wird das Verfahren nicht von, sagen wir, Barry Callebaut, Nestlé oder Lindt angewendet, sondern von Dieter Meiers Firma Oro de Cacao, die mir, mit Respekt, bis jetzt kein Begriff war?



«Ich war ein Frühzünder»: Dieter Meier, Musiker und Unternehmer.

Professor Hühn hat sein Verfahren fertig entwickelt, es war natürlich noch auf einem *experimental scale* [Versuchsmassstab], und zog damit von Pontius zu Pilatus, zu allen grossen Schokoladenherstellern der Welt also. Und sie sagten: «Das wird nie funktionieren.» Oder: «Das wurde nicht von uns erfunden.» Oder: «Wir sind zufrieden mit unserer Conchier-Methode» ... Sie haben das Angebot abgelehnt, respektive zwei wollten das Verfahren kaufen, aber nur damit es kein anderer anwendet. Doch die Hochschule hatte zur Bedingung gemacht, dass der, der es kauft, eine Fabrik dafür baut. Sie hatten schon resigniert und es ad acta gelegt – als der Professor mir die Schokolade zum Probieren gab. Und mir hat sie unglaublich gepasst. Dann haben wir die Planung in den letzten drei Jahren so weit vorangetrieben, dass eine erste kleine Pilotfabrik steht und wir die Produktion aufnehmen konnten

und damit auf den Markt gingen. Wir haben den grossen Schokoladenherstellern die Ergebnisse zeigen können – sie zeigen jetzt, nachdem sie seinerzeit das Angebot alle abgelehnt haben, unglaublich grosses Interesse an der neuen Methode.

Wir haben es mit einer im Food-Bereich doch eher seltenen Produktinnovation zu tun, nicht bloss mit Marketing.

Absolut, das ist so.

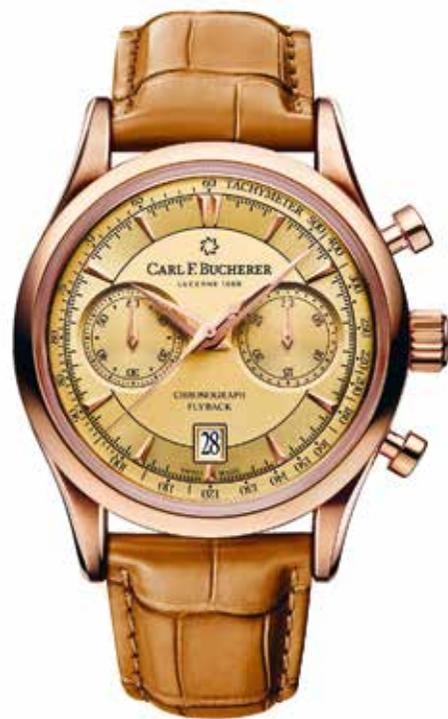
Was ist denn dein Ziel mit Oro de Cacao?

Wir sind mit unserer Schokolade, wenn man den Markt als Pyramide anschaut, ziemlich weit oben positioniert, wir sprechen den Schokoladeliebhaber an. Aber wir sind keine Boutique, wo die Ware in Handarbeit entsteht, sondern, sobald wir so weit sind, in einem vollautomatisierten Industrieprozess. Wir können in der Pyramide auch nach unten gehen und den Milkschokoladekonsumenten ansprechen, der eine aromatische Schokolade ohne Bitterkeit will. Wenn ich ein *Schoggi-Baschtler* wäre, würde sich die Industrie nicht für mich interessieren. Im Moment machen wir in unserem Betrieb in Wallisellen etwa 160 Tonnen Schokolade, das sind 6 Millionen 25-Gramm-Tafeln und ist eigentlich

ein Publikumstest. Ich war bei Mister Schultz von Starbucks [Howard Schultz, Gründer und ehemaliger Besitzer des Unternehmens, heute geschäftsführender Verwaltungsratsvorsitzender], die sind extrem interessiert an unserer Schokolade, sobald wir ein bisschen aufgerüstet haben und mehr produzieren können.

Ich sage nicht wieder, du seist ein Spätzünder. Sondern: ein Renaissance-Mann, der ein immer runderes Genussangebot für alle Sinne – Kunst, Musik, Delikatessen – abliefern.

Spätzünder ist okay. Ich war ein Frühzünder, bin aber inzwischen auch ein *late bloomer*. Und zum Renaissance-Mann: Ich decke nicht die ganze Palette des Genusses ab, sondern einen Aspekt der sogenannten Kunst, der Musik und einen kleinen Aspekt der Ernährung. Aber man kann sagen, ich tanze auf verschiedenen Parketten.



MANERO FLYBACK

AUTOMATIK | ROSEGOLD 18 K



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888